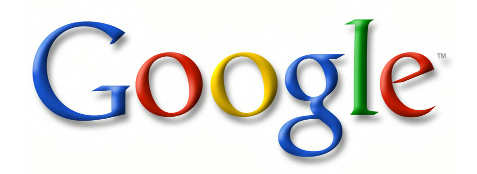
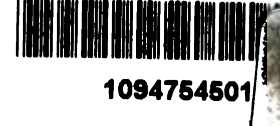




DULCES ANTE OMNIA MUSÆ.

A. PIDOU.

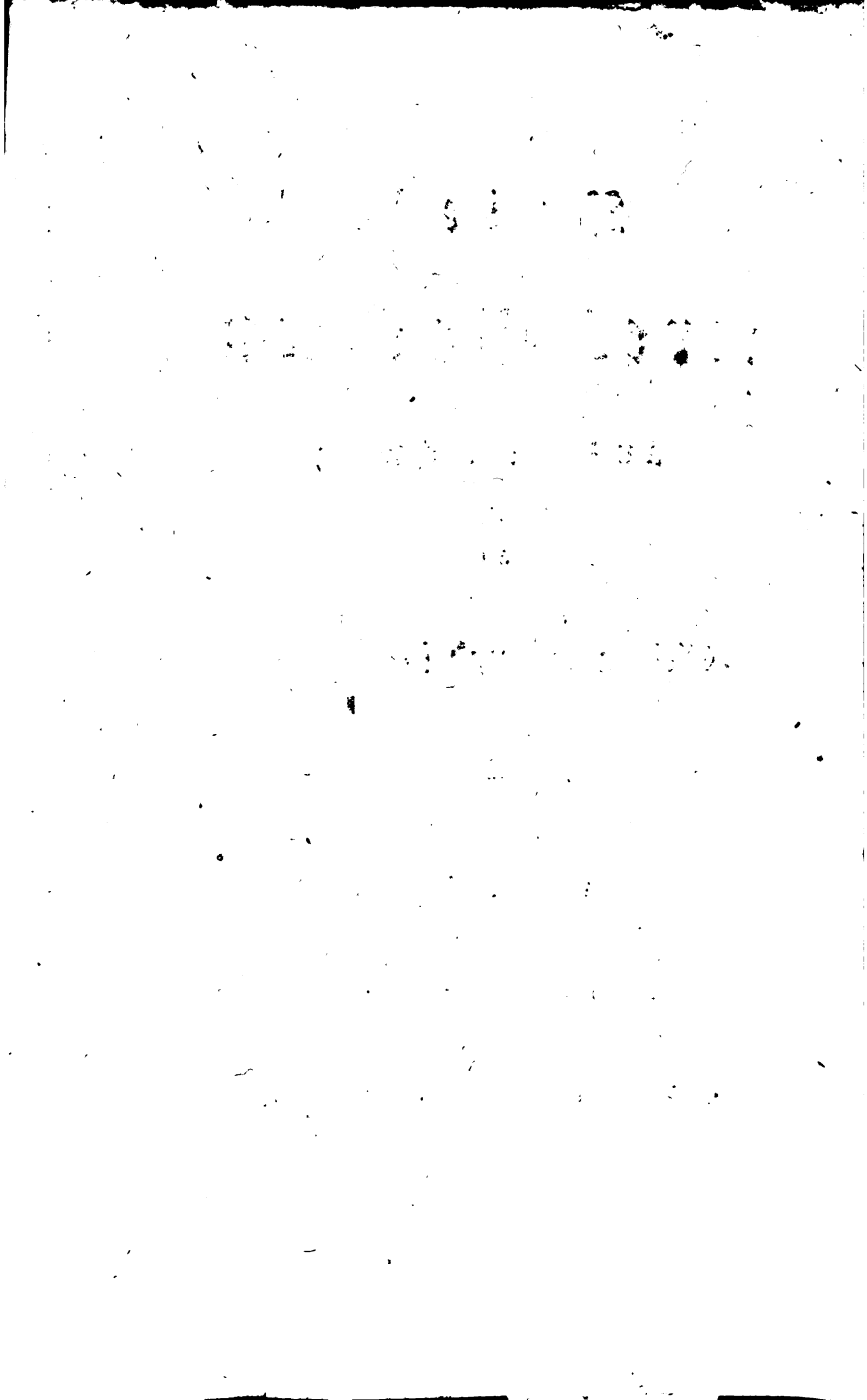
Seraphino Giovannini del. e Sculp. in Roma.



Briefe eines Sachsen aus der Schweiz an Seinen Freund in Leipzig.

Dritter Theil.

Leipzig
im Verlage der Dykischen Buchhandlung
1786.





Vivis, Donnerstags den 13. Jul. 1780.

Die Reise, von der ich Ihnen lezthin schrieb, ist gemacht, und — mit einem innigern Gefühle, als bey irgend einer, die ich je machte, darf ich diesmal hinzusetzen — glücklich gemacht. Daß ich an einem dieser Tage mein Leben aussezte, ist nichts; aber daß ich das Leben anderer zum Theil durch meine Schuld ausgesezt sehen mußte, ist mir noch jezt, nun der Tag vorbey ist, ein schauderhafter Gedanke. Um die Gemmi nicht zu ersteigen, um sechs bis sieben Stunden zu ersparen und etwas Außerordentliches zu thun, haben wir, mehrentheils auf meinen Antrieb, einen der abscheulichsten Wege gemacht, den man sich denken kann. Aber fest hab' ich bey dieser Gelegenheit den Vorsatz für die Zukunft gefaßt, nie wieder über die Alpen anders zu gehen, als über gewöhnliche, wenigstens betretene Wege.

Doch ich will Ihnen, lieber Freund, von dieser Reise, die, einen einzigen Tag ausgenommen, überaus angenehm war, eine Beschreibung

machen. Das Land, das ich gesehen, ist so interessant, daß auch die unfruchtbarste Beschreibung davon es noch einigermaßen seyn muß.

Eine Gesellschaft von dreyen, zu welcher ich der vierte war, ein Bedienter mit unserm Gepäcke und ein Pferd — das war die Karavane, die an einem Morgen nach drey Uhr hier auszog. Bis Clarens ist der Weg eben, von da aus gingen wir über das Schloß Chatelar, und etwas höher über ein kleines Dorf Charney, auf die Dent de Jaman. Eine reizende Aussicht öffnete sich bey Charney; schöne Wiesen, eine unzählige Menge Fruchtbäume, ein großer Wald, der sich zur Linken längst dem Berge hinauf zog; die ganze Aussicht auf den Genfersee, la Cote, Wallis und Savoyens Berge — alles von der Morgensonne beleuchtet, während daß wir, näher den Bergen, noch lange im Schatten gingen. Diese Aussicht, kontrastirt von der trüben, gelblichen Rhone, der ungeheuern Pläne hinter Villeneuve; und dann das Feyerliche, Ernste, das überall herrschte; die Kühle des Morgens, der Gesang der Vögel — alles goß Empfindungen in die Seele, die im Augenblicke entzückend sind, sich aber nachher nicht beschreiben lassen.

Wir drehten uns nun links um einen Berg herum, und allmälig verschwand die weite Aus-

sicht, um mit einer eingeschränkten, ganz ländlichen abzuwechseln. Wir gingen neben einer Menge einzeln stehender Häuser hin, die sich bis ans Ende dieses Thales hinaufziehen, und auf der andern Seite des Bergstroms von Montru hatten wir das nämliche Schauspiel. Sie gehören mehrentheils den Einwohnern von Montru, die zu Anfange des Sommers mit ihrem Viehe hinaufziehen, oder ihre Knechte schicken. Wir waren schon auf einer ansehnlichen Höhe, als wir wieder in eine Tiefe mußten, aus der hernach der Weg äußerst steil wird, und in einem Zickzack über einen Strich führt, der ganz wild und unfruchtbar ist.

So beschwerlich auch diese Straße ist, so ist sie doch sehr betreten, indem die sogenannten potiers aus dem Pays de Vaux allen Wein führen, der in diesem Theile der Alpen getrunken wird, den man das Pays d'en haut nennt: Pferde, denen man auf der rechten und linken Seite ein Faß aufladet, und eines oben drauf, machen den Transport.

Etwa nach acht Uhr waren wir auf der höchsten Höhe der Straße und hatten nun ganz nahe zur Rechten den eigentlichen Zahn, den ich Ihnen schon öfters genannt, den ich von jeher so interessant fand, und von dem Julie beym herannahenden Winter sagt: la dent de Jaman

commence déja à se blanchir. Es ist ein kegelförmiger kahler Fels, deren es in der Schweiz viele giebt, und die man in den deutschen Cantonen gemeiniglich Horn nennt, als Wetter-, Doßen-, Engel-, Schreckhorn. Ich brachte einen von der Gesellschaft dazu, es mit mir zu ersteigen, während daß die andern auf der Straße fortgingen und das Mittagsessen bereiteten. — Da wir das Horn an der Seite bestiegen, welche uns die nächste war, fanden wir den Weg beschwerlich und hin und wieder gefährlich genug, den Muth fahren zu lassen. Schon konnten wir nicht mehr weiter, weil die senkrechten Felsenstücke, über die wir geklettert waren, immer höher und höher wurden, als wir den eigentlichen Weg entdeckten, welcher auf der Vivis entgegen gesezten Seite hinauf führt und weniger steil ist. Nach etwas mehr als einer starken Stunde waren wir auf der Spitze, die von Vivis aus völlig zugespizt scheint, und auf welcher doch zur Noth für ein artiges Haus Plaz wäre.

Ich hab' Ihnen schon so oft von dergleichen Aussichten geschrieben, bin auch nach und nach etwas daran gewöhnt worden, daß ich Ihnen und mir die Ey! und O! ersparen will, die man bey solch einem Anblick sich gewöhnlich zuruft. Vor und unter mir lag das ganze Pays de Vaud

mit allen seinen Bergen ausgestreckt, wie eine Ebene, ein Theil von Wallis, Savoyens Berge und Thäler, der Genfersee, la Vaud, la Cote mit allen den unzähligen Städten, Schlössern und Dörfern. — Die Gränze gegen Abend macht der Jura, welcher höher ist als alle hohe Berge der Schweiz, die nicht Schneeberge sind. Der Murten- und Neuenburgersee, den ich von einem Ende zum andern sahe, zeigte mir bald die Lage meiner Gegend und ich konnte mich leicht überzeugen, daß ich die ganze Kette des Jura von Pays de Gex an bis an den Canton Basel sahe, hoch über alle Berge erhaben, die zwischen ihm und mir lagen. Große Gläser, die wir mitgebracht hatten, entdeckten uns eine Welt, welche das bloße Auge zu sehen nicht fähig war, und mit Hülfe meines Gesellschafters, eines Berners, fand ich, wenn ich anders so sagen darf, die Topographie des Ganzen aus.

Doch dies alles hatte ich ungefähr erwartet; aber wie erstaunte ich, als ich hinter mir in sechs, sieben bis acht auf einander gethürmten, mit Schnee bedeckten Bergreihen einen Theil der Alpen sahe, welche Bern und Wallis scheiden. In einer Tiefe gen Nordost die Sane!

Nach zwey Stunden, die ich beständig steil hinab ging, kam ich in einen elenden Ort der Grafschaft Griez, (Gruyere) im Canton Freiburg,

wo wir mit dem, was wir mitgebracht hatten, und einigem wenigen, das wir in einem schlechten Wirthshause fanden, unser Mittagsessen hielten. Hier fängt das Land, das bisher den traurigsten Anblick hatte, wieder an milder zu werden, und nach zwey Stunden tiefer waren wir an den Ufern der Sane in einem schönen, fruchtbaren Thale, im lezten Freiburgischen Dorfe, Montbouan.

Hier kamen wir wieder in den Canton Bern, und waren bald, indem wir immer die Sane zur Linken behielten, nahe bey Roßiniere, einem schönen Dorfe, welches mir nebst der umliegenden Gegend um so mehr Vergnügen machte, weil es mir ein erquickender Anblick nach so vieler Wildniß war, durch die ich eben gegangen war. Ich verließ die Landstraße, um ein schönes, grosses Haus im Dorfe zu besehen, wo ich Verwandte von Personen aus Vivis fand.

Ein Landmann, mit dem wir ein Stück des Weges gemacht hatten, sagte uns, daß Reisende, die aus Curiosität dieses Land besähen, gewöhnlich in dieses Haus gingen, um einen Begriff von einer wohlhabenden Familie auf dieser Alpenhöhe zu haben. Wir gingen also auch hin, ließen uns bey Herrn Ensch, dem Besitzer, als Reisende, anmelden, und verlangten sein Haus zu sehen. Obschon als ganz Unbekannte, und in

einem Aufzuge, den Sie sich vorstellen können, da wir alle den Weg zu Fuße gemacht hatten, fanden wir einen äußerst höflichen Empfang und allerhand Erfrischungen. Kurz hier war wirklich Hospitalität. Wir sagten hernach, wer wir wären, und zwey Personen der Familie begleiteten uns ein gutes Stück Weges, durch eine schöne Allee von Fichtenbäumen längs der Sane hin, und zeigten uns eine merkwürdige Quelle.

Wir mußten alsdann, um ein erträgliches Nachtlager zu finden, noch bis Chateau d'Ox gehen, (auf deutsch Oesch) welches ungefähr fünf deutsche Meilen von Vivis seyn mag. Es war ein Sonntag, und die Leute saßen vor der Thüre in ihren Feyerkleidern. In der Kühle eines herrlichen Abends, und unter dem Anblicke der schönsten Alpengegend, kamen wir über eine sorgfältig unterhaltene Straße im Wirthshause an, wo wir noch erträglich genug bewirthet wurden. Ich bemerkte im Dorfe einen romantischen Hügel, auf dem die Kirche steht, und wo ehmals ein altes Schloß war.

Rossiniere, Chateau d'Ox, Rougemont und Sanen, sind vier Orte in diesem hohen und weiten Alpenthale, die alle sehr artig sind und sich in einer Menge Dinge merklich von den Dörfern und Flecken in der Tiefe, z. B. um Vivis herum, unterscheiden. Der Einwohner Haupt-

beschäftigung und Nahrung ist die Viehzucht; sie nennen sich Landleute, und heißen die Einwohner in der Tiefe Bauern, ein Wort, durch das sie sich selbst beschimpft finden.

Die Reichern, deren es viele giebt, wohnen nicht gerne im Dorfe, sondern haben in einer kleinen Entfernung davon, ungefähr in der Mitte eines ansehnlichen Stück Landes, große, wohlgebaute Häuser. Sechs, acht bis zehn Leute, in Knechten und Mägden, besorgen die Wirtschaft und das Vieh, welches nebst den Sennen den ersten May aus den Ställen zieht, erst auf die mittlern Berge, (denn auf den niedern sind Wiesen) dann immer höher steigt, und erst gegen Ende des Sommers wieder zurückkommt. Das Vieh ist beständig unter freyem Himmel und des Sennen Wohnung heißt eine Sennenhütte. Da wird der berühmte Saner Käse gemacht, welchen man auf der Stelle mit drey Groschen auch wohl noch mehr das Pfund bezahlt.

Wer viele Leute und viel Kühe und Weiden hat, führt eine Art Herrnleben und hat mehrentheils eine ansehnliche Bedienung in seinem Orte. Die Reichsten darunter haben eine Bibliothek, schicken bisweilen ihre Kinder herab in die Waud, um sie gut erziehen zu lassen; welches denn oft macht, daß diese, wenn sie in ein gewisses Alter kommen, ihre Güter verkaufen, sich Leibrenten

machen, oder in der Nähe der Städte sich ankaufen, und den Winter in der Stadt, den Sommer auf einem schönen Landgute zubringen. In Vivis giebts verschiedene solcher Familien.

Daß der Luxus auf diesen Höhen sehr eingerissen ist, läßt sich durch den Wohlstand dieser Leute leicht begreifen. Ob sie schon kein Getraide und keinen Wein bauen, hab ich doch überall das schönste weiße Brod und guten Wein gefunden. Alles hat ein Ansehen von Wohlseyn und Reinlichkeit, das sich gleich von außen an den Gütern und Höfen zeigt, und den Fremden entzückt. In ihrer Kleidung und Tafel wirft man ihnen sehr viel Aufwand vor, so daß auch im Ganzen dies Land bey weitem nicht mehr so reich ist, wie ehedem. Doch giebts noch eine Menge wohlhabender Leute, deren einige bis auf dreißigtausend Berner Franken besitzen sollen. (Der Franke beträgt zehn Batzen oder neun Groschen.)

Sie gelten für Leute von vielem Witz und Scharfsinn, haben andere gern zum Besten, und finden viel Vergnügen darin, die schwache Seite ihrer Landvögte und Pfarrer auszuspähen. Sie sollen darin mehrentheils sehr glücklich seyn und jenen durch Kälte, feinen Spott und verstellte Dummheit das Leben oft äußerst verbittern.

Diese ganze Nation, die sehr zahlreich ist, war von jeher sehr kriegerisch, und ist es noch. Die deutschen Saner waren es, welche das Gouvernement Aelen (Aigle) den Bernern eroberten, und hauptsächlich das französische Sanerland erobern halfen, nachdem sie sich schon vorher, mit Beybehaltung mancher Vorrechte, unter die Berner begeben hatten. Noch jezt gehen jährlich viele hundert junge Leute in holländische, französische und piemontesische Dienste.

Demungeachtet ist ihre Viehzucht gut besorgt, und alles hat ein Ansehen von Wohlseyn und Reinlichkeit, das dem Durchreisenden Vergnügen macht. Sie treiben auch etwas Handel und fabriciren allerhand Zeuge, besonders Strümpfe, deren sie viele ausführen.

Rougemont, im Deutschen Rothschenmunt, und gewöhnlicher Rothberg, ist der lezte Ort, wo man französisch spricht; zu Sanen und in verschiedenen andern in den Seitenthälern gelegenen Orten ist alles deutsch. Dieser deutsche Antheil gehörte den Bernern früher, als der französische; dieser leztere machte einen Theil der grossen Grafschaft Griez oder Griers aus, welchen die Berner ziemlich ungerechter Weise dem Grafen abnahmen, so wie die Freiburger von ihrer Seite das nämliche thaten. Die Deutschen haben ungleich mehr Vorrechte; so darf z. B. der

Landvogt nicht in dem Hauptort des Landes, zu Sanen, wohnen, sondern sie haben ihre eigene Obrigkeit, die sie ganz aus sich selbst wählen. Der Landvogt wohnt zu Rougemont.

Ueberaus angenehm war mirs, diese Reise mit einem Berner zu machen, der sehr unterrichtet ist und sein Land vollkommen kennt. Ueberdies machten wir noch zu Sanen mit einem der dortigen Geistlichen (denn es sind zwey Geistliche da) Bekanntschaft, welcher uns sechs Stunden weit begleitete und uns über vieles unterrichtete.

Der ganze Strich von Rossiniere nach Sanen ist eine vollkommene Ebene, die aber so hoch liegt, daß die Spitzen gewisser Berge am Thunersee horizontal mit ihr seyn sollen. Die Straße ist breit und vortreflich unterhalten. Demungeachtet ist diese Ebene von überaus hohen Bergen eingeschlossen, welche einen Theil der grossen Alpenreihe ausmachen, welche nebst den Wallisischen und einigen Savoyischen die höchsten in Europa sind. Sie werden leicht daraus auf die Höhe dieses Thales schließen. Bey Rothberg öffnet es sich, da es vorher sehr enge ist, und die zerstreuten, mit Holz gedeckten Häuser dieses Ortes geben einen malerischen Anblick.

Zwischen diesem Orte und Sanen kamen wir an einen Hügel, wo noch einige romantisch-melancholische Reste von dem Schlosse zu sehen sind, das ehemals den sogenannten Zwingherren des Orts gehörte. Ich stieg hinauf und sah mit Entzücken den Flecken Rothberg und das von der Morgensonne beleuchtete Thal. Die Fruchtbarkeit dieser Gegend, die schönen Wiesen, die sich weit hinauf in die Berge strecken, die darüber liegenden Weiden, und endlich die nackten, ungeheuern Felsenhöhen, hinter denen andere und wieder andere hervorragten, deren einige mit ewigem Schnee bedeckt sind, füllten mein Herz mit Wehmuth und Wonne. — In einiger Ferne sah ich das Bette der Sane, das bald mit Felsen umwölbt, bald von hohen Tannen eingeschlossen ist, bald durch Ebenen und grüne Wiesen sich zieht.

Den 15. Jul.

Von Sanen nach Zweisimmen sind drey Stunden. Dieser Weg ist sehr bergicht, doch angenehm. Wir fanden da Thäler, wo viele sumpfigte Wiesen sind, welche man die Sanen Möser nennt; diese Möser liegen, wie man ausgerechnet hat, mit der Spitze des Nisens, eines der höchsten Berge am Thunersee, wagerecht.

Zweisimmen, der Hauptflecken des Obersimmenthals, hat seinen Namen von den zwey Simmen, welche dort zusammen fließen. Auch dieser Flecken hat seine eigene Gerichte, und der Landvogt wohnt eine Stunde davon zu Blankenburg in einem schönen aber einsam gelegnen Schlosse. Dieser Flecken oder Dorf Zweisimmen ist merkwürdig, weil sich hier verschiedene Alpenpässe vereinigen. Durch ihn hängt das obere und untere Simmenthal zusammen; durch ihn kommt man aus dem Sanerlande nach Frutigen und Candelsteg, von welchen Orten man über die Gemmi nach Wallis, und über den Thunersee nach Bern und in den Grindelwald kommen kann.

Wir gingen drey Stunden lang längs der obern Simmen hinauf bis ans Ende des Thales, welches nicht dem Begriffe entsprach, den ich mir davon gemacht hatte. Es ist weit einförmiger und weniger reichhaltig und interessant als das Sanerland. Gleich von Zweisimmen weg ist es ein enges Thal, auf beiden Seiten mit hohen Bergen umgeben, die an ihren steilen Abhängen mehr Waldung als Weiden haben, und welches die Simmen durchfließt. Der Weg ist ganz eben und gut, so wie überhaupt der ganze Weg von Roßiniere, ein kleines Stückchen ausgenommen. Der Anblick des Dorfes, oder vielmehr

einer großen Menge zerstreuter Häuser, die man an der Leng nennt, ist eben so schön als merkwürdig. Der Ort liegt am Fuße der großen mittägigen Bergkette, die den Canton Bern von Wallis trennt, und wovon der Räzli, der Aengstlen, der Ravin, der Strubel, der Tungel, das Geishorn u. s. w. einen Theil ausmachen. Man sieht einen großen Theil dieser Berge, ehe man an die Leng kommt, und hinter dem Orte zeigt sich ein Amphitheater von hohen, völlig senkrechten Felsen, über dem sich im ewigen Schnee und Eis ungeheure Spitzen aufthürmen. Zwischen diesen Spitzen läuft viele Meilen weit ein Gletscher, der sich in der Mitte des Amphitheaters ein Stück weit herunter läßt. Der Anblick ist reizend und majestätisch zugleich, und bekommt gleichsam Leben durch verschiedene Wasserfälle, die sich über die Felsenwand herabstürzen.

Wir fanden eine sparsame Mahlzeit, keinen Wein und ziemlich schlechte Betten: kurz alles so, wie es an einem Orte zu erwarten ist, der, so zu sagen, am Ende der Welt liegt, durch den kein Paß geht, und der selbst vom neugierigen Theile der Reisenden nur selten besucht wird. Der Geistliche des Orts, ein überaus höflicher gefälliger Mann, der ganz Bewegung und Leben war, um uns, wie er sagte, unsern Aufenthalt

angenehm zu machen, bedauerte sehr, daß ihn seine kranke Frau verhinderte, uns Wohnung und Tafel zu geben, sprach von Chokolade, die wir ausschlugen, von andern Sachen, die wir verbaten; und den Wein, welchen wir annahmen, weil wir im Wirthshause keinen fanden, vergaß er zu schicken.

Unsere erste Sorge war, einen Führer zu finden, der uns über die Berge ins Leukerbad führen sollte. Dies führt mich nun auf den kläglichen Theil meiner Geschichte; und da ich beynahe mein Leben dabey verloren habe, so will ich Ihnen die ganze Sache umständlich schreiben, denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Sie, lieber Freund, auch nur stillschweigend, mich einer Verwegenheit oder Tollkühnheit beschuldigen sollten. Wenn das der Fall wäre, so würde ich schon für meine eigene Person zu tadeln seyn. — Allein ich war noch in der Gesellschaft anderer, die ich einzig durch mein Zureden bewog, diesen Weg zu machen. Auch jezt, da nun alles glücklich vorüber ist, und mir dieser Tag durch das, was ich wirklich gesehen und erfahren habe, zeitlebens interessant seyn wird — auch jezt versichere ich Sie heilig, daß ich nicht einen Augenblick daran gedacht haben würde, wenn ich den geringsten Begriff gehabt hätte, daß der Weg so seyn könnte, wie wir ihn nach-

her fanden. Hier haben Sie die Sache, wie sie ist.

Wir alle hatten gelesen und gehört, daß im hohen Sommer von Leng aus ein Paß offen sey, auf dem man in acht Stunden ins Leukerbad kommen könne, und der in jeder Betrachtung höchst interessant seyn solle. Wie wir hieher kamen, wollte weder der Pfarrer noch die Leute im Wirthshause von diesem Passe wissen. Nun hatte ich schon sonst Proben gehabt, wie unwissend oft die Leute in den Alpen über Wege sind, die ihnen ganz nahe liegen; ich bestand also auf meinen Paß und verlangte einen sogenannten Führer, irgend einen Mann wie es in den Alpen welche giebt, die Profession davon machen. Der Pfarrer ließ also einen alten Kräutersammler kommen, der sein Leben mit Kräutersuchen zugebracht habe, der alle mögliche Pässe wisse, und für dessen Kenntniß und Ehrlichkeit er gut sagen könne. Dieser kam und sagte: der gewöhnliche Weg ins Leukerbad sey über Frutigen und etwa sechszehn Stunden lang; ein kürzerer sey über Adelboden, etwa zwölf bis vierzehn Stunden lang, und der allerkürzeste gehe gerade über die Alpen, und bringe in weniger als zehn Stunden in das Bad. Dies war gerade mein Paß; aber er sey beschwerlich, sagte der Mann. Wir ließen uns das Beschwerliche erklären, und hörten, daß man über

viele Steine komme, wo man sorgfältig zusehen müsse, wie man gehe, sonst falle man. — „Giebt es Abgründe?“ — „Nein, aber über „Schnee muß man ein gutes Stück Weges ma„chen“ — hier dachte ich an die Lepontiner Alpen, wo das alles auch der Fall war, und ich dachte, der Weg könne nicht schlimmer seyn, als dieser. Auch der Pfarrer bestärkte unsern Entschluß, indem er den Kräutermann aufs neue empfahl und uns sagte, daß wir auf diesem Wege auch an den Ursprung der Simmen kämen, welchen wir entschlossen waren zu sehen, und nach dem wir nun nicht besonders zu gehen brauchten.

Ich hob die noch übrigen Zweifel, welche die Andern hatten, und mit dem frühesten Morgen machten wir uns des andern Tages auf den Weg. Den Bedienten mit dem Pferde und Gepäcke schickte ich über Adelboden.

Wir gingen in Begleitung des Pfarrers durch eine schöne Ebene, in der wir eine Stunde lang immer Hütten fanden, wovon die lezten ganz am Fuße der Berge liegen, von denen ich geredet habe. Volle vierzehn Wochen lang sehen im Winter die Einwohner keine Sonne; andere sind nur acht, sechs und drey Wochen dieses wohlthätigen Lichts beraubt. Gleichwohl ist die Kälte sehr erträglich. Ueberall von hohen, senk-

rechten Bergen eingeschlossen, kennen sie keinen Wind, ausgenommen den von Norden, der von der Höhe ein wenig herabdrückt; denn gerade kann kein Wind herabkommen. — Diese Hütten haben verschiedene Namen, gehören aber alle zur Gemeinde an der Leng, welche auf zweytausend Seelen hat. Die Namen Oberried, Boschenried, Brand, Gutenbrunnen, welche Sie auf der Walserischen Charte finden, sind nichts als Theile dieser Gemeinde.

Der Pfarrer unterhielt uns unterwegens von den Einwöhnern des Simmenthals und erzählte uns Dinge von ihnen, die, wenn sie wirklich so sind, freylich zeigen, daß Simplicität, Unschuld, und kindliche Reinigkeit der Sitten auch aus den entlegensten Hütten der Bergländer gewichen, und daß das Laster und der Luxus überall durchgedrungen. „Der Simmenthäler," sagte er, „wird arm, durch seine Liebe zum Wein, zum Kaffee und zur Kleidertracht. Die Weiber kommen häufig in taffeten Schürzen und Korsets in die Kirche, die Männer betrinken und schlagen sich im Wirthshause, und man rechnet jährlich über 50,000 Berner Franken Wein, der ins Land kommt." Dies macht 20,000 sächsische Thaler.

Diese Beschreibung von Alpenbewohnern ist nun freylich etwas stark. Da der Pfarrer des

Orts sie mir gab, so muß man vielleicht etwas abrechnen und das zu dunkle Kolorit mildern.

Wir waren eine Stunde in der Ebene gegangen, als wir an die Siebnen oder Simmen kamen, längs welcher wir nun ein Stück Wegs in die Höhe machen mußten. Sie stürzt sich dort durch lauter Fälle über Felsen herab, und bildet mit dem daran liegenden dunkeln Walde eine wilde, fürchterliche, schöne und romantische Gegend; und so kamen wir endlich auf einen grossen Platz vor dem Amphitheater: der größte, erhabenste, schönste Anblick von allem vielleicht, was ich in der Schweiz gesehen habe. Mit mannichfaltigen, unzählichen Tinten ist die gekrümmte Felsenwand gemalt, eben so merkwürdig und abwechselnd in ihren Formen, als in ihrem Kolorit. Majestätisch läßt sich oben ein Theil des Gletschers mit allen seinen mannichfaltigen Farben und Zacken ein gutes Stück über die Wand herab, rechts und links schäumen Wasserfälle herunter, unter denen der Ammertenbach der vornehmste ist. Auf der Seite flößen dunkle Tannenwälder Ernst und Nachdenken ein: rechts wechselt eine Gletschertafel, mit grauer Erde bedeckt, mit den grünen Hügeln und den abgefallenen Felsenbrocken ab; weiter hin gebieten majestätisch sich erhebende Berge Ehrfurcht und

B 3

Schauer. Und nun im ersten Vorgrunde strömt aus einer kleinen, sanft hängenden Wiese die Simmen oder Siebnen oder Siebenbrunnen in einer Menge Aermen, von denen sie vermuthlich den Namen hat, so stark hervor, daß sie gleich einen kleinen artigen Fluß bildet, der etwas weiter unten mit den andern Bächen vermehrt wird. Dieser kleine Fluß ist an seiner Quelle zehnmal beträchtlicher, als es die Rhone, die Aar oder die Reuß sind.

Wolf hat diese Gegend theils im Ganzen, theils stückweise gezeichnet, und in den von Wagner herausgegebenen Aussichten findet sich ein oder mehrere Kupferstiche davon.

Ungern verließ ich das schöne Gemälde und folgte unserm Führer links, der uns über steile, steinige Wege durch Wald und Wiesen abwechselnd führte. Schon hörte die befruchtete Gegend auf, wir stiegen über locker liegende rollende Steine einen steilen Berg hinauf, und fanden bald keine Spur menschlicher Hand mehr. Oede war die Natur um uns her, kein Schatten eines Baums erquickte uns; kein Vogel sang, und rechts zeigte sich der ungeheure Gletscher auf der Höhe. Nur die weite Aussicht in das schöne Thal ließ uns das Land bedauern, das wir verlassen hatten. Von diesem Orte an habe ich acht Stunden weit keinen Tritt, keinen Zug, keine

Spur menschlicher Hand mehr zu sehen bekommen. Wir waren schon sehr hoch, als wir uns an einen kleinen Bach, der zwischen den Felsen rann, lagerten, und unser Mittagsessen, das aus Brod und Käse bestand, verzehrten. Gegen zwey Uhr waren wir auf der Höhe des traurigen unfruchtbaren Berges.

Das Thier wird in der Wildniß, so zahm es auch ist, gewöhnlich wild, und doch fanden wir eine Heerde Schafe, die — (was mag es wohl seyn, das den Trieb der Geselligkeit in uns regt, das auch dem Thiere das Gefühl des Ungemachs einflößt?) — uns entgegen kamen, als fänden sie Gespielen in dieser fürchterlichen und einsamen Gegend, uns leckten, ein wenig von dem Reste unsers Brodes nahmen, uns nachliefen und mehr foderten.

Wir mußten von dieser Anhöhe wieder etwas herab in das Aengstlenthal, ein Name, welcher vollkommen der Angst entspricht, welche die Wildniß und Oede dieses Thals erregen. Da war keine Spur, daß je ein Mensch hier gegangen, je ein Thier geweidet! nakt und todt war der Fels umher; seine abgerissene Stücke lagen in unserm Wege, hin und wieder von Schneeschichten unterbrochen, und die traurig schleichende Aengstlen durchmurmelte ängstlich die ausgestorbene Scene. Mit welcher Freude sah ich einen Schnee-

vogel, der Gott weiß wovon sich nährt, und nur auf den höchsten Schneebergen sich aufhält.

Ich sah mit Unruhe, daß wir schon längst keinen betretenen Weg mehr hatten, und die Ungewißheit unsers Führers, der öfters stille stand und nach den Bergspitzen sich umsah, machte mich ängstlich. Ich sah, daß wir hintergangen waren, daß unser Führer seines Wegs nicht gewiß war, und daß ein Nebel, der längs den Bergen hinzuziehen anfing, ihn in Furcht und Angst sezte. Jezt fing er an von den Bergnebeln zu erzählen, wie sie manchmal ganze Tage dauerten, wie Leute aus der Leng, die nur nach Adelboden gewollt hätten, bey drey Tagen auf den Bergen umher geirrt wären ꝛc. Kurz ich sah, daß der Mann seiner Sache nicht gewiß war, und daß ihn diese Nebel sehr beunruhigten, und am Ende gestand er, daß, wenn die Nebel sich nicht verzögen, er die Hörner nicht mehr zu Führern haben würde, und daß wir vielleicht Alle diese Nacht würden erfrieren müssen, da wir weder Kleider noch Holz hatten.

Einer von uns wurde so schwach, daß er sich vom Führer abwechselnd mußte tragen lassen, während daß ich das Gepäcke auf den Rücken nahm, das vorher der Führer trug: eine kleine Last, die mir aber auf diesem entsezlichen Wege äusserst drückend wurde. Zurückzukehren war keine Mög-

lichkeit; denn wir waren jezt so weit von der Leng, daß wir nicht würden fähig gewesen seyn, noch einmal diesen langen Weg zu machen. Zwey von der Gesellschaft wollten längst der Aengstlen hinab in das Frutigthal; allein ich stellte ihnen vor, daß sie diesen Weg eben so wenig kennten, daß sie die Entfernung nicht wüßten, ja nicht einmal, ob der Weg wirklich zu machen wäre, und daß wir doch unmöglich weit vom Taubensee seyn könnten, der höchsten Höhe der Landstraße über die Gemmi. Wir fingen also wieder an zu steigen und kamen zwischen zwey Bergspitzen, an denen der Nebel sich zerstreute, mit vieler Mühe über Schnee und Felsen abermal auf die Höhe. Hier sah ich mit Schrecken, wo ich war! Zu meinen Füßen lag ein abhängendes Thal, ganz mit Schnee ausgefüllt und von hohen Bergen umgeben, die so mit Schnee und Eis bedeckt waren, daß auch nicht ein Schimmer eines Felsen oder der Erde hindurch blickte. Der Nebel hatte sich zerstreut, die Sonne ging unter, keine Spur eines Wegs! Ich werde nie die Rosenfarbe vergessen, mit der die abscheidende Sonne dieses fast unabsehbare Schneeland färbte, das diese Nacht für unser Grab bestimmt zu seyn schien. Wir gingen längs der abhängenden Seite eines steilen und ganz mit Schnee bedeckten Berges hin. Da wir Gletscher dort vermutheten, deren Spal-

ten oft durch den Schnee versteckt sind, nöthigten wir den Führer, immer auf zwanzig Schritte voraus zu gehen, wozu wir ihn nur durch Gewalt und Drohungen bewegen konnten, und wir folgten seinen Fußtapfen. Wir waren fast alle gefallen, und ich war einmal mit Pfeilsschnelle vielleicht zweyhundert Schritte tief auf dem Schnee hinabgerutscht; es war eine allgemeine Stille, und gegen Morgen zog schon die Dämmerung ihren deckenden Flor. Wir hatten eine kleine Stunde unter Ermüdung und Angst im Schnee gearbeitet, als voller Freuden unser Führer uns zurief, daß er den Taubensee sähe. Bald sahen wir ihn alle und entdeckten mit Erstaunen, daß wir uns auf einem Bergrücken befanden, der gar viel höher war, als der Taubensee, welches doch die höchste Höhe der Landstraße über die Gemmi ist.

Ich muß Ihnen hier Etwas von den Alpen überhaupt schreiben, sonst würde Ihnen vieles in den Bergreisen dunkel seyn. — Wenn ich Ihnen Namen und Hörner der eigentlichen Alpen nenne, so stellen Sie sich nicht etwa Berge vor, die so dastehen, eine Masse ausmachen und deren Höhe man sehen kann. Wenn ich also vom Gotthard, von der Furka, von der Gemmi rede, so müssen Sie allemal ganze Striche Landes verstehen, die viele Meilen im Umfange ha-

ben und aus mannichfaltigen Theilen bestehen. Sie ersteigen z. B. eine beträchtliche Höhe, die Sie im Auge hatten, ohne etwas höheres zu sehen, und wenn Sie hinaufkommen, finden Sie sich in einer Ebene, in einem großen Thale, das wiederum auf allen Seiten von hohen Bergen umgeben ist, auf deren Rücken sich noch höhere Spitzen formiren, um die herum aber alles mit Schnee und Eis bedeckt ist. An diese geht keine Straße, die Spitzen sind mehrentheils unersteiglich, und auch in die Thäler kommt Niemand als Gemsjäger und etwa verlorne Reisende, wie wir. Sie mögen also die Alpen passiren, wo Sie wollen, so kommen Sie immer nur durch Thäler, und sind, so hoch Sie auch seyn mögen, in der Tiefe. Daher kommt es, daß man auf diesen Pässen wenig Aussicht hat, ausgenommen man verläßt den Weg und wagt sich höher.

Wenn Sie sich nun eine ganze zusammenhängende Kette solcher Körper vorstellen, Berge auf Berge gethürmt, große Thäler dazwischen, und über diesen wieder Berge, deren Thäler mit ewigem Schnee und Eis bedeckt sind, das sich bis über die äußersten Enden der Spitzen oder Hörner, wenn sie nicht zu steil oder senkrecht sind, hinwegzieht, so haben Sie einen Begriff von den eigentlichen Alpen. — So ungefähr

ist die ganze Kette beschaffen, die sich aus Graubünden bis an den Genfersee erstreckt; und so ist die, welche sich auf der südlichen Seite des Walliserlandes von den Lepontiner-Alpen durch Savoyen und Piemont bis ins Dauphiné erstreckt. Dieser ganze Strich muß einst unzugangbar, muß eine Mauer gewesen seyn, durch welche die Menschen disseits und jenseits der Alpen getrennt waren. Nach und nach wagten sich kühne Menschen auf einige, (vielleicht zuerst Kräutersammler, Hirten und Gemsjäger) man durchsuchte die niedern Höhen dieser großen Reihe; man wandte sich gegen die Seiten, wo die Eis- und Schneeschichten am schmälsten waren, das heißt, wo man sie unterbrochen von Felsen oder Erde fand; man ging weiter, sprengte Felsen aus — und so entstunden, vielleicht nach einer Arbeit von Jahrhunderten, alle jene Pässe über den Gotthardt, Grimsel, die Furka, die Gemmi, den Splügel, Simpelberg, Bernhard und Cenis. — Alle diese Pässe sind noch heutzutage beschwerlich, aber ohne Gefahr zu machen, wenn man zu Fuße gehen will und nicht im Frühjahre reist, wenn die Lauinen fallen.

Wenn Sie sich die Alpen so vorstellen, so werden Sie einsehen, daß man ihre höchsten Spitzen nie sehn kann, als wenn man sechs, acht bis zehn Stunden weit davon ist; sind Sie dicht

daran, so sehen Sie entweder nur die ersten Höhen, auf denen oft gar kein Schnee liegt, oder solche, auf denen nur wenig liegt. Man kann über den Gotthardt gehen, ohne einen vollen bestimmten Begriff von den Alpen zu bekommen. — Verzeihen Sie diese Ausschweifung, die das Resultat meiner Bergreisen zusammengenommen ist.

Wie erquickend der Anblick dieses kleinen Sees war, an dem wir wußten, daß wir auf die Landstraße kommen mußten, kann nur der fühlen, der selbst dabey war. — Es war nun ziemlich Nacht und wir hatten noch eine beträchtliche Höhe herabzusteigen, ehe wir an den Taubensee kamen. Da war kein Weg, und wir kamen über Felsenwände und Bruchstücke, über die einer dem andern helfen mußte. Wir erreichten endlich die Landstraße und sahen aus einem kleinen Hause ein Licht schimmern. Ich erreichte es nie! — Unruhe, Angst und Ermüdung, wovon ich einen größern Antheil gehabt hatte als die übrigen; die Erkältung, welche mir der viele Schnee, den ich aus Durst gegessen, verursacht hatte, und die schlechte Nahrung, welche wir diesen Tag genossen, hatten mich erschöpft und meine Lebensgeister verließen mich. Ich sank auf einen Felsen, von dem ich, alles Zuredens der Uebrigen ungeachtet, nicht

weiter kommen konnte. So viel ich mich noch besinne, war dieses ein Augenblick von Ruhe und Süßigkeit ohne seines gleichen. Was ferner mit mir vorging, hat man mir erst nachher erzählt, nur auf das kann ich mich wie in einem Traume besinnen, daß ich zwey fremde Männer sahe, die mir Wachholderbranntewein eingossen, und mich auf einen Tragsessel sezten — und daß ich, als ich wieder zu mir selbst kam, mich in einem kleinen Zimmer, unter vielen andern Menschen befand. Wir gingen bald zu Bette, ob wir schon, in dieser einsamen Hütte, eine ziemlich artige Mahlzeit fanden, und stunden früh alle gesund und vergnügt auf. Wir frühstückten, sehr zufrieden mit unserm kleinen Wirthshause, und kamen nach drey kleinen Stunden, die wir langsam, und unter beständigem Betrachten der seltsamen Gegenstände machten, in das Leukerbad hinab.

Die Hütte, in der wir übernachteten, wurde auf dieser Höhe der Gemmi theils wegen der Reisenden, theils um den Wegzoll zu empfangen errichtet. Man nennt sie daher das Zollhaus, und es ist ein schäzbares Haus, als das einzige, welches man von Candelsteg bis ins Leukerbad, auf einem Wege von ungefähr sieben Stunden findet.

Erst mußten wir eine Viertelstunde steigen, um wieder an den Taubensee zu kommen, weil das Zollhaus auf der abhängenden Seite der Gemmi gegen den Canton Bern zu steht. Der See mag eine halbe Stunde lang seyn und nicht ganz so breit. Er entsteht aus dem zerschmolzenen Schnee- und Eiswasser, das von den ihn einschließenden Felsen herabkommt; seine Ufer sind, wie die ganze Gegend umher, Felsen. Zu kalt, irgend ein lebendiges Geschöpf zu beherbergen, ist sein Inneres todt, wie der nakte Fels, der ihn umgiebt. Schweigend gingen wir längs seinem Ufer hin, indem wir ihn zur Rechten hatten, und mußten noch hin und wieder über Schnee, den die starke Passage zur Badezeit noch nicht ganz vertilgt hatte. Hin und wieder sahen wir einige Wasserfälle, welche über die Felswände herabkamen und deren Geräusche das einzige war, nebst dem eines Baches, was diese ausgestorbene Gegend ein wenig belebte.

Nach einer halben Stunde Wegs kamen wir an den berühmten, von allen so fürchterlich und gefährlich beschriebenen Schneckengang, den ich aber mehr schön und wunderbar, als gefährlich fand. Die Straße geht über einen senkrechten Felsen herab, indem er theils mit Pulver gesprengt, theils mit der Hacke gehauen ist. Er

geht natürlich in einem beständigen Zickzack, ist an den mehresten Orten auf sechs Schuh breit, und ist gegen die Seite der daran liegenden Tiefen etwas erhöht, indem der Fußboden einen concaven Boden macht; an vielen Orten ist er auch gegen die Tiefe mit einer kleinen Mauer versehen. Hält man sich nun gegen die Seite des Felsen, so würde man, auch wenn man fiele, auf dem Wege liegen bleiben. Ueberall sieht man die unzähligen Löcher, welche man für das Pulver gebort hat.

Auf einmal entdeckte ich von diesem Wege aus das Thal mit seinen grünen Wiesen, dem Bade, der Dale und allen Häusern des Orts, und nie dünkte ich mir in diesem Augenblicke ein schöneres gesehen zu haben. Wir kamen aus öden, scheuslichen Felsen heraus, in eine grüne, milde, (wenigstens schien sie mir so in diesem Augenblicke) bewohnte Gegend; der Kontrast war einer der auffallendsten und zeigte mir dieses Thal in dem vortheilhaftesten Lichte. Mannichfaltigkeit und Abwechselung macht das Glück des Lebens, bestreut unsern Gang mit Rosen, würzt unsre Freuden, zeigt uns die gemeinsten Dinge in einer blendenden Optik, und hält das Gift menschlicher Glückseligkeit, die Langeweile, von uns ab. Ich hatte so viele, welche das Leukerbad gebraucht, über diese Gegend klagen hören;

ich sah ein Elysium darin. Ich sahe wieder Häuser, sezte menschliche Geschöpfe voraus — kurz ich weiß nicht, ob ich in meinem Leben zwey solche erquickende Augenblicke gehabt habe. — Gesellschaft, süßer Balsam des Lebens! So sehr ich auch deiner bisweilen überdrüßig gewesen bin, so bist du doch erstes Bedürfniß unsers Herzens, das sich willig an Geschöpfe anschmiegt, welche uns gleich sind.

Die beständigen Wendungen, welche wir machen mußten, benahmen mir bald die Aussicht des Thales, bis wir, eine starke halbe Stunde vom Bade, aufs Freye kamen, von da wir über einen ungemachten, schlecht unterhaltenen Weg den Rest des Berges herab mußten, bis eine artige Pläne uns in das Bad brachte. Ich sah nun mit Erstaunen nach dem Wege zurück, den wir so eben herab gemacht hatten, und jezt wurde er mir erst recht merkwürdig und wunderbar, indem ich den großen Gedanken des Mannes nicht genug bewundern konnte, der zuerst zu sich sagte: Ueber diesen Felsenberg, über diese senkrechte Mauer, willst du hinüber.

Niemand weiß eigentlich, wenn dieser Paß zuerst offen geworden ist; er muß lange äußerst beschwerlich und gefährlich gewesen seyn, bis endlich drey Wallisische Familien, die dies als

ein verdienstvolles Werk ansahen, sich die Hand gaben und diesen Weg auf ihre Kosten machen ließen. Der Stand Bern schenkte ihnen eine Summe Geldes und alles Pulver dazu, und doch richteten sie sich ziemlich damit zu Grunde. Der Stand Wallis hat ihnen nachher auf eine bestimmte Zahl Jahre einen Zoll zu ziehen erlaubt; ein Einkommen, das noch jezt eine Wittwe auf zwölf Jahre besizt, nach Verlauf welcher Zeit sie aufs neue darum anhalten muß, denn die Walliser leiden nicht, daß eine Familie ihres Landes einen Zoll erblich oder rechtlich besitze. Sie muß dafür den Weg unterhalten, welches denn sehr nachläßig geschieht, und in dem kleinen Hause neben dem Taubensee wird der Zoll bezahlt. Dies Häuschen dient zugleich zu einem Wirthshause, und in der Badzeit ist man nicht schlecht da empfangen.

Fast alle Beschreibungen, die ich von der Gemmi und ihrem Paße gelesen, sind falsch und übertrieben. Es scheint, daß die Mehresten einen besondern Ruhm darin suchen, etwas Seltsames, Wunderbares und Gefährliches gesehen zu haben. Füeßlin, der in seiner Staatsbeschreibung von der Schweiz eine Menge Irrthümer über diesen Paß widerlegt, macht selbst sehr beträchtliche. — Doch wer steht mir dafür, daß ich nicht auch in welche verfallen bin?

Ich suchte im Bade unsere Bekannte auf, und ein Frühstück, das man uns gab, war, auf die ausgestandene Ermüdung und Beschwerde, eines der herrlichsten, die ich je gemacht hatte. Wir fanden zwey artige Zimmer und lebten in einem süßen Wohlseyn. Dann besahen wir das Bad, aßen zu Mittage und machten einige Spaziergänge in der Gegend *).

Den 18. Juli. **)

Wir kamen vom Leukerbade nach drey kleinen Stunden in den Flecken Leuk hinab, indem wir ein wildes Thal hinab gingen, das die Dale, die wir erst links, dann rechts hatten, durchrauschte. Schöne Wiesen, hohe Felsenwände, Tannenwälder, und einige auf Berghöhen liegende Dörfer machen ein abwechselndes Bild. Ehe wir in den Flecken kamen, sahen wir uns

*) Da der Verfasser bald nach dieser Zeit wieder ins Leukerbad ging, so lasse ich jezt alles, was er mir davon schreibt, weg, und rücke es in der Folge ein, wo er mir noch mehrere Nachrichten davon gab. A. d. H.

**) Verschiedene Nachrichten dieser Reise durch Wallis sind gleich aus spätern Briefen hier mit eingerückt.

auf einer Höhe, von der wir ein ansehnliches Stück von Wallis übersahen: Leuk, das malerisch sich zeigt und viel verspricht, zu unsern Füßen der Rhodan, der in abwechselnden Krümmungen das Thal durchschlängelt, mit einer Menge kleiner Ströme, die sich von den Bergen herabstürzen und die er aufnimmt; Schneeberge, fruchtbare Getraide-Gegenden, ein Abgrund zur Rechten — alles auf dem einzigen Gemälde vereiniget. Diese Aussicht wurde mir merkwürdig, weil Aussichten in Wallis selten sind. Wir sahen ein Stück über Sitten hinab.

Leuk, obschon eine der sieben Zehenden, ist ein schlechter Ort, und alle optische und malerische Herrlichkeit, die uns von weitem getäuscht hatte, verschwand, als wir hinein kamen. Doch ist da eine artige Kirche und ein Schloß des Bischofs, das er manchmal bewohnt.

Nun kamen wir über einen schlechten, unebenen, mehrentheils unangenehmen Weg über das Dorf Fahrenholz, in den Flecken Siders, welcher einer der artigsten der sieben Zehnden ist. Er ist vielleicht zur Hälfte durch die Familie von Court eingenommen, die hier eine Menge schöner Häuser hat, an deren einigen hübsche Gärten sind. Die Einwohner des Orts sind so sehr gewohnt, daß alle gute Häuser der Familie Court gehören, daß sie dem fragenden Durchreisenden

nur zur Antwort geben: das gehört der Frau Obrist, das dem Herrn Hauptmann, das der Frau Obrist-Lieutenant u. s. w. Auch wohnt hier der Graf von Court, welchem das französische Regiment gleiches Namens gehört. Fast die ganze Familie ist in französischen Diensten, und ob sie schon da sehr angesehn ist, so gilt sie doch nicht so viel bey den Landleuten des Orts, welche mehrentheils die obrigkeitlichen Stellen andern Familien geben. Ueberhaupt gelten im Lande diejenigen Familien für die besten, die Güter genug haben, um nicht genöthigt zu seyn, Vermögen in fremden Diensten zu suchen.

Bey Siders wächst ein vortreflicher Wein, besonders ein Malvasierwein, der, wenn die Einwohner ihn zu machen wüßten, manchen spanischen Weinen nichts nachgeben würde. Ich habe von diesem Malvasier, der in einem guten Hause mit Sorgfalt gemacht worden war, getrunken, und ziehe ihn dem Malaga und Madera, wie man ihn so gewöhnlich findet, bey weitem vor; und doch hat man mich versichert, daß kein Walliser recht damit umzugehen verstünde. Es wächst auch da ein Muskat, der den natürlichen Muskat-Geschmack überaus stark hat. Alle diese Weine, wie überhaupt die Wallisischen, sind heftig und gewaltsam.

Aussicht hat, besonders auf einen grossen jenseits der Rhone gelegenen Berg, auf welchem unzählige Landhäuser und Güter sind, wo die besten Familien der Stadt ihren Sommer zubringen. Dieser Berg ist der fruchtbarste, den ich in Wallis gesehen habe. Nahe bey Moreria ist ein altes Schloß und Kloster Valeria, und auf einer dritten Anhöhe sieht man die Reste einiger Festungswerke und eines alten Schlosses.

Zu Moreria versammeln sich jährlich zweymal die Abgeordneten der sieben Zehnden, unter denen der Bischof der erste Landstand ist. Man kann vom Bischofe und von jedem Zehnden an diese Versammlung appelliren. Wenn man, wie es bisweilen geschieht, mit dem Bischofe Schwierigkeiten hat, so gehen diese Landstände in die sogenannte Kanzley, wo auch ein großer Saal ist, den man für den Empfang der Abgesandten der sämtlichen katholischen Orte, die man jezt wegen eines engen Bündnisses erwartete, eben einrichtete. Dieser Saal hat dreyzehn Fenster, nach den dreyzehn Cantonen. Die Wände wurden mit Aussichten der verschiedenen Hauptorte der katholischen Cantone gemalt, und oben waren abwechselnd Trophäen mit den sieben Fahnen der sieben Zehnden, und Schlachten, in denen Schweizer Generale in französischen Diensten ent-

weder kommandirt oder sich ausgezeichnet hatten.

Zwischen der Stadt zum Rhodan ist eine fette, überaus fruchtbare Ebene und artige Spatziergänge. Ueber den Fluß geht eine hübsche Brücke, und seine Ufer sind ein Stück lang gemauert. Im Wirthshause fanden wir es ziemlich gut, die Unreinlichkeit, welche man in Wallis überall findet, weggerechnet.

Der sechs starke Stunden lange Weg von Sitten nach Martinach ist eben und gut, aber langweilig. Man geht beständig zwischen zwey Reihen Bergen, die einander ziemlich gleichen, man sieht wenig und immer das nämliche im Thale, und kommt durch nicht mehr als ein einziges Dorf, St. Pierre, welches ungefähr auf der Mitte des Wegs liegt, elendes Wasser hat, und wo man fast nichts bekommen kann. Zwischen Sitten und diesem Dorfe, geht man über den Rhodan, welchen man alsdenn bis St. Moriz beständig zur Rechten behält. Martinach, die Stadt, liegt in einer großen Ebene und hat artige Gegenden, Wiesen und viele Fruchtbäume umher. Von da aus geht die Hauptstraße über den großen Bernhard durch St. Branchier, eins der schönsten wallisischen Thäler; eine andere auf den kleinen Bernhard, und eine dritte nach Chamouni, und in die savoyschen Eisgebirge.

Man rechnet bis auf den grossen Bernhard acht starke Stunden.

Die Stadt gehört nebst dem nahe daran liegenden Flecken gleiches Namens und dem ganzen Thale St. Branchier, dem Bischofe. Martinach ist, meines Erachtens, von allen wallisischen Orten der elendeste; hier sind vorzüglich jene Elenden zu Hause, welche man Cretins nennt, oder Innocens, wie die dortigen Einwohner sagen. Es giebt ihrer vielerley Arten, und ich glaube, man könnte unter ihnen alle Schattirungen von Menschen bis zum Thiere herab finden. Manche sind so, daß man sie zu allerhand Geschäften brauchen kann; andere haben vom Menschen nicht viel mehr als die Figur, und einige sehen so entsezlich aus, daß sie kaum einem menschlichen Wesen gleichen. Da ich diesen Weg dreymal gemacht, habe ich ihrer mehr gesehen, als ich wünschte: und ich muß Ihnen bey der Gelegenheit sagen, sie sind zwar zu Martinach recht eigentlich zu Hause, aber man findet sie auf der ganzen Strecke Landes bis Bex und Aigle herab, und sie erstrecken sich sogar bis Vivis, wo man hin und wieder einen findet, obschon nicht in dem hohen Grade, wie weiter an der Rhone hinauf.

Ich habe einen gesehen, der anstatt der Ohren bloße Löcher hatte; einen andern, dessen

Mund mit den Ohren in naher Verbindung stand. Alle sind kurz, mehrentheils stark und untersezt, haben häßliche Gesichter und befinden sich gewöhnlich sehr wohl. Die, welche nicht sprechen können, blöken fast ohne Unterlaß einen Mittelton zwischen der Kälber- und Schafsprache, und sind oft sehr boshaft. Sie lieben alle die Sonne, und die, welche nicht gehen können, trägt man häufig vor dem Hause in die Sonne, wo sie ohne Unterlaß blöcken und in die Luft hauen, als wenn sie Fliegen fangen wollten. Manche können nicht einmal selbst essen, sondern man füttert sie, wie ein junges Thier. Solcher giebt es nun nicht eben viele, und die Familien, denen sie angehören, haben nicht mehr den frommen Glauben, wie sonst, da man sie als einen Segen betrachtete, als eine Gabe Gottes, auf welcher die Sünden der ganzen Familie, wie auf dem Versöhnungsbocke, den man in die Wüste schickte, ruheten. Ich habe häufig Verwandte getroffen, die ihrer gern überhoben seyn möchten, und eine Mutter zu Bex sagte mir einmal, daß sie wünsche, que le bon Dieu voulut bien le prendre. — Je weiter man von Martinach herab kommt, je erträglicher werden sie, und zu Villeneuve und Vivis nennt man manchen einen Cretin, den man an andern Orten einen Thoren oder Idioten nennen würde.

Was die Hauptursache dieser traurigen Naturerscheinung seyn mag, will ich nicht entscheiden, da so viel darüber geschrieben worden ist; ich glaube, die Hauptschuld liegt am Wasser, und zu Martinach, wo sie am ärgsten sind, ist das Wasser gerade am allerschlechtesten. Es ist ganz grau, so daß man, wenn es in einem Glase ist, nicht nur nicht durchsehen, sondern auch, wenn etwas hineingeworfen wird, solches nicht darin erkennen kann. Da es fast ganz aus geschmolznem Eise und Schnee besteht, so ist es scharf, äußerst hart, und hat einen unangenehmen Geschmack. Als ich das erstemal dort war, und andres Wasser verlangte, sagte man mir, jedermann tränke dies und im ganzen Orte sey kein besseres zu haben. Dies hat denn auch seine Richtigkeit. Allein da ich in der Folge in einem andern Wirthshause war, ließ man Wasser von einer gewissen Anhöhe bringen, welches schlecht, aber doch unendlich besser ist, und wofür man bezahlen muß.

Die Kröpfe (gouêtres) scheinen ebenfalls eine Folge dieses Wassers zu seyn. Zwar findet man sie häufig in einem großen Theile von Wallis, allein um Martinach herum haben sie ihren Hauptsitz. Indessen müssen Sie nicht, wie manche Reisende, glauben, daß fast jeder Walliser einen Kropf habe, und daß man in jedem dritten und vierten Hause einen Cretin finde.

Die äusserste Unreinlichkeit, Nachlässigkeit und Faulheit, welche man beym größten Theile dieses Volkes findet, mag auch nicht wenig dazu beytragen. Ich könnte Seiten anfüllen, wenn ich Ihnen alle die Beyspiele erzählen wollte, welche ich hievon in diesem Lande gehabt habe; könnte Ihnen von Unreinlichkeiten schreiben, von denen man an andern Orten keinen Begriff hat. Und dies sind die Nachbarn der Berner, welche unstreitig eines der reinlichsten Völker von Europa sind! — Kurz, ich habe das Land von Siders herab dreymal durchwandert und bin vor zwey Jahren in einem Stücke des obern Theiles gewesen, und nirgends hab ich das Volk gefunden, von dem Rousseau in seiner Heloise eine so schöne Beschreibung giebt. Zwar habe ich den zwischen inne liegenden Strich, wo alles besser seyn soll, nicht gesehen; auch bin ich nicht in die einsamen Thäler gekommen, zu denen kaum eine Straße führt, und von denen Rousseau vorzüglich so schön schreibt: allein ich kann mich kaum überreden, daß in einem so kleinen Lande ein so auffallender Unterschied unter den Einwohnern seyn sollte.

In guten Familien ist freylich vieles auf einen bessern Fuß; indessen aber habe ich häufige Unterredungen darüber mit der Wittwe eines Wallisers gehabt, der Obrister in französischen Dien-

sten war: und alles was sie mir vom Hauswesen, der Tafel, Küche, und kurz allen innerlichen Einrichtungen einer Familie, die vorzüglich das weibliche Geschlecht angehen, erzählte, hat mich in dem Begriffe bestärkt, den ich schon vorher davon hatte. Sie und andere, geborne Walliser, erzählten mir z. B. daß es als ein Zeichen einer wohlhabenden Familie und einer guten Wirthschaft angesehen wird, viele Jahrgänge von Schweinefleisch und andern Geräucherten zu besitzen, daß manche Familien es acht bis neun Jahre zurück datirten, daß man immer das älteste wegesse und alle Jahre frisches anschaffe, und daß man also beständig achtjähriges, ranziges, ganz ausgetrocknetes und von Würmern halbgefressenes Fleisch auf den Tafeln habe; daß man im hohen Sommer die Butter von den Bergen herab kommen lasse, in großen Gefäßen, um nicht den Weg so bald wieder zu machen; daß man diese verbrauche, so lange bis sie aufgezehrt sey, welches denn oft erst in fünf oder sechs Wochen der Fall ist; daß die Milch vortreflich sey, daß sich aber wenige die Mühe gäben, die Käse sorgfältig zu machen, daß man sich daher außer Landes wenig darum bekümmere, und daß in der That wenig guter Wallisischer Käse zu finden sey.

Vom Weine habe ich schon geschrieben, den sie mehrentheils so vernachläßigen, daß er trübe und unangenehm zu trinken ist, während daß er vortreflich seyn könnte.

Es ist eine alte Bemerkung, daß die Einwohner der schönsten und fruchtbarsten Länder von Europa gerade die trägesten, unreinlichsten und elendesten sind! — Wallis gehört unstreitig hieher, denn die Natur schuf es zu einem herrlichen Lande. Ich glaube kaum, daß ein Strich in Europa ist, der sich selbst ganz zureichen kann, sich selbst so genug ist, um nichts aus andern zu holen, wie dieser. Wallis hat nicht nur an den Nothwendigkeiten, sondern auch an den Delikatessen des Lebens einen Ueberfluß. Das große Thal um die Rhone herum und selbst die nächsten Berge bis auf eine gewisse Höhe hinauf sind vollkommen zum Ackerbau geschickt; und wie zeitig alles hier reif wird, können Sie daraus abnehmen, daß ich den sechsten, siebenten und achten Juli eine Menge Kornfelder schon abgemähet fand.

Zwar erbaut man nur wenig Getraide, allein daran ist hauptsächlich die Trägheit der Einwohner schuld. Auch scheint ihnen wenig daran zu liegen, denn in vielen der hohen Thäler, auf den Bergen und im ganzen obern Striche, ißt der ärmere Theil der Einwohner kein Brod, sondern eine Art von magerm Käse, und dann ein Ge-

mische von Haber, Gerste und — was weiß ich! das man gewöhnlich viermal des Jahres bäckt, mit einem Beile zerhackt, und für den jedesmaligen Gebrauch im Wasser einweicht.

Ihr Fleisch ist, wegen der guten Weiden, vortreflich, und es liegt nur an ihnen, wenn ihre Viehzucht nicht eben so gut ist, als im Canton Bern. Indessen scheinen sie sich wenig um frisches Fleisch zu bekümmern, und man hatte sonst eine Sage, die denn wohl übertrieben seyn mag, daß man in den Wirthshäusern die Reisenden häufig gefragt habe, ob sie Fleisch haben wollten von Thieren die gestorben, oder von solchen, die von Felsen herab gestürzt wären, oder von Thieren, die man mit Gewalt getödtet habe.

Die Fische sind, wegen der außerordentlichen Frische des Wassers, außerordentlich gut, und die Forellen, die man bey St. Moriz im Rhodan fängt, sind die besten, die man kennt. Ich hielt es sonst für ein Mährchen, wenn ich von Forellen von fünfundzwanzig bis dreyßig Pfunden hörte; aber die Sache hat seine Richtigkeit, ich habe selbst welche gesehen, und was in der That auffallend ist, diese Fische sind nicht weniger zart und von gutem Geschmacke als die kleinern, welches bey andern Fischen sonst nicht der Fall ist.

An Wildpret ist in einigen Thälern von Wallis ein großer Ueberfluß, als an Rehen, Hasen,

Schnepfen, Riedschnepfen, Rebhühner; aber man findet hier auch jene seltenern Arten von Geflügel, nach denen der Kenner so sehr geizt, und für welche die Leute vom hohen Geschmacke oft so große Summen bezahlen, wenn sie weit davon leben. So findet man in Wallis das rothe Rebhuhn, den Auerhahn, den Fasan, den Ortolan.

Die Gemüse und Gartengewächse würden vortreflich seyn, wenn man sie bauen wollte. Ich habe bemerkt, daß der Erdboden an vielen Orten überaus fett ist, und daß die vegetirende Natur schwelgerisch treibt, und dieses in Gegenden, wo die Feige, die Kastanie, die Melone, die Mandel und der Granatapfel im freyen Felde wachsen und reifen. Um Sitten (Sion) herum soll bisweilen ein Grad von Wärme seyn wie in Senegal. Kurz Wallis vereiniget die Geschöpfe und Gewächse der mehresten Himmelsstriche, und Herr von Haller sagte einst, daß man zwischen Bex und St. Moriz alle Pflanzen finde, die zwischen Nova Zembla und der heissen Zone wachsen.

Bey dem allen hat dieses Land wenig Einwohner. Ich habe nie etwas Bestimmtes darüber herausbringen können, und es würde in der That schwer seyn, die in den Bergen zerstreuten Einwohner so vieler Staaten zu zählen; wenn

mische von Haber, Gerste und — was weiß ich! das man gewöhnlich viermal des Jahres bäckt, mit einem Beile zerhackt, und für den jedesmaligen Gebrauch im Wasser einweicht.

Ihr Fleisch ist, wegen der guten Weiden, vortreflich, und es liegt nur an ihnen, wenn ihre Viehzucht nicht eben so gut ist, als im Canton Bern. Indessen scheinen sie sich wenig um frisches Fleisch zu bekümmern, und man hatte sonst eine Sage, die denn wohl übertrieben seyn mag, daß man in den Wirthshäusern die Reisenden häufig gefragt habe, ob sie Fleisch haben wollten von Thieren die gestorben, oder von solchen, die von Felsen herab gestürzt wären, oder von Thieren, die man mit Gewalt getödtet habe.

Die Fische sind, wegen der außerordentlichen Frische des Wassers, außerordentlich gut, und die Forellen, die man bey St. Moriz im Rhodan fängt, sind die besten, die man kennt. Ich hielt es sonst für ein Mährchen, wenn ich von Forellen von fünfundzwanzig bis dreyßig Pfunden hörte; aber die Sache hat seine Richtigkeit, ich habe selbst welche gesehen, und was in der That auffallend ist, diese Fische sind nicht weniger zart und von gutem Geschmacke als die kleinern, welches bey andern Fischen sonst nicht der Fall ist.

An Wildpret ist in einigen Thälern von Wallis ein großer Ueberfluß, als an Rehen, Hasen,

Schnepfen, Riedschnepfen, Rebhühner; aber man findet hier auch jene seltenern Arten von Geflügel, nach denen der Kenner so sehr geizt, und für welche die Leute vom hohen Geschmacke oft so große Summen bezahlen, wenn sie weit davon leben. So findet man in Wallis das rothe Rebhuhn, den Auerhahn, den Fasan, den Ortolan.

Die Gemüse und Gartengewächse würden vortreflich seyn, wenn man sie bauen wollte. Ich habe bemerkt, daß der Erdboden an vielen Orten überaus fett ist, und daß die vegetirende Natur schwelgerisch treibt, und dieses in Gegenden, wo die Feige, die Kastanie, die Melone, die Mandel und der Granatapfel im freyen Felde wachsen und reifen. Um Sitten (Sion) herum soll bisweilen ein Grad von Wärme seyn wie in Senegal. Kurz Wallis vereiniget die Geschöpfe und Gewächse der mehresten Himmelsstriche, und Herr von Haller sagte einst, daß man zwischen Bex und St. Moriz alle Pflanzen finde, die zwischen Nova Zembla und der heissen Zone wachsen.

Bey dem allen hat dieses Land wenig Einwohner. Ich habe nie etwas Bestimmtes darüber herausbringen können, und es würde in der That schwer seyn, die in den Bergen zerstreuten Einwohner so vieler Staaten zu zählen; wenn

ich aber alles, was ich darüber erfragt, zusammen halte, glaube ich kaum, daß in ganz Wallis 80000 Seelen sind. Gleichwohl haben sie ein Regiment in französischen, eines in piemontesischen Diensten, und Compagnien in Spanien und Italien. — Im Leukerbade ging ich viel mit einem Walliser um, der zu Raren lebt: dieser hat eine Compagnie in Spanien, ob er schon nie in dieses Land gekommen ist. Er läßt sie durch einen Lieutenant besorgen, der etwas mehr Zahlung hat, und der Ertrag der Compagnie kommt nach Raren.

Fast die ganze Familie von Court, die ihre Güter, wie ich schon einmal gesagt, im Zehnden oder in der Republik Siders hat, ist in französischen Diensten, wo viele derselben eine große Rolle spielen. Nichts desto weniger kommen sie in ihr Land zurück, und selbst der Graf von Court hält sich öfters zu Siders auf.

Die Frauen aller dieser Herren, wenn sie Walliserinnen sind, müssen sich in die Landestracht kleiden, die ich mit ganz andern Augen betrachte, als Rousseau. Den Französinnen sieht man durch die Finger, wenn schon ihre Männer Walliser sind.

Die Regierung dieses Landes ist höchst sonderbar, indem die Einwohner von Niederwallis die Unterthanen derer von Oberwallis sind.

Oberwallis aber, ob es schon als eine einzige Republik betrachtet wird, besteht aus sieben besondern Republiken, deren jede bis auf einen gewissen Grad von den übrigen sechsen unabhängig ist. Sitten ist aristokratisch; alle andere sind demokratisch, haben eine Art Landesgemeinde und ihre ganze Verfassung gleicht sehr den demokratischen Cantonen. Warum man diese sieben Republiken Zehnden und nicht Siebenden nennt, weiß ich nicht. Eine jede derselben schickt jährlich zweymal Abgeordnete nach Sitten, wo sie, den Bischof als einen achten Theil mit einbegriffen, eine Republik bilden, ungefähr wie die Generalstaaten in Haag. Man nennt sie den Landrath, und ihr Haupt ist der sogenannte Landhauptmann, der aus irgend einer der sieben Republiken gewählt wird, ob man schon den Bischof, welcher den Vorsitz hat, als den eigentlichen Präsidenten betrachten könnte.

Die Republik Sitten ist, im Herabgehen, die lezte. Dann fängt Nieder- oder Unterwallis an, wo der erste Distrikt, in den man kommt, Martinach ist. Dies gehört nicht den sieben Zehnden, sondern dem Bischofe, kann aber von ihm an den Landrath appelliren. Der übrige untere Theil gehört den Zehnden und ist in sieben Striche eingetheilt, die von Landvögten regiert

werden, welche Oberwallis schickt, und die theils Landvögte, theils Kastellane u. s. w. heißen.

Hier haben Sie einige Titel, von Wort zu Wort, wie mir sie ein Walliser Landvogt gegeben hat. — Der Bischof wird angeredet: Hochwürdigster, gnädigster Bischof, Fürst und Herr! Der Landshauptmann wird angeredet: Wohledelgeborner, schaubarer, großmächtiger Herr Landshauptmann! — Und der ganze Landrath: Hochgeachte, Wohledelgeborne, Schaubarweise, fromm, vornehm, fürsichtige, noth und ehrenfeste, gestrenge, hochwohlweise, hoch und gnädig gebietende Herren, Herren Ehrengesandte der löblichen sieben Zehnden, ein jeder derselben, laut hochderoselben würdigstem Ehrenamt bestermaßen qualificirt, betitelt und beehret seye.

Die Religion von ganz Wallis ist katholisch.

Die Sprache der obersten fünf Zehnden ist schlechtes Schweizerdeutsch. Der Zehnden Siders spricht auch deutsch, doch fängt man hier schon an französisch zu sprechen; eben so im Zehnden Sitten.. Um Martinach herum hört das Deutsche ganz auf, und die Leute sagen, sie reden französisch. In der That habe ich auch diese Sprache mit vielen Einwohnern von Niederwallis gesprochen; aber die Landessprache ist es wahrhaftig nicht, denn von dieser verstehe ich kein Wort.

Und nun, glaube ich, hab ich Ihnen genug von diesem Lande geschrieben, von dem ich mir einst wenig träumen ließ, daß ich mich länger darin aufhalten sollte, als es Zeit braucht, es zu durchreisen. Ich habe viele dieser Nachrichten im Leukerbade gesammelt, wo ich einige wohl unterrichtete Männer traf, unter denen der Großkastellan von Sitten war.

Auf dem Wege von Martinach nach St. Moriz ist der berühmte Wasserfall, dicht an der Landstraße, den man Pissevache nennt. Er ist in der That schön und merkwürdig; aber er hat doch nicht ganz der Erwartung entsprochen, die so viele Reisende in mir erregt hatten. Ich habe bemerkt, daß manche Dinge in der Schweiz ihren Ruf der Leichtigkeit zu danken haben, mit der man an sie kommen kann, indem sie entweder nahe an einer Straße liegen, oder in einer Gegend, in welche man ohne viele Mühe hinkommt. Aber die Felsengegend, über welche sich das Wasser herabstürzt, und der Strom, der sich nahe dabey gleichsam aus einer Höhle herausdrängt, ist höchst interessant.

Ich sahe auch in diesem Striche Bergströme in Menge, die fast jährlich ungeheure Verwüstungen anrichten. Wie verschieden ist hierin der Berner! Mit Erstaunen habe ich bey Rossiniere, im Sanerthale u. s. w. gesehen, mit wel-

cher Arbeit sie die Ufer dieses wilden Stromes befestigen und seine Wuth zu brechen wissen.

Als ich das zweytemal nach Leuk ging, kam ich über einen Strich, wo die Rhone das ganze Thal eingenommen hatte, das, nicht weit von Siders, zwischen ihrem Bette und steilen Felsen auf der andern Seite liegt. Da hat man nun keine andere Wahl, als auszusteigen und hoch an den Bergen hin zu klettern: (eine Sache, die beschwerlich ist, und welche der Kutscher nicht zugeben will, weil der Wagen dadurch um so viel leichter wird) oder sich auf gutes Glück durchzuwagen. Ein paarmal war das Wasser so tief, daß ich alle Augenblicke erwartete, es werde den Wagen heben. Und dieser Weg war fast eine halbe Meile lang! — Einige wallisische Familien thaten einmal dem Landrathe den Antrag, dem Rhodan auf viele Meilen weit ein tiefes Bette anzuweisen, ihn dadurch schiffbar zu machen, und dadurch nicht nur ein großes Stück Land zu retten, über das er sich jezt verbreitet, sondern auch die daran stoßenden Güter der Individuen, die er oft verheert, zu sichern. Das, was sie dafür verlangten, schien mir höchst billig; aber dabey war ein kleiner Zoll, und dieser verdarb alles: „denn ein freyes Volk kann nicht erlauben, daß die Nation irgend einem Mitbür-

ger Zoll entrichte." Und so unterblieb es. — Doch solche Dinge erlebt man überall.

Der Bergstrom bey Clarens hat einen Strich Landes unter Steinen vergraben, in dem die deutsche Donau zur Noth Platz hätte: und diese Operation wiederholt er ungefähr alle Jahre einmal, und im Frühjahre hindert er bisweilen die Reisenden so sehr, daß etliche Tage lang kein Wagen die Straße passiren kann. Ein Mann erbot sich, ihm ein Bette zu mauern, wenn man ihm das Land geben wollte, das jezt von Steinen bedeckt und ganz unbrauchbar ist; allein der Herr von Chatelar, dem dieses Land als ein Lehnrecht gehört, widersezte sich, und so geht der Fluß seinen alten Weg fort nach Belieben.

Mich dünkt, die Fürsten und Obrigkeiten sollten diejenigen ihrer Unterthanen, welche Reisebeschreibungen liefern, anhalten, sorgfältig solche Stückgen zu erzählen: denn das macht gute Bürger und gute Unterthanen. Die Leute, die das lesen, sehen, daß die Welt, mit einigen Abänderungen, überall die nämliche ist, und lernen ruhig und gelassen alle die Sächelgen ertragen, die ihnen in ihrem eigenen Lande nicht anstehen.

St. Moriz ist ein unbeträchtlicher Ort, obschon etwas besser als Martinach; aber die Lage ist so sonderbar, als die Einbildungskraft sie sich nur denken kann. Das breite Thal, durch welches

von der Furka an bis hieher der Rhodan durchströmt, wird hier auf einmal so enge, daß man eine Brücke von einem einzigen Bogen über diesen Fluß hat bauen können: und es läßt sich mit Wahrheit sagen, daß der Grund, auf dem dieser Bogen ruht, auf beiden Seiten die Berge berührt, die dieses Thal einschließen, und die sich hier fast senkrecht erheben. Man sollte denken, daß sich hier die größte Armee mit hundert Mann aufhalten ließe.

Die steinerne Brücke selbst ist ein sehr schönes Gebäude, und wird von den Architekten bewundert. Es versteht sich, daß Julius Cäsar sie erbaut hat, denn alles, was in der Schweiz künstlich und schwer zu machen, oder sehr alt ist, kurz, was über den gemeinen Horizont der Leute geht, hat in einem Theile der Schweiz der Teufel und im andern Julius Cäsar gebaut.

Von St. Moriz kamen wir in drey Stunden nach Bex und Bevieux, wo die schönen Berner Salzwerke sind, und bald darauf nach Aelen, eine unbeträchtliche Stadt mit einem Landvogte, deren kleine und mehrentheils schlechte Häuser das Besondere haben, daß in den mehresten die Fenster und Thürschwellen von Marmor sind. Die Gegend umher ist artig, und, obschon am Fuße hoher Alpen, gar sehr von der unangebauten Wildheit unterschieden, die wir in Wallis

gesehen hatten. Kurz es thut einem wohl, wenn man wieder in den Canton Bern kommt, in meinen Augen das schönste Land, das ich kenne.

Ich schrieb Ihnen lezthin, daß man von Martinach herab bis in den Canton Bern hinein Cretins finde. Dies ist so bekannt, daß die Berner, die zu Aelen Landvögte waren, öfters ihre Frauen aus der Gegend geschickt haben, sobald sie sich schwanger fanden, damit das Kind nichts von der Cretinischen Disposition bekomme.

Zu Aelen hatte ich wieder einen neuen Beweis von der großen Sorgfalt, welche die Berner Regierung in allen Dingen zeigt, die das Publikum angehen. Für die kleine Stadt Aelen hält und bezahlt sie einen deutschen Geistlichen; ja man versichert mich, daß deutsche Geistliche an Orten gehalten werden, wo kaum vierzig Personen sind, die deutsch verstehen.

Zwischen Aelen und Villeneuve ist la Roche, wo der Direktor der Salzwerke seinen Sitz hat. Man betrachtet diese Stelle, die von reichem Ertrage ist, wie eine Landvogtey; der große Haller hatte sie einige Zeit.

Nicht weit vom Schlosse ist der große Marmorbruch, oder ich möchte vielmehr sagen, die Marmorberge, in denen man Stücke von außerordentlicher Größe bricht, und noch größere brechen könnte, wenn man sie nur zu brauchen

wüßte. Der Marmor ist schön und sehr mannichfaltig in seinen Farben und Adern; und doch wird nur wenig davon verarbeitet, weil er, obschon wohlfeil am Orte, überall hin, die Ufer des Genfersees ausgenommen, auf der Axe verführt werden muß. — In einer Hütte, dicht am Bruche, sind nur wenig Arbeiter; und dann ist eine Marmormühle zu Vivis, wo ein Künstler sehr gut arbeitet, sobald er von einem geschmackvollen Zeichner geleitet wird. Arbeiten nach seinen eignen Zeichnungen sind nur mittelmässig. — —

Leukerbad den 5. August 1780.

Es hat mich schon oft in Erstaunen gesezt, was für verschiedene Gestalten ein Ort annimmt, nach den Zeiten und Umständen, in und unter denen wir ihn sehen! Dieses Alpenthal war mir, mit seinen Häusern, vor kurzem ein Ort der Erholung und der Erquickung; jezt betrachte ich meinen hiesigen Aufenthalt wie eine beschwerliche Arbeit. Der Unterschied ist, daß ich das erstemal aus Neugierde kam, und jezt haben mich die Aerzte hieher geschickt.

Ich dachte indessen allerhand hier zu trinken, Geschäfte zu thun und umher zu wandern, und nun sehe ich, daß ich ganz für die Pflege

einer gebrochenen Gesundheit leben muß: und dies ist gerade, was alle andere auch thun.

Wenn man zuerst in dieses Thal kommt, so unterhält einen der Gedanke, auf dieser Alpenhöhe umher zu wandern und die merkwürdigen Striche zu durchsuchen, die dem Auge vorliegen; aber man findet bald, daß man auf alles Ferne Verzicht thun muß, und daß das Zimmer und Bette der Hauptsitz sind, in den man eingeengt wird.

Es ist eine angenehme und, für einen so entlegenen Winkel, zahlreiche Gesellschaft hier; aber ich habe gesehen, daß man wenig gegenseitigen Genuß von einander zieht, und daß ein jeder vollauf mit sich selbst zu thun hat.

Die Quelle ist auf einem kleinen Platze, welcher mit den Badhäusern und zwey einander gegenüber stehenden Wirthshäusern umgeben ist. Sie kömmt aus einem Felsen so stark hervor, daß sie gleich ein Mühlrad treiben könnte; ihre Hitze ist so stark, daß ich nie einige Secunden lang meine Hand darin halten konnte. In etlichen Minuten kocht man Eyer weich und brüht Hüner ab. Alles Silber, das man hineinwirft, wird in kurzer Zeit ganz gelb. Sie ist mit einer kleinen Mauer umgeben, auf der in einer Art Vogelbauer ein heiliger Lorenz, Schutzpatron des Orts, steckt. An dieser Quelle trinkt man

von Morgens vier bis um neun Uhr das Wasser. Ein Theil derselben wird in das gleich daranliegende Badhaus geleitet.

Dieses Badhaus ist ein elendes, hölzernes, an der obern Seite halb offenes Haus, in welchem vier etwa zehn Schuh lange Quadrate sind, deren jedes sein Kabinet zum Aus- und Ankleiden hat. In diesem Quadrate baden die mehresten Gäste, Mannspersonen und Frauenzimmer ohne Unterschied; nur für die Stände macht man einigen Unterschied, indem die Personen von der ersten Klasse fast alle in einem Quadrate beysammen sind, und durch ihre Menge es oft höchst ekelhaft machen. In einem andern Quadrate halten sich die Walliser gewöhnlich zusammen, welche heißer baden, als alle andern Badegäste. In diesem Hause macht man den Badenden Besuche und unterhält sie, und dies ist oft ein sehr angenehmer Zeitvertreib.

Außer diesem giebts noch einige andere Badhäuser, zu verschiedenem Gebrauche, und diese werden bisweilen von Personen gemiethet, welche die Wärme des Wassers gern nach ihrer Fantasie einrichten. Einige hundert Schritte vom Orte ist das Heilbad, bain de Guerison, wo alle, welche Schäden oder offene Wunden haben, nackt baden.

Nicht weit von diesem Hause sind eine Menge warmer Quellen, die jezt nicht gebraucht und ganz vernachläßigt werden. Ehemals waren da die Bäder; allein nachdem die Laninen alles zerstört haben, so ist man weiter damit herab gerückt.

Freytags den 11. August.

Wenn ich Ihnen Einen Tag meiner und der ganzen Badegesellschaft Lebensart beschreibe, so wissen Sie sie alle. Sie ist wirklich merkwürdig. Um vier Uhr stehe ich auf, gehe an die Quelle, welche vor dem Hause ist, und trinke vier starke Stunden hindurch das Wasser. Zwischen jedem Glase zieh ich so, wie die andern, auf dem Platze herum, oder wenn es das Wetter nicht leidet, im Eßzimmer. Dann trödelt oder schwazt man, denn Geschäfte soll niemand treiben, bis um neun Uhr, da denn eine Fleischbrühe getrunken wird. Die Unterredung, welche so zwischen einfällt, handelt von der Wirkung des Wassers, von Pulvern und Tropfen, die man noch nebenher nimmt, von verdorbenen Magen, von Krankheiten überhaupt, und von fumfzig andern Dingen, die noch schlimmer und ekelhafter sind. Und alle enden mit der Klage und mit dem Ausrufe, wie sehr das Wasser

affaiblit, accablé, anéantit. On s'ennuye réciproquement; einer macht dem andern Vorwürfe über seine Diät, jeder behauptet seine Grundsätze, nach denen er das Wasser trinkt; man erzählt einander die Geschichte seiner Krankheit u. s. w. kurz das ganze Wesen gleicht einem Spitale, in welchem die am wenigsten Langeweile haben, welche am übelsten sind.

Nach neun Uhr geht man ein wenig spatzieren, wenn man die Kraft dazu findet, oder zu Bette, oder treibt was man kann, bis um eilf Uhr, da man gemeinschaftlich zur Mahlzeit geht. Eine Weile nach der Mahlzeit macht man einander Besüche, oder ich spiele mit den Frauenzimmern Reversi. Auch besucht man die Frauenzimmer, welche im Bade sitzen, eingehüllt in wollene Kleider und seufzend unter dem Dampfe des heissen Wassers, und in der Gesellschaft von einem Heere kranker Körper, die im nämlichen Wasser beysammen sitzen und sich auf eine herrliche Art einander mittheilen.

Um sechs Uhr gehts wieder zur Mahlzeit, und nach dem Nachtessen sitzt man noch ein wenig zusammen, oder man spielt ein jeu de commerce, woran jedermann Antheil nehmen kann, und um neun Uhr geht alles zu Bette.

Keine Mahlzeit vergeht, daß nicht etliche Personen fehlen, denen das Wasser Schwindel

gemacht hat, oder die Brechpulver genommen haben, oder die sonst auf eine Art leiden. Da schlechterdings niemand hieher kommt, als den seine Gesundheitsumstände dazu nöthigen, so denkt niemand daran, sich wie in andern Bädern zu belustigen, sondern jedermann ist einzig mit seinem Körper beschäftiget. Hiezu kommt noch, daß die mehresten um des Badens willen hieher kommen, und diese bringen sieben, acht bis neun Stunden im Wasser, die übrige Zeit im Bette zu. Daraus entsteht denn eine Lebensart so langweilig als dieser Brief.

Mittwochs den 16. Aug.

Lieber Freund, es ist mir hier eine angenehme Erholung, mich mit Ihnen zu unterhalten, und es thut mir wehe, daß ich so selten und immer nur auf so kurze Zeit dazu komme. Könnte ich Geschäfte treiben, oder spatzieren gehen, wie sonst! alle die interessanten Flecke dieses Thals untersuchen, die vortreflichste Sane und Butter in den Sennhütten essen; von Felsen auf Felsen klettern, Wasserfälle zeichnen; auf den unabsehbaren Wiesen mit Shakspeare mich lagern — o! ich wollte hier Monate zubringen! Das Lokale ist wild, mitunter fürchterlich, und misfällt sehr vielen Personen. Ich finde es ziemlich artig, und

hätte ich nicht schon viele solche Bergthäler gesehn, ich glaube, ich würde mit Entzücken darinnen weilen.

Sie wissen, daß die ganz untersten Gegenden der Alpen ein herrliches Land sind, wo alles wächst, was nur ein fruchtbares Land dieses Himmelstrichs hervorbringen kann. So wie man höher kommt, nimmt dies allmälig ab, bis endlich nichts als Wiesen, etwas weniges Bäume, und zwar lauter wilde, Weiden und Felsen sich finden. Ueber diesen Strich oder Höhe hinaus, wächst alsdenn gar nichts mehr, auch kein Bäumchen, keine Staude! Die Felsen sind kahl und ihr Rücken mit Schnee bedeckt. Wenn man von Siders herauf kommt, kann man diese allgemeine Gradation deutlich beobachten, und sehen, wie alles allmälig abnimmt. Wenn man vier Stunden fast immer gestiegen ist, findet man das Bad gerade auf der Höhe, über welche hinaus lauter kahle, meist senkrechte Felsen sind. Ich habe Tannen, Fichten, Lerchenbäume, Erlen und dergleichen, obschon in ziemlich geringer Anzahl, um das Bad herum gefunden, und keinen einzigen Obstbaum, auch nicht einmal die schwarze Bergkirsche, welche sonst noch überaus hoch wächst. Getraide findet sich natürlich keines; hin und wieder erbaut man einiges Zugemüse. Die Wiesen sind schön. Als ich das erstemal hier war,

ergözte ich mich an den mannichfaltigen Alpblumen, die durch die Schönheit ihrer Formen und Farben meine Bewunderung erregten. Besonders bemerkte ich einige gemeine Gewächse, die sich in den Wiesen unserer Plänen finden, die oben auf dieser Höhe sehr viel kleiner waren, und die ich in vier bis fünf verschiedenen Farbenschattirungen fand. Bey meinem jetzigen Aufenthalte sind die Wiesen abgemäht.

Die Dale, ein Waldstrom, (dieses Wort entwischt mir noch oft, es soll das französische torrent ausdrücken, und ist doch ganz falsch. Wir Deutschen haben kein Wort für die kleinen Flüsse, die sich von den Höhen der steilen Berge herabstürzen,) stürzt sich mit heftigem Geräusche mitten durchs Thal. Gen Norden und Nordwesten zieht sich ein Amphitheater von ganz senkrechten Felsen, deren niedrigsten man die Gemmi nennt; über diesen geht der berühmte mit Pulver gesprengte und in Felsen gehauene Paß oder Zickzack, von dem ich Ihnen schon zu einer andern Zeit geschrieben habe. Diese Felsen ziehen sich weit von Norden gen Osten, bis endlich das Thal, durch einen ungeheuern Gletscher, drey Stunden von hier sich schließt. Ueber den Gletscher ist dieser Theil des Bergs ganz mit Schnee bedeckt und scheint von hier so nahe, daß Sie in einer Stunde würden hin zu gehen glauben. Wei-

ter in Osten dreht es sich nach Süden zu; die Bergreihe ist nicht ganz so hoch, und man findet eine halbe Stunde vom Bade Weiden mit Sennhütten mit vielen Schafen und Kühen. Ich habe das alles nur von weitem gesehen, denn noch hab ich keine Viertelstunde hoch steigen können. Auf der andern Seite von Norden gegen Westen ziehet sich die Felsenwand ungefähr eben so herab, so daß dieses Thal nur gegen Süden offen ist. Auf beiden Seiten der Dale gehen Wege hinab, von denen der eine in den Flecken Leuk, der andere nach Siders, beides Hauptorte der sieben wallisischen Republiken, führt.

Eine andere Merkwürdigkeit dieses Thals ist eine Grotte, welche vorne gerade hoch genug ist, daß ein Mann aufrecht hineingehen kann, in der Tiefe aber von zwölf Schritten vielleicht sechszehn bis zwanzig Schuhe hoch wird. Sie ist so geräumig, daß wohl funfzig Personen darin stehen können. Ganz nahe dabey ist eine kleinere, neben welcher seltsame Figuren von Versteinerungen gefunden werden. In beiden Grotten, die eben so romantisch als malerisch sind, sucht das Vieh vor dem Wetter, oder vor der Mittagshitze Zuflucht.

Aus dieser, obschon magern Beschreibung können Sie abnehmen, daß dieses Thal gewiß höher über dem mittelländischen Meere liegt, als

die höchsten Spitzen des Riesengebirges und des sogenannten Fichtelbergs zwischen Sachsen, Böhmen und Bayreuth, und sehr interessant ist. Setzen Sie nun dazu die mannichfaltigen Formen von Bergen, kleine Wasser, die über senkrechte etliche hundert Schuhe hohe Wände herabfallen, und einen sehr schönen Wasserfall, welchen die Dale nicht weit vom Bade macht; so werden Sie begreifen, daß ich mich hier recht glücklich schätzen würde, wenn ich lesen und schreiben, die Speisen des Landes essen und meine Glieder brauchen könnte.

Sonderbar werden Sie finden, daß auf dieser Höhe sich um die Quelle herum nach und nach ein Dorf gebildet hat, wo auch im Winter einige hundert Seelen wohnen.

Eine Menge guter wallisischer Familien haben in diesem Orte Güter und Häuser, die sie im Sommer bewohnen, um die Badegesellschaft zu benutzen, eine Zeit, die für sie ein Karneval ist. Andere Häuser gehören den Einwohnern von Leuk, welche im Sommer die Viehzucht da oben treiben und im Winter wieder hinabziehen.

Die Uebrigen, etwa einige hundert Seelen, wohnen beständig da, und ziehen, außer ihrem Vieh und ihren Wiesen, einen großen Theil ihrer Nahrung aus dem Aufenthalte der Badegäste, welche genöthigt sind, alles von ihnen zu neh-

men, was sich hier haben läßt, z. B. alles Fleisch, alle Pferde u. s. w.

Alles was über die Gemmi, oder nach Siders hinabgeht, wird von Menschen, Pferden, oder Maulthieren getragen, und der Fremde darf nichts anders woher kommen lassen. Die Pferde sind ohne Saum und werden mehrentheils an einem Stricke geführt, wenn schon der Reuter drauf sitzt. Den Maulthieren ladet man, wenn es nöthig ist, bey drey Zentner auf, und beide, Pferde und Maulthiere, gehen äußerst sicher.

Die Frauenzimmer lassen sich mehrentheils, besonders über die Gemmi, tragen. Sechs bis acht Männer, die mit einander abwechseln, und deren allemal zwey tragen, nehmen einen an zwey Stangen gebundenen Lehnstuhl auf die Schultern und gehen überaus geschwind. Man weiß kein Beyspiel, daß sie je mit einem Tragsessel gefallen wären. Bis nach Candelsteg, sechs Stunden vom Bade, bekommt jeder dreyßig Batzen, und mit dem Essen und Trinken, das man ihnen auf dem Berge geben muß, kommt es ziemlich auf einen Laubthaler; da ihrer gewöhnlich achte sind, so ist dies ein theurer Transport.

Drey bis vier Häuser ausgenommen, sind es lauter elende, unreinliche, traurig anzusehende

Hütten, die man enge aufeinander baut, wie in den engen Gäßchen der großen Städte, gerade, als ob es in dieser verlassenen Gegend an Platze fehlte. Dieser Ort war sonst beträchtlicher und schöner, aber seit er zweymal fast gänzlich durch die Lauinen zerstöret worden, sind alle Häuser sehr leicht und schlecht gebaut.

Sie sind von Holz und stehen, wie ich es auch schon in andern Alpengegenden gesehen habe, auf großen Steinen, so daß ein Hund unter dem ganzen Hause herumlaufen kann. Die Gegend hier herum leidet viel von den Lauinen. Ich sah auf einer sehr schönen Wiese einen ansehnlichen etliche Fuß hoch aufgehäuften Strom von Steinen, welche eine Lauine vorigen Winter herabgeführt hatte.

Im Januar 1719 riß eine die eine Hälfte des Dorfs und alle Badehäuser hinweg, wobey fünfundfunfzig Personen umkamen. Vor dreyzehn Jahren geschahe ungefähr das nämliche und vor etlichen Jahren wurden einige Häuser weggenommen. Kein Vogel, welcher in der Luft fliegt, kann ihnen entgehen; der Druck der Luft ist so stark, wirkt so geschwind, daß alles sogleich erstickt. Ich sehe täglich ein Haus, das herumgedreht ward, stehen blieb und seitdem so bewohnt worden ist.

Eine starke Stunde vom Bade ist ein merkwürdiger Paß über einen Berg, welchen die Badegäste les Echelles nennen. Zwey Dörfer, um nicht zu ihrer Communication einen Umweg von etlichen Stunden zu machen, haben eine Menge Leitern auf einander an einem Felsen befestigt, über welche sie nicht nur Milch und Käse, sondern Holz, Kälber, Schafe u. s. w. einander zutragen.

Es giebt der öffentlichen Häuser, in denen ehrliche Leute hier wohnen können, nicht mehr als zwey, ein Umstand, welcher die Badegäste sehr einschränkt, und die Unbequemlichkeiten vermehrt, denen man hier ausgesezt ist. Allmälig wird mehr Raum, denn die Zeit, in welcher man die Kur hier trinkt, geht jezt zu Ende und unsere Gesellschaft hat sich schon merklich vermindert. Wie ich herkam, bestand sie aus einigen Bernern, aus einer Menge Personen des Pays de Vaud, einigen Franzosen, wallisischem Adel und vielen Neuenburgischen Familien, unter denen Herr du Peyrou mit seiner Frau war, den Sie aus Rousseaus Schriften kennen, dessen Freund er war.

Dieses Bad gehört unter die berühmtesten und besten von Europa; und wenn es nicht so besucht ist, wie viele andere, so ist die Beschwerde hieher zu kommen, die schlechte Bewirthung und

die wenigen Bequemlichkeiten, welche man findet, schuld daran. — Viele betrachten dieses Bad als eine Panacee, und es giebt wenig Krankheiten, für die es nicht mehr oder weniger gut seyn soll. Besonders schätzt man es für das Podagra, alle Magen- Nerven- und Hauptkrankheiten, Gicht und Lähmungen, Schwindel, offene Schäden und alte Wunden. Es durchdringt alle Theile des Körpers, rührt alle Schmerzen auf, erschüttert jede Sehne, und die Folge davon ist eine unaussprechliche Schwäche, die allen, welche es brauchen, auf das Gesicht gemalt ist. Dies Wasser ist, nebst dem zu Pfeffers in der Grafschaft Sargans, das feinste, geistigste und vom subtilsten fliegenden Alcali: es hat einen Geist, der so flüchtig ist, daß ein Theil davon in zehn Secunden verloren geht. Einige Personen haben bemerkt, daß dieses Wasser, wenn sie es an der Quelle tranken, weit schwächere Wirkungen hatte, als wenn sie es dreyßig Schritte weit in ihr Zimmer bringen ließen. — Durch seine Lage ist es wohl das höchste Mineralwasser, das Europa hat.

Dr. Natres, ein Arzt von Sitten, hält sich regelmäßig die Badezeit über hier auf; und, ob er schon kein großer Arzt seyn mag, so würde ich ihn doch vor jedem andern empfehlen, weil er seit vielen Jahren dieses Wasser bedient, seine

Wirkungen vollkommen kennt und Erfahrungen von allen Arten von Krankheiten gehabt hat, die man hieher brachte. Man hat von ihm eine kleine Abhandlung über den Ort und die Wirkungen des Wassers.

Ich sagte Ihnen lezthin, daß das hiesige Wasser so heiß sey, daß man kaum die Hand darin halten könnte. Ich habe in der That zu wenig gesagt; denn ich versuchte seitdem zu verschiedenen malen, meine Hand etwa eine Minute darin zu lassen, und ich hab' es nicht ohne den heftigsten Schmerz gekonnt. Im Trinken aber beschwert es nicht, wie andre warme Wasser, sondern ladet im Gegentheil zum Trinken ein und stillt zu jeder Zeit den heftigsten Durst. Viele Personen erzählen das als höchst merkwürdig, daß man ein Wasser trinken kann, das doch die Hand brennt. Die Sache ist ganz natürlich; denn wir würden uns gewiß in dem Kaffee und in der Suppe verbrennen, die unsere Zunge und Gaumen ohne Schmerz verträgt. — Eine seit einigen Tagen verwelkte Blume wird in diesem Wasser in Zeit einiger Minuten wieder so frisch, als käme sie vom Stocke.

Den 20. Aug.

Es ist ein angenehmes, höchst interessantes Schauspiel, die Leute über die Gemmi den Schneckengang hinaufziehen zu sehen. Da ich spät hieher gekommen bin, habe ich nach und nach die mehresten Badegäste abziehen sehen. Da hab' ich denn nie versäumt, auf einen Platz neben unserm Hause zu treten, wo man eine Stunde nach der Abreise den Zug an Felsen hinschweben sieht. Diesen Morgen gingen siebenundsechszig lebendige Wesen an Herren, Frauen, Bedienten, Kammermädchen, Trägern und Maulthieren von hier ab; der schönste Zug, den ich noch gesehen habe! Da seh ich durch ein Fernglas die kleinen Geschöpfe, wie Kartenfiguren, die durch einen Faden an der schroffen Felsenwand zickzack hinaufgezogen werden; die Frauen hoch auf ihren Tragsesseln, und die Reiter, und die schwer beladenen Maulthiere und ihre Führer und ihre Bedienten, die ihren zurückgelassenen Kameraden das weiße Schnupftuch schwingen, bis alles oben in den Felsenspitzen sich verliert. Ich möchte tausend Mann mit blinkendem Gewehr darüber defiliren sehen.

So majestätisch auch der Anblick aller Berge hierherum ist, so genießt man dieses Schauspiel doch nur zur Hälfte, wenn man es nicht im Mon-

denscheine sieht. Da wir zeither Vollmond gehabt haben, so hab ich dieses Schauspiel in seiner Herrlichkeit gesehen. Es ist wahrhaft erhaben und groß, flößt hohe, ernsthafte, feyerliche Gedanken ein und füllt mit einem Schauer, wie ihn wenig Gegenstände erregen.

Ein andres auch sehr schönes Schauspiel hab ich einige Morgen her gehabt, da immer früh die Sonne schien, ob es schon alle Nachmittage regnete. Nach sechs Uhr fangen die westlichen Spitzen der Felsen in jetziger Jahrszeit an, von der Sonne beleuchtet zu werden; dieses Licht kommt allmälig tiefer herab und immer tiefer, bis endlich die Sonne hier auf dem Platze sichtbar ist. Vor fünf Uhr Abends geht sie unter und läßt ihre Strahlen auf den östlichen Bergen; da aber diese nicht so hoch sind, so dauert das Schauspiel nicht so lange, ist auch nicht so schön, weil die Felsenmassen bey weitem nicht so interessant sind.

Da man in den langen Tagen die Sonne nicht länger als acht bis neun Stunden des Tages hat, und da die Lage überaus hoch ist, so können Sie sich vorstellen, daß die Luft immer rauh und äußerst scharf ist. Sie wird überdies von den Gletschern und Schneebergen gekühlt und ist beständig mit der Feuchtigkeit der nahen Wolken gemischt. Man rieth mir zu Pivis,

Winterkleider mitzunehmen, weil man des Morgens an der Quelle warm angezogen seyn müsse. Ich nahm ein wollenes mit Flanell gefüttertes Winternegligee mit, und dies hab ich nicht nur des Morgens, sondern den ganzen Tag und alle Tage getragen, und ob ich es schon doppelt auf der Brust über einander knöpfen kann, so hab' ich doch zwischen drey und vier Uhr, wenn ich spazieren gegangen bin, mehr als einmal Kälte gefühlt. Wenn die Luft vom Gletscher kömmt, so dringt sie durch alles durch, und ich muß ins Zimmer. Des Morgens kann man mehr als Eine Person in Pelzen sehen. Das Baden oder Wassertrinken ist auch mit Ursache daran, weil beides die Schweißlöcher öfnet und den Körper äusserst empfindlich macht.

Das Wetter ist das veränderlichste, welches ich je gesehen habe. Oft verspricht der Morgen das beste, dauerhafteste Wetter und gegen Mittag regnet es. Es hat fast alle Tage ein wenig geregnet, seitdem ich hier bin, und im Thale, das heißt, in den Gegenden am Rhodan, hält man Prozessionen, um von Gott Regen zu erbitten, nach welchem das Land dürstet. Jedes Wölkchen, das über diese Thalhöhe zieht, stößt sich an den Felsen und fällt in Regen herab. Wenn es einige Zeit geregnet hat, so stecken wir nicht nur ganz in den Wolken, sondern ich habe

sie öfters tief unter mir ins Thal hinabziehen sehen, und so wie sie tiefer und immer tiefer gingen, war es um mich klar. — Auch habe ich verschiedenemal gesehen, daß es auf den Bergen schneyte.

Starke Regen geben in diesem Thale ein merkwürdiges Schauspiel. Es hatte heute die ganze Nacht hindurch geregnet, und beym Erwachen sah ich einen Anblick der majestätischen Natur, welchen keine Kunst nachahmen kann. Das ganze Amphitheater der nakten, senkrechten Felsenberge auf beiden Seiten der Gemmi, welche unter ihnen die kleinste ist, war mit unzähligen Wasserfällen belebt, welche eben so mannichfaltig sich herabstürzten, als mannichfaltig die Formen der Felsen sind. Von den größten, welche am meisten in die Augen fielen, zählte ich funfzehn. Da die Felsen fast alle senkrecht sind, so wird natürlich alles Wasser, das darüber herabläuft, zum Wasserfall. Da aber diese Felsen zugleich auch Schichten in die Queere haben, so läuft das Wasser darauf hin, sammelt sich und stürzt sich in Menge da herunter, wo es den leichtesten Ausgang findet. Einige dieser Wasserfälle waren gewiß sieben- bis achthundert Schuh hoch; einige fielen ganz herab, andere theilten sich in zwey bis drey Etagen. Wenn der Regen eine Weile dauert, so hüllt sich die ganze Gegend

in Nebel, welcher oft nicht nur bis zu uns ins Thal herabkam, sondern auch wohl uns verließ und tiefer hinabzog, so daß ich öfters in reiner Luft stand, und tief unter mir die Nebel ziehen sahe.

Vivis, Freytags den 22. Septembr.

Ich bin ein paar Tage zu Lausanne gewesen, wo ich allerhand für unsern künftigen Aufenthalt in Ordnung zu bringen hatte. Ich ritt ganz allein und langsam an einem schönen Abende zurück, und auf dem ganzen Wege betrachtete ich mit Vergnügen das Land umher, mit seinen vortreflichen Früchten. Die Pfirschen und Feigen sind hier zu Lande vortreflich. Eine Stunde von hier ist ein Flecken, St. Saphorin, wo längs dem See hin in freyer Luft Feigen wachsen, die man den Provenzalern gleich schätzt. Sie sind so groß als ein ziemlich großer Borstorfer Apfel, süß, überaus zart und von vortreflichem Geschmacke. Man bringt sie in großer Menge nach Vivis, und das Dutzend von den besten kostet etwa einen Groschen.

Von der Vortreflichkeit der Trauben will ich Ihnen nichts sagen. Sie können sich sie vorstellen, wenn Sie den hiesigen Wein kennen. Was mich anfangs sehr befremdete, ist, daß sie

theurer sind, da doch von Lausanne bis Vivis, und von da bis Villeneuve und noch weiter fast nichts als Reben sind. Aber die Traube ist theuer in Verhältniß des Weins, der außerordentlich geschätzt, häufig verschickt, besonders nach England, theuer bezahlt, und in der Fremde als ein guter Nachtischwein aufgesezt wird. Lutry, Cuilly, St. Saphorin und Corsier, drey Städtchen und ein Dorf, nennt man die vier Kirchspiele der La Vaux, und da wächst der vortrefliche Wein, der unter dem Namen Reifwein bekannt ist; in der Fremde ist der vin de la Cote, (das Land zwischen Lausanne und Genf,) bekannter, aber die Landeseinwohner ziehen den erstern vor. Dieser Wein hat das Besondere, daß man ihn jung trinken kann, vom November an bis etwa in den März. Er ist heftig, gährend, süß und von so angenehmen Geschmacke, daß ihn viele dem alten vorziehen. Im März wird er sauer, auch wohl früher, und dann kann man ihn unter einem Jahre nicht trinken, und auch alsdenn ist er wie alle Weine, die nur ein oder zwey Jahr alt sind.

Bey Cuilly ist eine breite Landzunge, die sich so in den See hervorwirft, daß die Sonne ziemlich den ganzen Tag darauf liegt; man nennt sie le Désalés. Es ist ein ansehnliches, steiles, fast möcht ich sagen senkrechtes Stück Land, wovon

die Felsen zwey Drittheile einnehmen. Gleichwohl hat man durch unzählige, über einander gebaute Mauern, welche Terrassen machen, Mittel gefunden, Reben dahin zu pflanzen; an vielen Orten mußte man die dazu nöthige Erde hinaufschaffen. Diese Lage und das Rückprallen der Sonne von den Felsen, macht dieses Stück Land, welches, man möchte es bebauen, mit was man auch wollte, nicht eins vom Hundert tragen würde, zum besten im Lande. Es giebt den besten Wein, wenn man ihn alt werden läßt; allein er wird mehrentheils neu getrunken.

Im Ganzen hab ich noch nie ein Land gesehen, das so durch Menschenhand angebaut wäre, wie die Vaux. Kein Fleckchen bleibt liegen; man hat Felder von Millionen Steinen gereiniget; bis auf eine halbe Stunde Höhe hat man unzählige Mauern gebaut, und wenn die Felsen zu groß waren, um sie wegzuräumen, so hab ich mehr als einen gesehn, den man mit Erde bedeckt, oben mit einer Mauer umgeben und mit dreyßig bis vierzig Reben bepflanzt hatte.

Der Weinbau, wie er hier getrieben wird, ist unter allen Landarbeiten, welche ich je sahe, die beschwerlichste und elendeste; auch haben die Besitzer der Weinberge nicht mehr als die Hälfte des Ertrags. Man überläßt seinen Weinberg

gewöhnlich den Arbeitern, welchen man das ganze Jahr hindurch nichts bezahlt; man findet diese Art, seine Landgüter zu benutzen, bequemer und vortheilhafter, als sie durch bezahlte Taglöhner bearbeiten zu lassen. Aber eben dieses macht, daß die Weinlese hier zu Lande nichts von der Heiterkeit und Freude hat, die man in andern Gegenden findet. Der Arbeiter sammelt die Aernte mit Schweiß und Mühe ein, und der Besitzer führt nicht gern seine besten Freunde in den Weinberg, weil alles, was sie essen möchten, halber Verlust für den Winzer wäre. Die Einkünfte der mehresten guten Familien zu Vivis bestehen in dem Ertrage dieser Weinberge. Da der Weinbau einzig und allein durch Menschenhände betrieben werden muß, so giebt es hier zu Lande wenig Pferde, nebst Eseln und Mauleseln; auch könnte man sie nicht ernähren, weil man wenig Heu und gar keinen Haber hat. Der See erleichtert auch gar sehr den Transport. Die obern Höhen der Berge werden im Sommer von den Kühen abgeweidet, und auf den mittlern macht man Heu zur Nahrung für eben diese Thiere im Winter.

Lausanne den 2. Oktobr. 1780.

Ich bin gestern hier angekommen. Mein erster Gedanke, bey meinem heutigen Erwachen, war eine Betrachtung über die Abwechselungen dieses Lebens. Da wandere ich von Ort zu Ort, mache Bekanntschaften, um mich bald wieder von ihnen zu trennen, suche Freunde und Freundinnen, um sie mit Schmerz zu verlassen. Und wo ist wohl die Seele, welche mit fünf gesunden Sinnen und einem Herzen, das nicht vorzüglich durch einen Gegenstand eingenommen ist, an einem Orte, auch nur ein paar Monate leben kann, ohne an ein Geschöpf zu stoßen, an das sie sich mehr oder weniger hängt? Zwar verliert unser Herz mit jedem Jahre von seiner Entzündbarkeit, zwar gewöhnt man sich an immer neue Trennung; und doch — ich hätte einen schlechten Begriff von mir, wenn ich einen Ort ganz mit Gleichgültigkeit verlassen könnte, wo ich einige Zeit gelebt habe.

Das äußerst gesellige Leben, das man hier zu Lande führt, hindert, wie ich Ihnen schon oft geschrieben, sehr genaue Verbindungen; man sieht einander zu viel im Ganzen, als daß man sich sehr im Detail genießen könnte; der Wirkungen im Ganzen sind zu viel, als daß sie im Einzelnen sehr starken Eindruck machen sollten.

Bey allen dem sucht' ich doch meinen Gang zu gehen, und mich hin und wieder so viel als möglich häuslich niederzulassen.

Lausanne den 9. Oktobr.

Gestern war ich fast den ganzen Tag zu Ouchy, einem kleinen Dorfe am See, gerade unter der Stadt. Es ist da eine Art kleiner Hafen, wo alle Barken und Fahrzeuge landen, ein schönes Wirthshaus, vor welchem gerade der Platz ist, wo alles auf- und abgeladen wird, und einige gute Häuser, welche Kaufleuten gehören, die lieber am See als in der Stadt wohnen. Die Aussicht, die Menge Landhäuser, welche ganz nahe an allen Seiten herumliegen, die Leute aus der Stadt, welche dort spatzieren, und die Lebhaftigkeit, welche der kleine Ort durch die Schifflände bekommt, macht ihn zu einem der schönsten um Lausanne herum. Der Ort gehört der Stadt, die dort ein grosses sehr ansehnliches Wirthshaus hat bauen lassen, und da man beständig Lustpartien dahin macht, so ist die Bewirthung vortreflich.

Genf den 24. Okt. 1780.

Endlich habe ich den berühmten Strich zwischen Lausanne und Genf gesehen, der unter dem

dem Namen la Côte so berühmt ist. obschon der Name la Côte eigentlich nur einem kleinen Stücke Landes bey Rolle gehört. Auf einem ziemlich ebenen Wege kommt man neben einer Menge reizend gelegener Landgüter, worunter einige von sehr gutem Geschmacke sind, nach zwey kleinen Stunden nach Morrsee, das artigste kleine Städtchen, das ich, nach Vivis, welches weit beträchtlicher ist, im Canton Bern gesehen habe. Es ist nicht viel mehr als eine einzige breite Gasse, mit artigen, sehr reinlichen Häusern; links beym Eingange des Orts ist ein hübscher Platz mit einer schönen neugebauten Kirche, wie man kaum eine in so einem kleinen Städtchen suchen sollte. Auf der nämlichen Seite liegt am andern Ende der Stadt das Schloß, dicht am See, welches sich sehr angenehm zeigt. Man zählt 1800 Seelen in diesem Orte.

Von da bis Rolle läßt man St. Prex links, und kommt durch ein Land, das ich bey weitem nicht so schön fand, als der allgemeine Ruf mir es angegeben hätte. Ich sah in Menge eine Art von schlechtem Lande, welches völlig unangebaut ist, und viele Pläne, in der Reben und Wiesen mit einander abwechseln; ein schönes Land in der That, aber nicht das so gerühmte, vielen andern so sehr vorgezogene.

Rolle, weniger artig als Morsee, und viel unbeträchtlicher, ist zur Zeit der Weinlese ein überaus angenehmer Ort. Die Bewohner der vielen Landhäuser, welche in der Gegend liegen, und die theils den Einwohnern des Landes, theils Bernern, theils Fremden gehören, versammeln sich hier in großer Menge und machen eine ansehnliche Gesellschaft.

Von hier bis Genf muß man eigentlich jenes schöne Land suchen, jene unermeßlichen Aussichten und jene reizenden Partien, die keine Sprache ausdrücken, keine Feder beschreiben kann. — Bey Rolle ist der Genfersee am breitesten und mag wohl zwey volle deutsche Meilen haben. — Das Amphitheater hinter der Stadt, welches die eigentliche Côte ist, hat unzählige kleine Landhäuser und überall hat man die Aussicht auf den größten Theil des Sees und auf eine Menge der savoyschen Schneeberge.

Wir gingen an einem Morgen nach Aubonne, einem Städtchen, das über Rolle auf einer beträchtlichen Höhe und von da, etwas weiter, in ein herrlich gelegenes Landhaus, das einem Lyoner gehört, der eine Art von englischem Garten im Kleinen da angelegt hat. Man nennt es gewöhnlich Bougy, wegen des nicht weit davon stehenden Wachthurmes oder Häuschen, das unter dem Namen Signal de Bougy bekannt und

als der Haupt-Standpunkt für die Aussicht betrachtet wird, die man in der ganzen Schweiz für die schönste hält. Tavernier erklärte sie für die schönste Aussicht, welche er auf allen seinen Reisen gesehen, und kaufte sich das Städtchen und die Herrschaft Aubonne. In der Folge kaufte es der Stand Bern und machte eine Landvogtey daraus.

Ihnen von dem Lande von Rolle bis Genf einen Begriff zu geben, halte ich schlechterdings für unmöglich. Die reizende Landschaft, die außerordentliche Abwechselung, die unzähligen Landhäuser, die beständig fortdauernde, nie aus den Augen kommende weite Aussicht; die gute Straße; die Fahrenden und Reitenden, welche man ohne Unterlaß, besonders in der Zeit der Weinlese da trift; die Menschen so vieler Nationen, der allgemeine Wohlstand — dies und so vieles andere macht diesen Strich zu dem interessantesten, den ich je gesehen habe.

Ehe man in das artige Städtchen Nyon kommt, zeichnet sich auf der rechten Seite das große Schloß Prangins aus, das auf einer Anhöhe steht. Nicht so gut liegt das weitläuftige und ansehnliche Schloß Coppet, das nicht einmal hoch genug steht, um über das Städchen gleiches Namens frey hinweg zu sehen.

Je näher man Genf kommt, desto grösser wird die Zahl der Landhäuser umher und das ganze Land gleicht einem großen sorgfältig gebauten Garten. Der See wird immer schmäler und schmäler bis er sich endlich bey Genf in den Rhodan zuspitzt; die Aussicht ist dadurch hin und wieder etwas eingeschränkter, aber dafür hat man das Vergnügen alle Gegenstände auf der savoyschen Seite des Sees besser zu unterscheiden, als vorher. Die Ansicht und Anfuhr von Genf hat etwas Großes und für Auge und Herz überaus Süßes; alles verspricht Wohlstand, Reichthum, Heiterkeit, Reinlichkeit und Genuß. Ob es wirklich so ist, will ich in der Folge untersuchen.

Genf den 3. Nov. 1780.

Ich war heute zu Ferney, anderthalbe Stunde von der Stadt, und kam mit Empfindungen zurück, die Sie sich selbst denken können, wenn Sie wissen, wie uns das Herz schlägt, wenn wir einen Ort durchwandern, der durch irgend einen großen Namen berühmt geworden ist.

Das Schloß, oder vielmehr das Wohnhaus, (denn es ist ein Haus, das wir aber immer geneigt sind, Schloß zu nennen, weil es zu einem Lehnsgute gehört) liegt auf einer gelinden

Anhöhe am Ende des Dorfes und hat nach allen Seiten eine reizende Aussicht. Es ist im neuern Stile gebauet, zeichnet sich aber weder durch Geschmack, noch durch ein angenehmes oder glänzendes Ansehen aus. Der Haupteingang führt in einen Gesellschaftssaal, wo neben einigen sehr guten Gemälden etliche ganz elende hängen, und wo ein Ofen von Voltairens Erfindung steht, der so überladen ist, und an dem die barockesten Farben so sehr abstechen, daß dieses Stück allein, das übrigens aus der Fayance-Fabrike ist, die Voltaire zu Ferney errichtet hat, mir alles bestätigte, was ich oft von seinem elenden Geschmacke in Kunstsachen gehört habe. Er soll so ganz ohne Gefühl in der Kunst und besonders in der Architektur gewesen seyn, daß man ihn hat bereden können, das Elendeste, Geschmackloseste schön zu finden; und in der That hat er manchmal die lächerlichsten Sachen gemacht. Er soll nicht einmal einen Begriff von den vier Ordnungen gehabt haben und sein Architekt hat ihn nie können begreiflich machen, daß, wenn man eine Ordnung wähle, das übrige damit übereinstimmen müsse, und daß man auf dorischen Säulen keine korinthischen Kapitäler setzen, und über einer Reihe jonischer Säulen keine dorischen erheben könne. In diesem Saale ist viel Vergoldung, so wie in einigen andern

Zimmern, aber alle Zierathen ohne Geschmack und ohne Zweck.

Aus diesem Saale kommt man auf der einen Seite in sein Schlafzimmer, und aus diesem neben einem andern vorbey, wo seine Wärterin schlief, in das Bibliothekzimmer, welches nicht sehr groß ist, wo er aber doch alle seine Bücher hatte. Im Schlafzimmer ist das Denkmal, welches ihm der Marquis de Villette, dem Ferney jezt gehört, hat errichten lassen. Ich weiß nicht, ob Sie eine der prächtigen Beschreibungen gelesen haben, welche der Marquis in verschiedene Journale hat einrücken lassen; hier haben Sie ganz simpel, was es ist: Eine Pyramide in einer Vertiefung auf einem etwas erhöhten Piedestall mit verschiedenen Verzierungen, alles von Holz, mit einem schwarz und weißen Firnis überstrichen, welcher den schwarzen und weißen Alabaster nachahmen soll. Mitten in der Pyramide steht eine Vase, oder eine Art Urne, halb heraus, in der Voltairens Herz aufbewahrt ist. Oben steht über der Nische: Mes Manes sont consolés, puisque mon cœur est au milieu de vous. Dies bezieht sich auf die in Kupfer gestochenen Portraite Marmontels, Delilles, D'Alemberts, Newtons, Franklins u. s. w. und auf die Gemälde des Königs von Preußen, Lekains, der Marquise de Chatelet, welche im Zimmer hängen.

um das Licht zu brechen, das in dieses Zimmer fällt, hat man gegen das Fenster eine Scheidewand etwa sieben Fuß hoch gezogen, über deren Eingang steht: Mon esprit est partout et mon coeur est ici.

Noch eine andere Aufschrift las ich über der kleinen, sehr armseligen Kirche, die er nahe beym Schlosse hat erbauen lassen: Deo erexit Voltaire — und die Jahrszahl. Für ihn ist nahe am Altar eine kleine Kapelle; außerhalb der Kirche steht gegen die Mauer eine ganz simple Pyramide von Quadersteinen, in der er begraben seyn wollte.

Da seine Bücher nach Rußland verkauft worden sind, so ist das Zimmer, wo sie stunden, ganz leer, und in einem elenden Zustande. Auf der andern Seite dieses Stocks sind noch einige Zimmer, welche Me. Denis zum Theil einnahm.

In der Antichambre des Speisesaals hängt ein elendes, erbärmliches Gemälde eines Lyoner Malers, das, wie ich mit Erstaunen hörte, Voltaire immer da hatte hängen lassen. Auf einer gewissen Höhe zeigt sich der Tempel der Memoire, vor demselben Voltairens Büste, von Genien gekrönt; unter ihm eine Menge Gelehrte, die Voltairens vorzügliche Feinde waren, alle, wie man versichert hat, nach ihren Porträten gemalt.

Keiner ist genennt, jeder aber hat ein Werk in seiner Hand, welches ihn auszeichnet. So bemerkte ich z. B. Freron durch die Année litteraire &c. Sie sind als Satyrs vorgestellt und werfen sich in grotesken Stellungen herum. Auf der andern Seite überreicht Voltaire, von Minerven geführt, ein Exemplar seiner Henriade dem Apollo. Unter dieser Gruppe ist die Familie Calas. Dieses Gemälde ist nicht nur durch seinen Inhalt abscheulich, sondern es ist auch von Seiten der Kunst ein vollkommenes Ungeheuer. Die obern Zimmer hab ich nicht gesehen, weil sie verschlossen sind, seitdem man sie an einen Engländer vermiethet hat, der jezt abwesend ist.

Im Garten sind einige schöne Partien, doch ist da nichts fürs Herz, kein Fleckchen, wo einem wohl würde, wo man etwas fühlte. Das Ganze ist äußerst vernachlässigt und im Garten sowohl als am Gebäude ist schon sehr vieles baufällig.

Wenn das Schloß meinen Erwartungen nicht entsprochen hat, so bin ich über das Dorf, das schöner ist als manche Stadt, entzückt. Es ist ganz von Voltairens Schöpfung. Als er Ferney kaufte, fand er fünf Häuser und ein altes, elendes Schloß. Jezt besteht der Ort aus mehr denn hundert Häusern, die mehrentheils ganz steinern und zum Theil sehr schön sind; das Ganze

macht eine lange, breite, schnurgerade Gasse. Außer verschiedenen Güterbesitzern, die sich dort niedergelassen haben, sind da allerhand Handwerker, Wirths- und Kaffeehäuser und eine Fayance-Fabrike. Die Gassen sind schön gepflastert, und alles hat ein Ansehen, das jedem Durchreisenden Freude erwecken muß. Voltaire that allen, die kamen, Vorschub, gab ihnen viele Freiheiten und baute ihnen schöne Häuser, für die sie ihm Leibrenten bezahlen mußten.

Hier erscheint Voltaire in wahrer Größe. Hier sieht man den Schöpfer eines Ortes, der sonst unbewohnt war; schöne fruchtbare Gefilde, die sonst halb ungebaut lagen; Wohlstand und Ueberfluß, wo sonst traurige Armuth herrschte. Künstler, Fabrikanten, Krämer üben hier Industrie, die sonst unbekannt war.

Voltaire benutzte alle Unruhen, durch welche die Republik Genf sich seit mehr als einem Jahrhunderte zerrissen hat, und bot Uhrmachern und andern Handwerkern, die in ihrer Stadt unzufrieden waren, gute Bedingungen an, baute ihnen Häuser nach ihrem Gefallen und streckte ihnen Geld vor zu ihrem Gewerbe. Kurz Voltaire erscheint hier im edelsten Lichte, was auch immer seine Bewegungsgründe gewesen seyn mögen. Man sagt nämlich, daß er bey dem allen ansehnlich gewonnen habe, denn er verliehe ge=

wöhnlich sein Geld à fond perdu, und ließ sich ansehnliche Leibrenten dafür bezahlen. Man sagt mir, daß die, denen er in den lezten Jahren Geld vorstreckte, ihm funfzehn, sechszehn bis siebenzehn vom Hundert jährlich haben bezahlen müssen. — Von einem alten Manne nimmt man gerne Geld à fond perdu, weil man den Tod eines Siebenzigers alle Jahre erwartet. Allein diejenigen, die Voltairen, als er siebenzig Jahre alt war, ansehnliche Procente bedungen, hatten freylich, als er starb, das Kapital und die Interessen abgetragen. Allein mir ist es genug, wenn Gutes gethan wird, und ich bekümmere mich wenig um die Bewegungsgründe.

Der Weg nach Genf ist vortreflich und geht fast immer durch eine ziemliche Ebene, unter einer schönen Aussicht. Unter den Colonisten sind auch viele Genfer, die sich dort Land kauften und Sommerhäuser bauten.

Genf den 6. Novembr.

Gestern sah ich ein Denkmal, das ein Genfer dem Rousseau in einem Garten errichtet hat, und das Herz schlug mir, als ich mich ihm näherte. Könnte ich Ihnen das Werk malen, wie ich es noch vor mir sehe! eine schönere, klarere, feiner gedachte Allegorie hab ich vielleicht nie ge-

sehen. Rousseau in antikem Costume, in Lebensgröße, steht auf einem drey Schuh hohen Piedestall und blickt mit einer Miene voll Zärtlichkeit und Antheil auf seinen Emil, der vor ihm mit einem Hammer an einer Schlittenkufe oder Schleife arbeitet. Rousseau hält einen Kranz in seiner rechten Hand, durch den etliche Ketten laufen, an denen Emil, ohne daß er es merkt, (denn sie umschlingen seinen Körper an verschiedenen Orten, aber unter dem Gewande) angebunden ist. Diese Ketten laufen durch den Kranz und sind an Rousseau's rechtem Fuße mit einem schweren eisernen Bande festgemacht. Durch Liebe und Zärtlichkeit ist der Zögling gebunden; er wird der Kette nicht gewahr, aber sie drückt desto stärker den Erzieher, der unaufhörlich an den Zögling gebunden ist, ihn nie verlassen kann und ihn nicht führt, sondern ihm folgt. — In der linken Hand hält Rousseau sein Buch von der Erziehung, mit dem er sich auf ein in der Mitte zerbrochenes Medaillon stützt, auf welchem in Basrelief die alte, durch Rousseau zerstörte Erziehung vorgestellt ist: Ein Mönch vor dem ein Knabe zitternd kniet, ein Schulmeister, der einem Knaben die Ruthe giebt, indem ein anderer Knabe an einer Säule gebunden ist. Unter Rousseau's rechtem Fuße liegt die grobe, starkgliedrichte Kette der Nothwendigkeit, wel-

cher der Zögling sich unterwerfen muß, und die der Lehrer, wenn es nöthig ist, noch schwerer macht. — Was sagen Sie zu dieser Allegorie? Mir scheint sie eine der glücklichsten. Was sagen Sie aber, wenn ein Uhrmacher sie erfunden hat und durch einen geschickten Künstler en terre cuite ausführen lassen?

Rousseaus Kopf ist seine Büste nach einem Modell, das ein Pariser Künstler nach seinem Tode auf ihn selbst genommen hat. Auf dem Fußgestell ist in Basrelief der Tempel der Meinung (opinion). Der Lehrer flieht ihn mit seinem Zöglinge auf der einen Seite, indes daß auf der andern eine Mutter ihre Tochter hinzuführt und der Meinung räuchert. Auf beiden Seiten ist durch allerhand Sinnbilder vorgestellt, daß die Erziehung der Töchter die nämliche seyn soll, wie die der Söhne, einen einzigen Punkt ausgenommen: L'homme doit être au dessus de l'opinion, il doit la mépriser, mais la femme doit s'y conformer.

Ich hätt' Ihnen eine Menge von diesem Uhrmacher, dessen Name Argans ist, von seinem Enthusiasmus, seinen Talenten zu erzählen, aber mich ruft der Schlaf — Ein andermal.

Den 9. Novembr.

Haben Sie je von Liotard gehört, einem grossen Maler von Genf, der achtzig Jahr überlebt hat und der noch immer mit Munterkeit arbeitet? Er war einst lange in der Türkey und hat sich dort eine Art Kleidung gewählt, die er noch jezt trägt, doch hat er seit einiger Zeit den Bart abgelegt. Ob er je großer Künstler war, weiß ich nicht; aber treuer, frommer Nachahmer der Natur, wie er sie vor sich findet, ist er in einem unaussprechlichen Grade. Was er auch für Gegenstände vorstellen mag, so tragen sie das reinste Gepräge der Natur. Sein Hauptfach ist das Porträt in Pastel; doch hat er auch andere Sachen gemacht, und in andrer Manier. In Dresden sind einige Stücke von ihm, die theuer bezahlt worden sind. Compositionen sieht man wenige von ihm, und die wenigen, die ich gesehen, haben mich in meiner Meinung bestätigt, daß er nicht sowohl großer Künstler, als großer Colorist ist.

Das Porträt des Grafen Moriz von Sachsen, oder wie man ihn gewöhnlich nennt Maréchal de Saxe, ist das, worauf er vorzüglich stolz ist. Er hat es zu wiederholten malen gemalt, und ein jedes kann man gewissermaßen als ein Original betrachten.

Herr Liotard hat auch seit einiger Zeit die Landschaft in Pastel versucht, und, da er sich viel Mühe damit gegeben hat, spricht er mit vielem Eifer davon. Allein die wenigen Landschaften, die er gemacht hat, sind jezt kaum gekannt und werden in der Folge, zu seiner Ehre, vergessen werden. Jedermann hat seine Schwachheiten, und das Landschaftmalen ist gewiß dieses Mannes seine, so wie die entsezliche Menge seiner Porträte, die er nicht gemalt hat, sondern die er auch jezt zu stechen, oder vielmehr mit dem Grabstichel auf das bloße Kupfer zu radiren anfängt.

Den 29. Novembr.

Noch immer zu Genf und noch immer nichts von Genf! Nichts von dieser Cité Génevoise.

Cité noble, riche, fière et sournoise.
On y calcule, et jamais on n' y rit;
L'art de *) Barême est le seul qui fleurit.
On hait le bal, on hait la Comédie;
Du grand Rameau on ignore les airs.
Pour tout plaisir Genéve psalmodie

*) Barême hat ein berühmtes Rechenbuch herausgegeben.

Du bon David les antiques concerts,
Croyant que Dieu se plait aux mauvais vers.
Des Prédicans la dure et morne espece
Sur tous les frons a gravé la tristesse.

Doch nein, ich will nicht Antheil nehmen an Voltaire's Bosheit, die er in seinem Heldengedichte la Guerre civile de Geneve gegen diese Stadt ausgegossen hat. Ich will nicht ungerecht seyn; denn was kann der Ort dafür, daß ich hier einen großen Theil meiner Zeit unter Krankheit und Schmerzen zugebracht habe? Indessen habe ich doch allerley gesehen, und bin in verschiedenen Gesellschaften gewesen. Aber alles das ist noch unreif und schwer in meinem Kopfe. Wenn Sie also etwas über das gewiß merkwürdige Genf lesen wollen, so nehmen Sie lieber Moore's View of society and Manners in Germany and Swizerland. Moore war Hofmeister des Herzogs von Hamilton, lebte lange zu Genf, und ist ein ruhiger, milder Beobachter, der gerade nicht tief, aber mehrentheils mit einem heitern fröhlichen Blicke sieht. Häufig nimmt er die Sachen für das, was sie zu seyn scheinen; und daran thut er sehr wohl, und befindet sich selbst nur desto besser dabey. *)

Die Gegenden um Genf sind unaussprechlich und unbeschreiblich schön; ich habe sie noch in

*) Eine Uebersetzung davon ist zu Leipzig bey Reich erschienen.

ihrem vollen Glanze gesehn, aber ich sag Ihnen nichts davon, denn mein Kopf ist noch so schwach, und alles so schwer!

Von den Genfer Händeln werde ich Ihnen auch nie viel sagen, denn das ist eine Geschichte ohne Ende. Anfangs that ich ohne Unterlaß Fragen an eine Menge Personen, und las einen Theil der Brochüren, die täglich herauskommen und alle von diesen politischen Zänkereyen handeln; allein ich fürchte, ich werde das am Ende aufgeben müssen, ohne einen klaren, vollständigen und richtigen Begriff von der Sache zu bekommen. Sie haben das Wesen ins Unendliche verwickelt, und täglich wird es verwirrter. So viel glaube ich indessen doch herausgebracht zu haben, daß es nicht sowohl ein Krieg zwischen der Regierung und dem Volke ist, als ein Krieg zwischen den Reichern und Aermern, den Schlechtern und Bessern, den Vornehmern und Geringern.

Den 7. Decemb.

Gestern hab ich deutsches Schauspiel gesehn, gewiß eine seltene Sache zu Genf. Es sind hier eine Menge Söhne aus guten deutschen Handelshäusern, welche man hieher schickt, damit sie Manieren, Sprache und Handlung zugleich

erlernen. Diese und eine Menge Kaufmanns-
diener machen eine ganze deutsche Colonie aus,
und der Zuschauer waren mehr da, als der Saal
fassen konnte. Sie spielten, nicht eben sonder-
lich, den Edelknaben, und die Reisenden, eine
Posse, die mir ganz unbekannt war. Was mir
bey der ganzen Sache Vergnügen machte, war
mehr als ein halbes Dutzend verschiedene, sehr un-
terschiedene Dialekte neben einander zu hören,
eine Sache, die äußerst interessant und erbaulich
war. Ein Nürnberger, ein Frankfurter, ein
Geraer, ein Eisenacher, ein Berliner, etliche
St. Galler, und ich weiß nicht wer noch, wa-
ren die Akteurs.

Genf den 8. Decembr.

Es giebt hier verschiedene Kunstsammlun-
gen, unter denen die Gemäldesammlung eines
Herrn Tronchin, les Délices, die berühmteste ist.
Sie enthält viel Gutes und ist für einen Privat-
mann sehr beträchtlich. Ihnen aber, lieber
Freund, führe ich sie vorzüglich des Hauses we-
gen an, in welchem sie steht. Es ist in einer je-
ner glücklichen Lagen, die eine reiche, überströ-
mende Einbildungskraft sich denken kann. Dicht
an der Stadt, auf einer kleinen Anhöhe, über-
sieht es Genf und einen ungeheuern Strich Lan-

des umher. Es ist fast an den Ufern des Rhodans, wo er eben aus der Stadt kommt, und nicht weit von dem Flecke, wo die wilde Arve sich in diesen Fluß stürzt, nachdem sie einen beträchtlichen Strich Landes, der dem Auge offen liegt, in mannichfaltigen Krümmungen durchlaufen hat. Man sieht die ganze Länge des Berges Salive, verschiedene andere, einen großen Strich von Savoyen und den Mont blanc in seiner majestätischen Größe. — Dieser Sitz gehörte sonst dem Herrn von Voltaire, von dem er, wenn ich nicht irre, den Namen les Délices hat. Voltaire machte es, so lange er es besaß, zu einem Sitze der Musen und gaukelnden Freuden. Alles, was Ansprüche auf Witz und elegante Litteratur machte, drängte sich aus Genf hieher, und war stolz, hier einen freyen Eingang zu haben, den Voltaire gern bewilligte, weil er, seitdem er zu Reichthum gekommen, immer den Namen haben wollte, daß er ein offenes Haus hielte.

Auch bey Lausanne hielt sich dieser Dichter einst eine Zeitlang auf, wo er ein Landhaus zwischen der Stadt und dem See bewohnte, das jezt Herrn Tissot gehört.

Montags den 11. December. 1780.

Es ist keine Möglichkeit zu Bette zu gehen, bey dem Lärm, der in den Gassen gemacht wird, und die angenehmste Beschäftigung, die ich mir geben kann, ist wohl, mit Ihnen zu schwatzen. Morgen ist die berühmte Fête de l'escalade, das Andenken der Nacht, in der 1602 die Savoyarden die Stadt Genf erstiegen, aber glücklich zurückgeschlagen wurden. Morgen wird zum Andenken dieses Tages geprediget, und die Häupter der Familien geben ihren Kindern, Enkeln und Urenkeln eine Mahlzeit, bey der nothwendig ein welscher Hahn, eine Forelle und eine grosse Torte seyn muß. Die Nacht vorher aber, als die heutige, belustiget man sich auf mancherley Art, man zieht mit Musik auf den Gassen herum, viele sind verkleidet, andere haben Bälle in den Häusern; ein allgemeiner Lärm tönt um mich herum.

Seitdem ich wieder ausgegangen bin, fängt es mir nach und nach an in Genf zu gefallen; ich habe eine Menge Bekanntschaften gemacht und gehe häufig in Gesellschaft. Der gesellschaftliche Ton hat nicht ganz das Angenehme und Ungezwungene, wie im Pays de Vaud; der Genfer ist nicht so frey und zuvorkommend, wie der Einwohner jenes Landes; aber er ist höflich, und wenn man in einem Zirkel gut eingeführt ist, so

laden einen die übrigen Frauenzimmer nach und nach ein, so wie die Reihe an sie kommt, die Gesellschaft bey sich zu behalten. Man spielt wie überall; aber ihr Spiel ist weit niedriger, als zu Lausanne, und dadurch ziemlich munter. Die Gesellschaften sind mehrentheils geschlossen, nicht sehr zahlreich, und deswegen herrscht darin oft, was man esprit de Coterie nennt.

Unangenehm für den Fremden ist die jetzige Lage der Genfer. Zeigen, daß man sich nicht darum bekümmert, daß man sich gar nicht über eine Sache unterrichtet hat, die, wie sie glauben, in der Welt Aufsehn macht, wäre eine offenbare Beleidigung, die man übel aufnehmen würde; und zeigt man, daß man unterrichtet ist, so wird man öfters um seine Meynung gefragt und kommt häufig in Verlegenheit. Die Frauenzimmer sprechen von Politik wie die Mannspersonen. Seit einiger Zeit hab ich nichts gethan, als alles zu lesen, was seit drey Monaten erschienen ist; und das ist sehr viel, denn alle Wochen kommen etliche Brochüren heraus. Viele sind gut geschrieben und sehr unterhaltend, manche sind äußerst boshaft, und seit kurzem sind zwey durch des Henkers Hand vor dem Rathhause verbrannt worden. Die Obrigkeit ist genöthiget, allemal einige Untersuchungen anzustellen, um den Verfasser solcher Arbeiten zu entdecken; allein um die

Verbitterung nicht zu vermehren, kann man ihn niemals herausbringen, ob schon jedermann weiß, wer es ist.

Von einem sonderbaren Aufzuge muß ich Ihnen doch schreiben, den ich einige Tage nach meiner Ankunft hier sah, und dergleichen ich seitdem mehrere hätte sehen können, wenn ich mich darum bekümmert hätte. Die Gewohnheit ist nämlich hier, daß eine Partey, wenn sie etwas verlangt, ihr Gesuche in einer Brochüre drucken läßt, und an einem bestimmten Tage in Prozession auf das Rathhaus zieht, und es dem premier Syndic (so heißt die erste obrigkeitliche Person) übergiebt. Alles, was die Volkspartey übergiebt, (ein Name, den sie wahrhaftig nicht haben sollte) heißt représentation, daher die Partey selbst den Namen Représentans erhalten hat. Die andere Partey nennt man die négatifs, weil man diese als die obrigkeitliche Partey betrachtet, und der Rath hat hier das droit négatif, das heißt, das Recht abzuschlagen und zu verwerfen. — Der Aufzug, den ich sahe, bestund aus etlichen hundert Personen (je zahlreicher so ein Aufzug ist, je mehr hat die Sache Gewicht) die alle, den Degen an der Seite, Paar und Paar auf das Rathhaus zogen. — Ich bemerkte darunter eine komische Figur, in einer Art von Schlafrocke, in einer Nachtmütze, die, wie ich nachher hörte, ein

Turban seyn sollte, und einen großen türkischen Säbel. Dies war der alte Liotard.

Donnerstags den 14 Decembr.

Angenehmer und meinem Herzen wohlthuender hatte ich lange keinen Tag, wie den der Escalade! Ich habe ihn fast ganz, nebst einem Theile des folgenden, bey Her 1 Carl Bonnet zugebracht. Lassen Sie mich Ihnen weitläufig über diesen Mann schreiben, der meinem Herzen so werth geworden ist, und in dem ich einen so vortreflichen Menschen sahe, daß ich vollkommen den berühmten Gelehrten darüber vergesse. Er gehört für mich unter die wenigen Schriftsteller, die persönlich gekannt zu werden verdienen, denn die mehresten muß man lesen, nicht sehen. Ich kenne nur wenige, in denen der Mensch nicht durch die Vergleichung mit dem Schriftsteller verliert, und selbst die von der bessern Art, habe ich mehrentheils noch immer weit unter ihren Schriften gefunden.

Alles, was Bonnet spricht, hat ein Gepräge von Güte, Simplicität und Frömmigkeit, welche einen beym ersten Anblicke einnimmt; sein Ton ist vertraulich und überzeugend, und immer scheint er dem gleich zu seyn, mit dem er spricht. Seine Kenntnisse sind die ausgebreitetsten und er-

strecken sich auf Dinge, die man nicht von ihm erwartet. So unterhielt er sich z. B. lange mit mir über die deutsche Litteratur, kannte, ob er schon kein deutsch versteht, unsre vornehmsten Schriftsteller, wußte von einigen derselben Partikular-Anekdoten, die mir völlig unbekannt waren, und urtheilte über etliche, die er doch nur durch elende Uebersetzungen kennen kann, z. B. Klopstock, so richtig und so billig, wie ich es nur von einem aufgeklärten Deutschen erwarten konnte. Er kam dann auf die neuern deutschen Reformatoren in der Theologie, sprach mit viel Achtung von Semler, Spalding, Zollikofer, und unsern Ernesti kannte er vollkommen.

Ich unterhielt mich dann lange mit ihm über die Genfer Geschäfte; und, ob er schon längst aus Unzufriedenheit über die beständigen Unruhen, die Stelle, die er im Rathe hatte, aufgegeben hat, so nimmt er doch noch an allen öffentlichen Geschäften vielen Antheil, liest noch alles was herauskommt, und spricht mit Billigkeit und Mäßigung davon. Er gab mir über verschiedene Sachen Licht, das ich in allen den Broschüren vergebens gesucht hatte.

Die übrige Zeit war die Gesellschaft gemischt, und ich sah mit Vergnügen, wie der Mann in die kleinen gesellschaftlichen Nichtigkeiten eintrat, über alles sprach und immer das Ganze auf einen all-

gemeinen Grund zurückführte. Man sprach von Welthändeln, von Kunst, auch von deutschen Künstlern; und Bonnet kannte da manchen Ehrenmann, den ich seit fünf Jahren nicht habe nennen hören. — Sie werden sich wohl einbilden, daß das alles nicht in einem kurzen Besuche vorging. Ich kam bey ihm gegen Abend an, speiste dort, blieb mit ihm bis um ein Uhr auf und brachte die Nacht da zu.

Er wohnt seit vielen Jahren eine starke Stunde von der Stadt, auf einem Landsitze, den man, nebst einer Menge andern Landsitzen, und, wenn ich nicht irre, einem kleinen Dorfe, Genthod nennt. Dies ist unter reichen Genfern sehr gewöhnlich, wenn sie, wie Bonnet, Vermögen genug haben, auf einen gewissen Fuß auf ihrem Landsitze zu leben. Ich kenne verschiedene Familien der Stadt, die fast nie ihr Stadthaus beziehen. Was Bonnet vorzüglich dazu bewog, waren die häufigen politischen Unruhen, schon vor vielen Jahren, sein Verlangen nach Ruhe und Wissenschaften, und sein übles Gehör und noch schwächeres Gesicht, zwey üble Begleiter in Stadtgesellschaften. Seine Frau, die sehr interessant und liebenswürdig ist, und ein junger Künstler, ein geborner Däne, den sie gleichsam an Kindes Statt angenommen haben, theilt mit

um die Einsamkeit, die nur von guten Freunden, nie von großer Gesellschaft unterbrochen wird.

Er ist jezt mit einer neuen Ausgabe seiner Schriften beschäftigt, die in sechzehn Bänden in Octav herauskommen wird. Ich glaube, Sie haben seine Palingenesie; wenn das Kupfer, das neben dem Titelblatte steht, von Clemens nach Juel gestochen ist, so haben Sie sein ziemlich ähnliches Portrait, nur daß seine Miene im Umgange heiterer und angenehmer ist. Er spricht gern von der Religion und als ein Christ. Es that mir wohl, diesen Mann sich mit Freuden für einen Christen erklären zu hören, und das auf eine Art, wie man es an den Ufern des Genfersees nicht gewohnt ist; denn auf der einen Seite herrscht Aberglaube und auf der andern Unglaube.

Mittwochs den 20 Decembr.

Mit einem empfindlichen Vergnügen habe ich die schönen Wintertage genossen, die wir zeither gehabt haben. Eine mäßige Kälte reiniget die Luft, macht die Wege trocken und gibt unserm Körper eine Elasticität, welche den Geist so munter, so heiter und zufrieden macht. Zugleich ist die Sonne in diesem Clima so stark, daß ich zu allen Zeiten des Winters, sobald ich

nur aus der Stadt war, oft mit Entzücken und Dank ihre wohlthätige Wärme eingesehen habe.

Ich bin zeither alle Tage spazieren gegangen, und meine Gesundheit hat dabey gewonnen. Da durchwandre ich die schönen, so viel und mit Recht gepriesenen Gegenden um Genf, und lange Zeit habe ich die Größe und Allgewalt des Ewigen nicht so anschauend, so wohlthuend gefühlt, als seit einiger Zeit, wenn ich seine Sonne auf dem See glänzen und die Stadt in einem lichten Dampfe sahe; wenn ich den ungeheuern Jura betrachte, mit allen seinen mannichfaltigen Tinten vom Pays de Gex aus bis weit in den Canton Bern hinein, wo er sich in der Ferne verliert; wenn ich den Mont Saleve mit seinen seltsamen Schichten betrachte, das eigentlich so genannte Savoyen zu seiner Rechten, das Chablais zur Linken mit seinen alten und neuen Schlössern; die wimmelnde, unzählige Menge Landhäuser auf beiden Seiten des Sees, die wunderbare Bergöfnung beym Fort d' Ecluse, (wo der Rhodan sich unter die Erde verliert und eine große Oefnung durch die Bergkette geht) den Rhodan, wie er aus der Stadt kommt und nicht weit davon die Arve aufnimmt — und mehr als alles — die ungeheure Bergwand des Chablais gegen Faußigny, Gebirge, welche weit den Jura an Höhe übertreffen, und über welche —

als grösser und majestätischer man nichts sehen kann — der weit entlegene Mont blanc in seiner ungeheuern, drückenden, überwältigenden Masse hervorragt und in aller Klarheit seine ewig beschneyten, nie von einem lebendigen Geschöpfe bestiegenen Gipfel in die Wolken streckt. Dies alles habe ich gesehen, mehr als einmal in einem einzigen Gemälde und auf einer mäßigen Höhe. — Könnt' ich den todten Schwall von Worten beleben, könnt' ich die Gegenstände Ihnen zeigen, wie der Eindruck davon in meiner Seele liegt, könnte der todte Buchstabe ein Abdruck meiner Empfindung werden! —

Der Mont blanc wird jezt, nach den neuesten Ausmessungen der höchsten Berge, einmüthig für den höchsten in Europa gehalten. Er liegt, wie Sie wissen, in der Baronie Faußigny, auf dreyßig Stunden von Genf, die in gerader Linie noch immer auf zwanzig betragen würden, und doch habe ich manchmal seine Umrisse so bestimmt und so deutlich gesehen, daß ich anfangs kaum meinen Augen trauen konnte. Wenn die Abendsonne darauf scheint, so stehen seine Spitzen in dem schönsten Rosenroth und sie sind noch beleuchtet, wenn die Sonne schon eine halbe Stunde untergegangen ist. Dieses Rosenroth ist für mich eine der lieblichsten Erscheinungen in der Natur, und schon manchmal habe ich mich,

besonders im Sommer, mit Entzücken dabey verweilt. Nichts verändert in der Natur so sehr sein Colorit an ein und dem nämlichen Tage, wie die Schneeberge; früh glühen sie in einer mehr wollüstigen als sanften Goldfarbe, am Tage sind sie blendend weiß, Abends rosenfarb, und wenn keine Sonne darauf scheint, so zeigen sie sich in einem kalten Grauweiß, welches einem in höchsten Sommer vollkommen den Begrif der Kälte giebt.

Die Schneeberge und Eisthäler um den Mont blanc herum gehören jezt unter die, welche am meisten von den Fremden besucht werden. Vor vierzig Jahren waren sie noch völlig unbekannt; man war wohl bis Salenche gekommen, allein weiter zu gehen sahe man als eine gefährliche und vielleicht unmögliche Unternehmung an. Eine Caravane Engländer wagte es zuerst; sie machten große Anstalten, nahmen alle Bedürfnisse des Lebens mit und gaben hernach eine kleine Beschreibung dieser Wallfahrt, die in Genf von jedermann gelesen wurde. Viele Personen reisten nachher dahin, bis endlich Herr von Seaußüre, Professor zu Genf, durch vier dahin gemachte Reisen dort einheimisch wurde. Er hat alle Berge gemessen, alle Stein- und Erdarten untersucht, und in seinem großen angefangenen Werke d'Histoire naturelle &c. weitläu-

sige Nachricht davon gegeben. Den Mont blanc selbst konnte er nie ersteigen, ob er es schon auf alle Art versucht hat, auch auf verschiedene Nebenhöhen gekommen ist*). La description des vues et des aspects du Mont blanc von Bourit, einem Genfer, der Cantor an der Hauptkirche ist, wird Ihnen kaum bekannt seyn: es ist ein trockenes, langweiliges Buch.**)

Wer jezt diese Reise macht, geht gewöhnlich über Salenche nach Chamouni, welches leztere an dem Mont blanc liegt, und wo ein so gutes Wirthshaus ist, daß oft ganze Gesellschaften von Engländern drey bis vier Wochen

*) Im September 1784 ist unter Bourits Anführung der dôme du goûté, oder der niedrigste Gipfel dieses Berges von Maria Coutel, Gemsenjäger, und Franz Cuiter, Schäfer aus Chamouni, erstiegen worden. Sie befanden sich auf einer Höhe von zweytausend Toisen. Nichts soll ihre Aufmerksamkeit so sehr erregt haben, als der Untergang der Sonne, deren Scheibe ihnen auf dieser Höhe so ungeheuer groß und ihr Versinken am Horizont so schnell vorkam, daß sie sich darüber entsezten. A. d. H.

**) Seitdem ist ein besseres Werk von ihm erschienen: Description des Alpes Lepontines et Rhetiennes, mit verschiedenen in einer kleinlichen aber artigen Manier gestochenen Aussichten, die er selbst aufgenommen hat.

sich dort niederlassen, früh spazieren reiten, um drey Uhr Rosbeef und Pudding essen und Abends Whist spielen. Von Chamouni geht man nach Wallis und kommt unter dem großen Bernhard bey Martinach heraus, von da man über Vivis wieder zurückgeht. — In den Reisen durch Helvetien findet sich auch eine Beschreibung eines Theils dieser Reise.

Lausanne, den 26. Febr. 1781.

Wir haben hier seit zehn Tagen einen vollkommenen Frühling; die Sonne hat so mächtig gewirkt, so alles ausgetrocknet, und der Himmel ist so rein und die Luft so heiter, daß nur noch der Schnee auf dem Jura und den Savoyschen Gebirgen den Winter anzeigt. Alles keimt und treibt, und jedes Pflänzgen, das ich hervorbringen sehe, und die weite Aussicht in diesem himmlischen Lande ist, so wie die erste Wärme des Jahres, meinem Herzen ein Balsam, der Empfindungen der Jugend wieder hervorkeimen macht, die der Winter erstickt zu haben schien. Die edelsten unter diesen sind die Empfindungen der Liebe und der Freundschaft; mein oft bis zum Thränenausbruch erweichtes Herz fühlt eine Leere, die der Vorfrühling mit aller seiner zauberischen Kraft nicht ausfüllen kann. Da geh ich in die Vorzeit zurück; das Bild der ver-

gangenen Zeit stellt sich lebendig meinem Auge dar; ich finde einen Freund, hier und da eine gute liebe Seele, und wieder eine (weil schon seit Jahren nichts mehr in diesem Herzen feste Wurzel faßte,) und alles schwindet und geht vorüber, und nur das Bild meines Freundes kommt wieder zurück und bleibt und steht unwankend vor mir. Da seh ich wieder die Tage meiner ersten Jugend, und den, der einen Theil derselben mit mir theilte, was er mir da war, und auch lange nachher noch war in der Abwesenheit! und jezt! — —

Lieber Freund, Sie schreiben mir nicht! Gott! ist nicht ohnedies schon in einer langen Abwesenheit so vieles, das uns einander vergessen macht? Da sind ganz verschiedene Gegenstände, verschiedene Menschen, nach und nach verschiedene Begriffe und aus diesen verschiedne Grundsäzze. Und die ewige Zauberlaterne, die alles mit Wetterschnelligkeit vor unsern Augen vorüber treibt, und immer Neues und wieder Neues! — Und sollten wir nach allem dem noch das vernachlässigen, was die ehemaligen Bande zusammen halten kann? sollten wir die Leere vermehren, die oft meinem Herzen mitten in zahlreichen Gesellschaften bleibt?

Ich hänge mich täglich weniger an die Menschen, indem ich mit allen lebe, und gesellschaft-

licher im Ganzen bin. Ich ziehe aus der Gesellschaft alle die Vortheile, die sich daraus ziehen lassen, geniesse mit Vergnügen eines leichten, ungezwungenen Umgangs, finde Unterhaltung in einer interessanten Unterredung, setze mich mit dieser Person lieber an den Spieltisch, als mit jener. Das Offene, Freye, mit dem man hier empfangen wird, die Ungezwungenheit, mit der man unter vierzig bis funfzig Personen existirt, spricht, kommt, geht, alles wie man will — ist mir äußerst willkommen; die Gesellschaft ist mir hier angenehmer, als an irgend einem Orte, wo ich gewesen bin, und doch — wenn ich wieder denke, wie wenig in allem dem wahrer Genuß ist, wie man gesellig zusammen lebt, ohne enge Verbindungen zu knüpfen, wie man sich gegenseitig amüsirt und bemüht, sich einander angenehm zu machen, ohne sich zu lieben — — dann, dann fühl ich das Leere, das nur in einem kleinem Zirkel Freundschaft und Liebe ausfüllen kann. Dies ist das Leere, das die Franzosen ennui nennen (und welches fast durchgehends sehr uneigentlich Langeweile übersetzt wird) und das die am meisten verfolgt, die am meisten in der Welt leben.

Ich las vor kurzem einen ächten Brief der Me. de Maintenon, den sie in einer Zeit schrieb, als sie mit dem größten der damals lebenden

Könige verheurathet und mit verschiedenen schönen Geistern des Ludwigschen Jahrhunderts verbunden war. „Ne voyés-Vous pas que je meurs „de tristesse, dans une fortune qu'on aurait eu „peine à imaginer? J'ai été jeune & jolie; j'ai „gouté des plaisirs; j'ai été aimée partout. Dans „un age plus avancé, j'ai passé des années dans „le commerce de l'esprit; je suis venue à la fa„veur; & je vous proteste que tous les Etats lais„sent un vuide affreux." Zu ihrem Bruder sagte sie einst: „Je n'y peux plus tenir; je voudrais „être morte."

Lausanne den 21. März 1781.

Hab' ich Ihnen schon einmal von einer société litteraire geschrieben, die seit zehn bis zwölf Jahren hier existirt? Ich bin vor ein paar Monaten darin aufgenommen worden und bringe alle Sonntage, da sie sich versammelt, zwey angenehme Stunden darin zu. Jedesmal wird eine Frage abgehandelt, über die man vier Wochen vorher durch die Mehrheit der Stimmen übereinkommt. Jeder sagt seine Meynung darüber schriftlich oder mündlich, kurz oder weitläufig. Oft hat einer oder der andere eine ganze Abhandlung darüber geschrieben. Bleibt noch Zeit übrig, so wird oft etwas Ungedrucktes vor-

gelesen, von einer neuen Schrift gesprochen, oder sonst etwas Litterarisches abgehandelt; eine Unterredung, welche durch die Verschiedenheit der Nationen, von denen die Mitglieder sind, immer sehr interessant wird; denn die Gesellschaft besteht gegenwärtig aus eilf Landeseinwohnern, fünf Engländern, zwey Holländern, zwey Franzosen und einem Deutschen. Unter den Engländern ist ein D. Gillies, der ein sehr gutes Werk über die Griechen vor einigen Jahren herausgegeben hat, und gegenwärtig mit einer Geschichte dieses Volks sich beschäftigt.

Um Ihnen einen Begriff zu geben, was ungefähr für Gegenstände abgehandelt werden, so will ich Ihnen die Fragen hersetzen, die seit einigen Wochen tractirt worden sind:

La Théogonie des Grecs n'est-elle pas de tous les faux systémes celui qui était le plus propre à rendre heureux dans le monde ses sectateurs?

Les nations modernes de l'Europe subiront-elles les mêmes révolutions aux quelles elles ont été déja exposées?

Comment faut-il s'y prendre pour former la memoire aux enfans?

Quels raports y-a-t-il du siécle de Senéque à celui de Louis XIV.

Quel est l'origine des duels?

En quoi consiste l'art de persuader?

Monat Novembr. 1779.*)

Ich werde Schützen in Zukunft manchmal vermissen, nicht als einen Freund, denn er ist zu sehr vom ganzen menschlichen Geschlecht eine Ausnahme, als daß er irgend eines Menschen Freund seyn könnte, ob er es schon von der ganzen Welt ist; aber wohl wegen der Heiterkeit und Freude, die er rings um sich her zu verbreiten und Andern mitzutheilen weiß. Täglich macht er eine neue Posse, auf die er nie studirt, die ihm im Augenblick kommt, und die das reinste Gepräge der Natur, Wahrheit und sonderbaren Originalität trägt. Er hat die Gewohnheit, alles was er sieht, hört oder denkt, äußerlich auszudrücken; darin ist er unerschöpflich, jeder Begriff hat seinen eigenen Ausdruck, und da ihm immer etwas neu ist, weil er sich wenig um das bekümmert, was nicht in seine enge Sphäre einschlägt, so sieht man täglich eine neue Grimasse, ohne Prätension, ohne Studium; er giebt dem Gedanken, dem Begriff einen sichtbaren Ausdruck, nicht weil er will, sondern weil er muß.

*) Ehe ich die folgenden Briefe, die einige Nachrichten von Franz Schütz enthalten, abdrucken lasse, will ich hier einen ältern Brief einrücken, worin einiges über den Charakter dieses Künstlers gesagt ist.

Ich könnte Ihnen Bogen von diesem seltsamen Geschöpfe, das bey allem Antheil von Genie oft ans Thierische gränzt, voll schreiben, und Sie würden immer nur einen unvollkommenen Begriff von ihm haben. Nur noch das: er haßt die Arbeit, wie die Sünde, und nimmt ohne Unterlaß in seiner Kunst zu; in der Zeichnung ist er gegenwärtig da, wo mancher gute Landschaftmaler zeitlebens nicht hinkommt; überall Grösse, Kühnheit und weise Behandlung der Natur. Ich glaube, ich wende einmal recht viel Zeit darauf, diesen Charakter, so viel als sichs thun läßt, zu entwerfen; in einem Roman ließ sich recht viel daraus machen, obschon jedermann über Karrikatur schreyen und kein Mensch Wahrheit und Treue ahnden würde.

Den 24. April 1781.

Ich bin vor kurzem, nach einem Aufenthalte von einigen Wochen, von Genf wieder zurückgekommen, wo ich das Vergnügen hatte, einige Zeit mit meinem alten Lehrer in der Kunst, Franz Schütz, zu leben. Es war mir Freude und Schmerz, ihn wieder zu sehen, diesen außerordentlichen Original-Menschen, dessen Porträt ich Ihnen mehr als einmal gemacht habe oder vielmehr habe machen wollen: denn wer kann ma-

ken, was einzig in der Natur existirt und mit keinem der lebendigen Wesen sich vergleichen läßt?

Sein Anblick thut meinem Herzen immer wohl, ob ich schon mit Rührung sehe, wie der Mensch durch das Leben durchgaloppirt und zu leben eilt, gleichsam als könnt' er nicht geschwind genug enden. Alles ist bey ihm Instinkt und alles treibt ihn mit Flügeleile zu seiner Zerstörung. Er ist glücklich, weil er nie sieht, was andre drückt, und selbst nie diesen Druck fühlt. Er lebt nie als im Gegenwärtigen, und alles ist für ihn Genuß. Ganz beschäftiget mit dem Augenblicklichen, ist das Vergangene für ihn, wie das, was nie war, und vom Zukünftigen hat er gar keinen Begriff. Wenn ich ihm sonst sagte, daß er nie sein vierzigstes Jahr erreichen würde, so war das ein Schall, der weiter keine Bedeutung für ihn hatte; und wenn ich ihm jezt sage, er werde sein fünfunddreißigstes nicht erreichen, so ist es eben so. Und doch fällt die Maschine zusehends zusammen und er wirds nicht gewahr.

Den 18 May.

Mein armer Freund Schütz hat seine Laufbahn geendigt! daß es so gar bald geschehen

würde, hätt' ich doch nicht gedacht; er war in seinem dreißigsten Jahre. Vor etlichen Wochen bekam er starken Husten, verlor Schlaf und Appetit und fühlte eine stündliche Abnahme seiner Kräfte. Der Arzt erklärte ihn für einen verlornen Menschen, sagte, daß sein Blut und seine Lebensgeister durch Feuer und Wein verbrannt, und Lunge und Leber angegriffen wäre. Ich bin im Innern dadurch erschüttert, rufe mir alle die vergangene Zeit zurück, und traure, das alles Jahre lang mit angesehen zu haben, ohne das Geringste ändern zu können. Er aß nie etwas anders, als was ihm Vergnügen machte, sein ganzes Leben war Thätigkeit und Gährung; er trank fast nie Wasser, aber gewöhnlich ein ungeheures Maas Wein. Und da war keine Hülfe und keine Aenderung.

Die Kunst hat mehr verloren, als ich Ihnen beschreiben kann; er war einer der größten Landschaftzeichner, besonders in den lezten sechs Monaten. So viel seltsame, ausserordentliche Widersprüche werden sich schwerlich wieder in einem und demselben Menschen vereinigt finden.

Da er katholisch war, hat man ihn nicht zu Genf, sondern eine Stunde von der Stadt in einem französischen Dorfe Sacconay sur France (denn es giebt auch ein Genfer Sacconay) begraben.

Genf den 28. May 1781.

Gleich nach Abschickung meines lezten Briefs an Sie, reiste ich hieher; und hier wohne ich jezt, nicht in der Stadt, sondern in einem Landhause, dicht an Genf, in einer Gegend, die man Secheron nennt, und in der man rings umher wenig anders sieht als Landhäuser, und Wiesen, Gärten, Alleen und Felder, die dazu gehören, mehrentheils mit grünen Hecken eingeschlossen sind und das Ganze zu einem grossen Garten machen. Aus dem Hause, in dem ich wohne, übersehe ich auf der einen Seite die ganze Stadt, mit dem Saleve dahinter, und einem Theile des Jura seitwärts. Ein anderes Zimmer zeigt mir ein grosses Stück des Genfersees, mit dem herrlichen Lande und savoyschen Gebirgen umher. In diesem Zimmer seh' ich früh vor fünf Uhr, wie die Sonne die Spitzen des Mont blanc vergoldet, während daß seine Eisbrust noch in grauer Kälte schauert; und Abends gehe ich wieder dahin, um das Rosenroth und den Purpur zu geniessen, diesen Purpur der Alpen, den die Abendsonne verbreitet, von dem ich Ihnen so oft geschrieben, und der mich mit einem Gefühle füllt, ohne seines gleichen. Und alles ist so wonnig, und alles schwimmt und — kurz, lieber S**, ich werde nie fertig werden, Ihnen über die

Schönheiten dieses himmlischen Landes zu schreiben, an die ich mich nie gewöhne, und für die ich immer ein neues Gefühl habe.

Da denk ich denn auch oft an meinen armen Schütz, und finde Spuren genug, die mich an ihn erinnern. Wie manche gehen noch hienieden mühsam ihren Gang, ohne das Viertel des Maaßes von Glückseligkeit zu genießen, in welcher Schütz schwamm! wie viele bleiben noch hier, die gern gingen und die mehr Beruf zu gehen hätten, als er! Doch das ist der wunderbare Gang, den ich alles hienieden nehmen sehe, und der uns vielleicht dort einst aufgeklärt werden wird.

Vielleicht schreibe ich, wenn ich ruhiger bin, Schützens Leben, das heißt, ich würde eine Menge Züge aus seiner Denk- Seh- und Handelnsart zusammen sammeln, um daraus ein Skelet von dem Menschen darzustellen, der die wunderbarste außerordentlichste Erscheinung war, die mir je in meinem Leben vorgekommen ist. — Ich habe seine lezten Werke durchsehen, *) und — — Aber warum soll ich meine Briefe an Sie damit anfüllen?

*) Herr Prof. Becker in Dresden besitzt viele derselben, von denen unser Oeser verschiedene gewürdigt hat zu kopiren. Was kann man Stärkeres zu ihrem Lobe sagen? A. d. H.

Gegenwärtig wird an einem Denkmal von schwarzem Marmor gearbeitet, das Herr Burckhardt dem guten Schütz zu Sacconay sur France, eine Stunde von Genf, setzen läßt. Es ist eine Säule auf einem Postumente mit einer Urne. Ich habe diese Aufschrift dazu gemacht:

Dem
redlichen Menschen
dem verdienten Künstler
widmet dieses Denkmal
Burckhardt von Kirschgarten
von Basel.

Auf der andern Seite:

Franz Schütz
gebohren zu Frankfurt am Mayn
den 16. Oktober 1751
gestorben zu Genf
den 14. May 1781.

Herr Deyverdun fand, daß es sonderbar sey, eine deutsche Aufschrift in einem Lande zu setzen, wo man nichts als französisch spricht. Er übertrug daher die deutsche in den französischen Stile lapidaire, und dies soll auf die beiden Seiten der vierseitigen Säule kommen, die leer sind.

Sonnabends den 2. Jun.

Ich gehe hier viel müßig, fahre von einem Landhause zum andern, mache Partien auf dem See, speise da und dort herum, und mache immer neue Bekanntschaften. Der Genfer Boden war nicht groß genug, um allen, die Landhäuser haben wollten, ein Plätzgen zu geben; also hat man sich auf Savoyschen, Französischen und Schweizer-Boden angebaut. Das so verschriene Savoyen ist, in hiesigen Gegenden, ein reizendes fruchtbares Land. Man lebt auf dem Lande fast wie in der Stadt: Schöne Zimmer, große Gesellschaften, große Mahlzeiten, Jargon de Paris, Poudre rousse und volle Stadtkleidung. Die Fensterläden sind den größten Theil des Tages zu, und Abends, etwas vor Sonnen Untergang, geht man mit dem Sonnenschirme spazieren.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen nicht schon im April vom Hause Huber geschrieben habe? Sie kennen diesen Namen schon ohne mich, aber einige Nachricht davon könnte Ihnen doch wohl interessant seyn.

Herr Huber, der Vater, ein Mann, der von seinen Renten lebt, und der Künstler, Offizier in Heßschen, Französischen, Piemontesischen Diensten, Weltmann, Mann von Kopf

und Wissenschaften und noch manches andere ist, oder gewesen ist. Er gehört unter die sonderbarsten Männer, die mir vorgekommen sind. Er war ohne Unterlaß bey Voltaire, hat das und jenes mit ihm gemein, und hat dazu beygetragen, Voltairen zu verewigen, so wie Voltaire ihn bey vielen verewigt hat.

Er ist der größte Ausschneider in Papier und Pergament unsrer Zeit; man hat Landschaften von ihm in zarten Pergament (velin) ausgeschnitten, die mit mehr als funfzig Louisdor bezahlt worden sind, weil er nichts mehr arbeitet. Er ist einer der besten jezt lebenden Pferdezeichner; er malte sonst im Niederländischen Stile, besonders Falken-Jagden, andre Jagden und überhaupt Pferdestücke mit etwas Landschaft. —

Voltairens Profil hatte er so im Kopfe, daß er es, die Hände auf dem Rücken, in Papier ausschnitt. Er hat zwey radirte Blätter gegeben, wo Voltairens Kopf mehr als dreyßigmal ist, immer gleichend, aber in verschiedenen Charakteren und Karrikaturen. Man hat noch verschiedene andere geäzte Blätter von ihm, welche eine Menge komischer und erbaulicher Stückchen und Histörchen, die zu Ferney vorgingen, enthalten. Z. B. eine Magd, die den Hengst einer Stute zuführt; Voltaire mit zahlreicher Gesellschaft besieht das Wesen, und der Pater Adam

bemüht sich in einiger Ferne, die Me. de Villette, ein junges Frauenzimmer, welche Voltaire damals erzog, zu bewegen, das Schauspiel mit anzusehen, indem er ihr vorstellt, daß es etwas ganz natürliches sey rc.

Huber schonte in diesen Blättern Voltairen keinesweges, ja auf einigen hat er ihn in den lächerlichsten Stellungen gegeben. Als Mademoiselle Clairon nach Ferney kam, fiel sie vor dem großen Theaterdichter auf die Knie, und dieser konnte nicht weniger thun, als vor dieser Melpomene sich gleichfalls zu prosterniren. Dieses Blatt macht jedermann lachen, wenn man es auch nur in der Ferne erblickt. Auch hat er Voltairen in mannichfaltigen Stellungen und in komischer Kleidung radirt, und nichts gespart, dem Aufzuge des Alten alles das Lächerliche zu geben, das er wirklich hatte. — Voltaire soll sich vor Huber gewissermaßen gefürchtet haben, weil dieser ein außerordentliches Maaß von Witz, Laune und Satyre besitzt, und es ihm auch nie am Willen fehlt, dies alles zu üben, denn er kann im höchsten Grade boshaft seyn.

Huber erzählt vortreflich und hat sich ganz den Voltairschen Ton eigen gemacht; seine Sprache, seine Wendungen, seine Bewegungen sind komisch; komisch ist das mehreste, was er macht, und komisch wird alles, was unter seine Hände

fällt. Ich sehe ihn sehr oft, und immer erzählt er uns einige Anekdoten von Voltaire, die mir den ganzen Menschen malen und einen vollkommenen Begrif von dem Leben geben, das zu Ferney geführt wurde. Auch kann er Voltairen nachahmen, auf einen Grad, daß viele, die den leztern gekannt haben, sagen, er sey bis zur Täuschung wahr.

In einem Alter von mehr als sechzig Jahren ist er von einer Lebhaftigkeit, dergleichen viele Jünglinge nicht sind. Er spricht ziemlich gut deutsch, liebt diese Sprache und liest Bücher darinne, so oft er welche bekommen kann.

Huber, der Sohn, fünfundzwanzig bis achtundzwanzig Jahr alt, hat viel Geist, Verstand und Kenntnisse, malt Thiere und Landschaften ganz im Niederländischen Style, ob er schon lange zu Rom die Geschichte studirt hat, und zeichnet sehr gut die ländliche Figur.

Der älteste Sohn ist blind und ein vortreflicher Musiker: und die ganze Familie zusammen macht einen Kontrast und ist von einer Originalität, dergleichen ich noch nicht beysammen gesehen habe.

Lezthin traf ich bey Karl Bonnet zu Genthod den Professor Vernet, einen alten Theologen von mehr als achtzig Jahren, der Ihnen als Schriftsteller gewiß bekannt ist. Ich hatte

viel Freude an dem guten alten Manne; er bat mich zu sich, und ich habe nachher einen sehr interessanten Abend bey ihm zugebracht. Ueberaus viel Billigkeit und Duldnng, sehr viel Aufklärung, und angemessene Güte und guter Wille.

Er erkundigte sich nach einer Menge deutscher Theologen, verlangte Nachrichten von einigen grnz neuen Werken, die ich nicht einmal kannte, und bedauerte sehr, daß er nicht deutsch verstünde. Benell, der Bruder eines Leipziger Benells, übersezt bisweilen etwas aus dem Deutschen, Stücke, die er da und dort auszieht, und liest sie Vernet, Bonnet und andern vor.

Genf den 6 Juny 1781. *)

Schwerlich wohl giebt es einen Ort in Europa, wo Aufklärung allgemeiner ist und Wissenschaften und Kenntnisse mancherley Art auch unter den niedern Klassen der Bürger so häufig gefunden werden, als zu Genf. Schon mancher vor mir hat dieses gesagt; aber man muß selbst am Orte gelebt und Personen mancherley Stän-

*) Verschiedene in diesem Briefe enthaltene Nachrichten sind hier aus spätern Briefen zusammen getragen.

de gesehen haben, um die ganze Ausdehnung dieser Sage zu fühlen. Es kann mehrere Orte geben, wo das Bücherlesen vielleicht eben so allgemein ist als zu Genf; aber die Wahl der Bücher ist merklich verschieden, da man gewöhnlich in denen Orten, wo viel gelesen wird, in den Händen der Frauenzimmer und des niedern und mittlern Bürgers, wenig anders, als Romane, Schauspiele und dergleichen findet. Der zahlreiche Stand der Uhrmacher fällt hier vorzüglich in die Augen, da sie sich als Künstler, und folglich besser als Handwerker betrachten, und durch ihr vortheilhaftes Gewerbe, ihren Erfindungsgeist und Fleiß, sich in Umstände gesezt sehen, unter denen sie ihre Neigung zum Lesen befriedigen, und ihren Kindern eine gute Erziehung geben können. Man findet häufig in ihren Häusern kleinere oder größere Büchersammlungen, unter denen ein Voltaire, ein Rousseau, eine Encyclopädie und ein ganzes Heer politischer Schriften sich befindet, die alten sowohl als die Bürgerkriege betreffend. Manche versteigen sich noch viel weiter in Mathematik, Naturlehre und spekulative Philosophie. Es ist nichts ungewöhnliches, einen Handarbeiter in seiner Werkstätte zu finden und neben ihm ein tiefgedachtes oder unterrichtendes Buch, in welchem er liest, so oft es ihm seine Handgeschäfte zulassen. Selbst

unter den Weibern findet man Bücher mancherley Art, die sie neben der Wartung ihrer Kinder und der häuslichen Geschäfte lesen. Viele mischen sich sogar in Schriftstellerey, und die zeitherigen Unruhen haben manchem die Feder in die Hand gegeben, die für schwerfälligere Arbeiten bestimmt war.

Auch liest der Genfer nicht nur, er denkt auch selbst, und bey vielen ist des Räsonirens und Argumentirens, besonders wenn er ins politische Fach geräth, kein Ende. Auf diese Art schärft sich der Genfer durch häusliche Studien sowohl, als durch geselligen Umgang, wofür die Männer die sogenannten Clubs oder Zirkel haben, deren es hier bey weitem zu viele giebt, und wo die Staatsverfassung oft von Leuten behandelt wird, die besser thäten, sich mit ihren Händen zu beschäftigen. — Männer, deren Zeugniß mir ehrwürdig ist, haben mich versichert, daß die Industrie seit den gegenwärtigen Unruhen sehr nachgelassen, und daß, wenn es so fort gehe, mancher Bürger zum Bettler werden würde, der sonst sich und seiner Familie einen anständigen Unterhalt verschaffte.

Der Schluß also ist: der gemeine Genfer ist zu wohl unterrichtet, und die allgemeine Aufklärung hat hier großen Schaden gethan. —

Dies höre ich von vielen Leuten als eine ausgemachte Wahrheit, von der ich mich aber noch nicht habe überzeugen können. Zwar sagt Haller, daß eine Welt von Philosophen die möglich ärgste seyn würde. Dies ist gerade wie mans nimmt, und so ist es auch mit allgemeiner Aufklärung, die, nur in einer gewissen Dosis genommen, oft grossen Schaden thun mag. Allein zu Genf, glaube ich, liegt die Hauptschuld in der Verfassung ihres Staats, in dem großen, sonst fast allgemeinen Wohlstande der Bürger, und dem daraus entstehenden Stolze, Eigendünkel, Präsumption und Emporschwingungs-Geiste. Ein jeder, der durch seine Geburt, sein Gewerbe, kurz durch seine bürgerliche Lage, in den niedern oder Mittelstand gehört, will, sobald er sich ein bischen Vermögen erworben hat, ein Landhäuschen besitzt und ein Pferd oder eine Chaise sich halten kann, sogleich denen an die Seite treten, die durch einen grössern Reichthum, einen längern Besitz dieser weltlichen Herrlichkeiten, oder durch eine ältere Existenz im Orte, theils über ihn erhaben sind, theils sich über ihn erhaben glauben. Der Mann, dessen Familie schon seit Jahrhunderten einen gewissen Wohlstand und Ansehn zu Genf genoß, und der vielleicht auch ursprünglich vom Adel war; denn obschon die Genfer Verfassung keinen eigentlichen Adel zuläßt, so giebt

es doch da Nachkommen von Edelleuten, die vor alten Zeiten auf dem Lande lebten und dann die Stadt vorzogen: — ferner der Mann, dessen lange Reihe von Vorfahren in der Regierung saß; der Ausländer vom Stande, der schon seit vielen Jahren hier einheimisch geworden ist; der adlich lebende Nachkomme reicher Banquiers oder Kaufleute; der Gelehrte, der Offizier, der im Auslande ansehnliche Stellen bekleidet hat — diese zusammen machen den hiesigen Adel aus, und diese sind es, die als Patricier, dem Steigen und Emporstreben jener Plebejer sich widersetzen.

Und hier, lieber Freund, schmeichele ich mir, Ihnen einen bestimmtern und richtigern Begriff von den beiden jezt streitenden Parteyen gegeben zu haben, als ich noch irgendwo habe finden können. Wahrhaftig es ist kein Streit zwischen Obrigkeit und Volk, zwischen dem Unterdrücker und dem Schwächern: es ist ein Streit zwischen der so genannten bonne compagnie des Orts, und denen, die gern dazu gehören möchten; zwischen dem Reichern, Angesehenern, Bessern, oder sich besser dünkenden, und zwischen dem weniger Reichen, weniger Angesehenen, kurz, durch seine bürgerliche Lage Geringern. Nennen Sie nun die leztern Représentans und die erstern Négatifs, und Sie haben einen Begriff

schen den gegenwärtig zu Genf streitenden Partheyen. — Zwar würde auch ein aufrichtiger Genfer mir noch manche Subdivisionen machen; aber darum bekümmere ich mich nicht, und gebe Ihnen die Sache so wie ich sie nach einem Aufenthalt von etlichen Monaten sehe.

Und hier fällt nun die Regierungsverfassung ein, die für zwo solche Partheyen vortreflich calculirt ist. — „Ich bin Bürger eines Freystaats, sagt der Repräsentant, dessen Glieder alle einander gleich sind; Wir haben also alle gleiche Rechte, und — denkt er stillschweigend hinzu: — gleiches Ansehn. (Gleiche Rechte, und gleiches Ansehen, sind zwey Begriffe, die häufig in den Köpfen der Menschen in einen zusammen fließen.) Nun betrachtet er die Seaussure, die Tronchins, die Turretins und die funfzig andern, wie seines Gleichen, und das wollen diese nicht seyn, und, vernünftig betrachtet, sind es auch nicht. — Aber wie soll er an sie kommen; wie soll er sie herabziehen? Dazu ist kein besserer Weg, als die Regierungsverfassung. Die ansehnlichen Familien sind seit undenklichen Zeiten gewohnt, in der Regierung zu sitzen; (mögen auch wohl von diesem Gewohntseyn häufigen Misbrauch gemacht haben) der Repräsentanten giebt es wenigere darin. Und sie ent-

steht ein politischer Krieg, in dem diese sich das Volk und jene die Obrigkeit nennen.

Ich will Ihnen und mir die Bögen ersparen, die ich mit der äusserst complicirten Verfassung dieser Republik anfüllen könnte; nur so viel will ich hier anführen: daß die tägliche, ausübende Gewalt dem kleinem Rathe gehört, daß aber das Volk, zusammengenommen mit dem großen und kleinen Rathe, der Souverain ist. Sobald also das Volk mit dem großen oder kleinen Rathe unzufrieden ist, so hat es bey den öffentlichen Versammlungen (Conseil général) Gelegenheit, an diesem seine Rache auszulassen: wozu denn die Besonderheiten der Verfassung volle Hand bieten.

Daß es kein Krieg zwischen Volk und Obrigkeit ist, können Sie schon daraus sehen, daß viele von der Partey der sogenannten Négatifs weder im großen noch im kleinen Rathe sitzen, und wiederum viele Mitglieder beider Räthe Representanten sind. Es kommt also darauf an, um in einem gemeinen Ausdrucke zu reden, wer dem andern den Rang ablaufen kann. Und welche Partey auch die Oberhand behalten mag, so bin ich gewiß, daß das Ganze, das heißt, der grössere Theil der Genfer Einwohner, nicht um ein Haar besser daran seyn wird, und daß die Händel ewig von neuem anfangen werden. Sollten

z. B. die jetzigen Repräsentanten die grössere Macht in ihre Hände bekommen, so muß, dem ewigen Laufe der Dinge und der unveränderlichen menschlichen Natur gemäß, in zehn oder zwanzig Jahren eine solche Zahl von Aristokraten unter ihnen aufgestanden seyn, als man jezt sagt, daß unter den Négatifs seyen, und diese Aristokraten, die sich jezt Repräsentanten nennen, würden vom größten Theile ihrer jetzigen Mitbrüder alsdann Négatifs genennt werden, im Falle die Liebe der Genfer zur Neuheit nicht neue Titel erfände. Eine neue Opposition würde sich also aus dem Mittel der alten erheben, und alle ihre Händel würden den Kreislauf gehen, den sie ungefähr seit Jahrhunderten gegangen sind.

Daß die alten und mächtigen Familien freylich manchmal über die engen Schranken der Verfassung gegangen seyn und Gewalt an sich gerissen haben mögen, wo sie konnten, darf ich wohl nicht erinnern; die Sache versteht sich von selbst, und ist nichts Neues, sondern abermal dem sich immer gleichen Gange der menschlichen Natur gemäß.

Rousseau und Voltaire haben beide einen sehr grossen Einfluß auf die Genfer gehabt; der erstere auf die Repräsentanten, der andere auf die Négatifs, und, in Religions-Grundsätzen,

vielleicht auf beide Parteyen. Voltaire verbreitete unter den Gens comme il faut Leichtigkeit des Tons, Feinheit des Geschmacks, Eleganz, Liebe zur schönen Litteratur, Witz und Satyre, und eine gewisse Verachtung alles dessen, was nicht in ihren Kreis gehört, oder in ihren Ton stimmt. In Rücksicht auf Religion hat er unstreitig auf beide Theile, obschon in ungleichem Grade, gewirkt — doch dies ist ein Artikel, den ich ungern berühre, sobald von einer ganzen Stadt, oder einem ganzen Volke die Rede ist.

Rousseau ist ganz der Mann des Volks, die Repräsentanten betrachten ihn als einen Märtyrer der Aristokraten, oder der Großen, und da sie alle die Sache eines unterdrückten Volkes zu führen und zu verfechten glauben, so ist er ihr Patriarch, der jezt, durch seine Schriften, an der Spitze dieser Unterdrückten steht. — Ich kann nicht leugnen, daß nach meinem Bedünken dieser Philosoph ungeheures Unheil zu Genf angerichtet hat. Ich liebe seine politischen Grundsätze: sie sind die Wirkung eines aufstrebenden, den Werth der Menschheit fühlenden Geistes und eines edeln Herzens. Aber ich gestehe, daß ich das Land noch nicht gesehn habe, auch mir es nicht denken kann, in welchem seine Grundsätze praktikabel wären. Ich denke hier vorzüglich an

gewisse Theile seiner Lettres de la Montagne, seinen Contract Social &c. Er schrieb manches für Menschen, die erst gemacht werden müssen: und vieles ist in der Spekulation überaus schön, was in der wirklichen Welt durchaus nicht thunlich ist. — Doch darum scheint man sich hier wenig zu bekümmern; die Repräsentanten haben ihn ohne Unterlaß im Munde, und in einigen ihrer Clubs steht seine Büste, ohngefähr wie der Präsident in einer Versammlung.

Der Genfer ist überaus stolz auf sein Bürgerrecht; und gleichwohl hat man es, eine Reihe von Jahren hindurch, an einen jeden verkauft, der die erfoderliche Summe erlegen konnte. Man hat dadurch eine große Menge neuer Bürger in den Staat gebracht, die größtentheils aus dem südlichen Frankreich herkamen. Diese Handwerker, Künstler und Fabrikanten, in einer monarchischen Regierung erzogen, und, als Hugonotten, an bürgerlichen Druck gewohnt, sahen sich auf einmal Bürger eines Freystaats, in dem sie alle Rechte eines Souverains gekauft zu haben und allen alten Einwohnern gleich zu seyn glaubten. Diese sind es, oder ihre Kinder, die in den gegenwärtigen Unruhen am meisten begriffen sind, und einige derselben sind gewaltige Schriftsteller. Da fallen mir eben einige Verse ein, in denen Sie so ziemlich den Gesichtspunkt

finden werder, aus dem man einige dieser neuen Bürger betrachtet. Herr D. ein junger Kaufmann, der in den gegenwärtigen Unruhen sehr viel geschrieben hat, machte Verse auf eine Grausame, die ihn ausschlug. Ob die Verse von ihm sind, oder ob sie jemand seiner Feder untergeschoben hat, daran liegt mir hier nichts. Genug das Frauenzimmer antwortet, und jede ihrer Strophen entspricht einer jeden der seinigen. Da ist denn unter andern dies:

Er. A mon *Païs* si jéus été rebelle,
Si jéus trahi ma *pàtrie* & mes droits &c.
Sie. Nouveau venu qui vous montrés rebelle
Au *Gévodan* allés chercher vos *droits*.

Der hiesige Ton und das gesellige Leben ist allgemein als höchst angenehm bekannt. Der Genfer ist lebhaft, sinnreich, scharfsinnig, witzig, und da er dabey mehrentheils wohl unterrichtet ist, so fehlt es ihm nie an gesellschaftlichen Resourcen. Allein alles dies leidet gewaltig durch die gegenwärtigen Unruhen, indem in vielen Gesellschaften diese den Hauptinhalt aller Gespräche ausmachen. Für einen Fremden, der Gesellschaften beider Parteyen besucht, entsteht noch die Unbequemlichkeit daraus, daß er sich oft in die äußerste Verlegenheit gesezt sieht. Mir ist es mehr als einmal begegnet, daß ich aus einer Ge-

sellschaft, in der man ihre politischen Zänkereyen abhandelte, in eine andere, von der entgegengesetzten Partey ging, wo ich das nämliche Gespräch fand. Und hier fiel man denn mit Heftigkeit über Personen her, die man nannte, und die ich eine Viertelstunde vorher mit eben der Heftigkeit gegen die hatte sprechen hören, in deren Gesellschaft ich nun war. Natürlich schweigt ein Fremder in einem solchen Falle: allein man zieht ihn bald ins Gespräch, und sich ganz unwissend in ihren Händeln zu stellen, wäre unter allen Beleidigungen die größte.

Auch die Frauenzimmer ziehen hier fast durchaus zu Felde, und wenn ich zwischen ihnen und den Mannspersonen einigen Unterschied finde, so ist es, daß die erstern beißender, bitterer sind.

Daß die Geistlichen in alle dem nicht zurückbleiben, versteht sich von selbst! Viele thun — was auch andere vor ihnen gethan haben — sie mischen ihren Kram in die Religion. Ich weiß von einigen, die, viele Sonntage hinter einander, in aller Form Politik gepredigt haben. Dies ist weder Spott, noch eine Art zu reden, sondern es ist wörtlich wahr. Auch sind ein Paar noch auf eine andere Art thätig, so thätig, daß man ihnen an jedem andern Orte den Prozeß machen würde.

Die gegenwärtige Lage ausgenommen, die doch auch wieder aufhören muß, ist Genf ein süßer Aufenthalt, besonders für den vernünftigen, gesitteten und aufgeklärten Mann von einem gewissen Alter; die Lage ist über alle Maasen reizend, ist unaussprechlich und unbeschreiblich schön; das Eigenthum ist gesichert; er hat niemanden zu fürchten und niemanden zu schonen; er findet hier alle Bequemlichkeiten und alle Süßigkeiten des Lebens, in Rücksicht auf Tafel und andere Dinge; der allgemeine Wohlstand, (der jezt leider abnimmt) ist dem Auge ein heiterer, erquickender Anblick; unter seinen Bekannten kann er seine Zeit das ganze Jahr hindurch in ein Stadt- und Landleben theilen. Liebt er Wissenschaften, und hat er selbst ausgebreitete Kenntnisse, so findet er hier in allen Fächern Männer, die, bey vieler Gründlichkeit, den Staub des Stubengelehrten mit gutem Tone der Menschenkenntniß, Erfahrung und angenehmen Sitten des Weltmann's abgekehrt habn. Die Menge der hiesigen Schriftsteller, unter denen manche nicht Gelehrte von Profession sind, ist zu bekannt, als daß ich sie Ihnen nennen sollte. Aber es giebt auch der Männer viele, denen zum Schriftsteller-Ruhm weiter nichts fehlt, als daß sie nicht schreiben.

Guter Privatbibliotheken, zu denen man leicht den Zugang findet, giebt es hier, ich möchte sagen, unzählige, in allen Zweigen der Wissenschaften und in den mehresten alten und neuen Sprachen.

Eben so findet auch der Kunstliebhaber seine Rechnung in Herrn Tronchins Gemäldesammlung aux Délices, von der ich schon zu einer andern Zeit geredet habe, und in verschiedenen andern weniger beträchtlichen. — Des Prof. de Seaussure Naturaliensammlung fällt angenehm in die Augen, und ist mir unterhaltend! aber Kenner versichern mich, sie sey im Kleinen eine der ausgesuchtesten, die man irgendwo finden könne. Anderer Sammlungen zu geschweigen.

J. J. Rousseau, der seinem Genfer Bürgerrechte entsagte, unterschrieb sich häufig Citoïen de Geneve, und seine Landsleute hören mit Vergnügen bey diesem Titel sich nennen, besonders in ihrem Vaterlande, denn außer diesem wirft man einigen derselben vor, daß sie sich französisch Herrn von, Marquis rc. nennen. Man macht hier einen Unterschied zwischen Citoïen und Bourgeois. Letzteres ist ein jeder Bürger, ohne weitere Bedingung, und ich bin bourgois, sobald ich mir das Bürgerrecht zu Genf kaufe. Allein der Citoïen ist der in der Stadt geborne

Sohn eines Bürgers. Bemerken Sie diesen Umstand wohl, so sonderbar er auch ist! Und wenn der Sohn eines Bürgers dicht am Thore geboren wäre, so ist er nur bourgeois, wenn schon sein Vater ein Citoïen ist. Die Genferinnen also eilen, am Ende ihrer Schwangerschaft, von ihren Landgütern, oder wo sie auch sind, in die Stadt, um einen Citoïen zur Welt zu bringen.

Außer diesen beiden Eintheilungen giebt es noch habitans, welche alle diejenigen sind, die sich ordentlich zu Genf niedergelassen haben, aber nicht Bürger sind. Ihre Söhne heisen Natifs, und sind mehr als ihre Väter, als geborne Genfer, so wie der Citoïen mehr als der Vater Bourgeois ist. Die Natifs machen hier eine zahlreiche Menschenklasse aus, sind geborne Genfer, in den politischen Händeln äuserst thätig, schlagen sich theils zu dieser, theils zu jener Partey, und haben so wie andere, ihre Schriftsteller unter sich.

Habe ich Ihnen nicht schon von einem Manne geschrieben, dessen Bekanntschaft ich vergangenen Winter machte? Es ist Herr Moulton, ein Geistlicher, der nicht weit von der Stadt am See wohnt. Er war Rousseaus Bekannter oder Freund, in dem dieser mehr Vertrauen sezte, als er sonst in Menschen zu sezen pflegte, und dem

er verschiedene Manuscripte, mit aller der Feyerlichkeit, die ein Charakterzug in ihm war, anvertraute. Diese Manuscripte sind äußerst niedlich und sorgfältig von Rousseau selbst geschrieben. Besonders bewundere ich eins (das in der Folge unter dem Titel Rousseau, Juge de Jean Jacques besonders erschien) und das durchaus mehr dem Werke eines gewöhnlichen Abschreibers, als eines Schriftstellers ähnlich sieht. Die Buchstaben sind sich fast überall gleich und äußerst deutlich; da ist nichts Ausgestrichenes, nichts Abgeändertes, nichts in der Eile hingeschriebenes. Von diesem Moulton werden wir auch noch andere Manuscripte erhalten, die Sie zu seiner Zeit in der Ausgabe von Rousseau finden werden, die jezt hier gedruckt wird.

Die Anzahl der Einwohner von Genf wurde vor einigen Jahren auf 25,000 gesezt, soll aber seitdem abgenommen haben. Wenn ich gegen die kleine Zahl die Landhäuser umher halte, so erstaune ich, eine so ungeheure Menge zu finden, denn eins stößt an das andere, die Dörfer selbst, deren es nur wenige giebt, bestehen großentheils aus Landhäusern. Das Land Genf ist klein, die Einwohner der Stadt reich oder wohlhabend, und fast Jeder hat gern sein Landhaus auf dem Boden seiner Republik.

Indessen reicht dieser bey weitem nicht zu, und so findet man Genfer an den Gränzen der Republik, im Pays de Vaud, in Savoyen, in Frankreich. Was dieses der ganzen Gegend umher für ein Ansehen giebt, können Sie sich vorstellen. Ländlich ist es nicht, kanns nicht seyn; aber es bietet dem Auge das vollkommenste Bild von Reichthum, Wohlstand, Ordnung, Reinlichkeit und Eleganz. Jedes Haus hat mehr oder weniger Land um sich her; dieses ist durch Mauern oder grüne Hecken von dem Besitze eines andern getrennt; dieses wieder so, und so sieht man oft in einer großen Strecke nichts als eingeschlossene Güter und — Straßen. Alle die Häuser haben ein ziemlich gutes Ansehen, und ihr Inneres ist mehrentheils elegant, bequem und mit unter prächtig.

Die Gärten sind fast durchgängig im alten Style; doch fangen viele an, nach Englischer Art, blos Wiesen mit wenigen Verzierungen um das Haus herum zu haben. Die vielen Alleen sind langweilig und altväterisch; allein da sie mehrentheils aus alten Bäumen bestehen, und dichten Schatten geben, so sind sie äußerst schäzbar in einem Erdstriche, der im Sommer so heiß ist, wie der hiesige.

Das Leben in diesen Häusern ist so ziemlich durchaus einerley. Es ist mehr ein Stadtleben

auf dem Lande, als das Landleben eines Güterbesitzers, oder eines Landedelmanns in Deutschland. Selten giebt sich jemand mit Landbeschäftigungen ab; man kleidet sich wie in der Stadt, man liest, man geht oder fährt ein wenig spatzieren, man giebt einander Mittagsmahlzeiten und bringt den Nachmittag oder Abend am Spieltische zu, ausgenommen etwan unter solchen, deren Unterredung hinlängliche Reßourcen zur Unterhaltung darbietet. So lebt man bis spät in den Herbst; viele Familien gehen erst gegen Weihnachten in die Stadt zurück, und manche leben das ganze Jahr hindurch auf ihren Landhäusern. So lebt z. B. Herr Karl Bonnet seit vielen Jahren zu Genthod, einem Dorfe eine Stunde von der Stadt, das selbst einer kleinen Stadt ähnlich sieht, weil die mehresten Häuser Landsitze von Städtern sind. Die Lage dieses Dorfes ist unbeschreiblich schön! Nahe am See, an der Schweizerseite, liegt es auf einer mäßigen Anhöhe, von der es eine Aussicht beherrscht, die vielleicht unter die schönsten in der Welt gehört. In Bonnets Hause und Garten sieht man diese Aussicht vorzüglich vortheilhaft. Als ich das leztemal dort war, sah ich verschiedene Zeichnungen, die ein Dänischer Maler davon genommen hat und die jezt gestochen werden. Schade ists, daß sie etwas steif ausgefallen sind. Mir

sind sie höchst interessant, denn sie werden mich immer an die glücklichen Stunden erinnern, die ich in diesem Hause zugebracht habe.

Genf hat zwey deutsche Kirchen, eine lutherische und eine reformirte. Die Prediger der ersten werden vom Herzoge von Gotha besezt, der ein Gewisses zur Unterhaltung der Kirche beyträgt, auch die Gemeinde einigemal mit Gesangbüchern versorgt hat. Einen andern Theil der Kosten tragen einige lutherische zu Lyon lebende Familien, und das Uebrige die Gemeinde. Sie ist zahlreich genug, und doch sagte mir ein Geistlicher, daß die Kinder deutscher Aeltern oft kaum so viel deutsch verstehen, um in der Religion unterrichtet zu werden. Die Kinder dieser vernachlässigen es noch mehr, gehen in die Stadtschulen und Kirchen, und kommen dann ohne weiteres in die reformirte Gemeinde. Kurz die deutsche Gemeinde würde bald aufhören, wenn nicht von Zeit zu Zeit neue Familien kämen, die, nebst Kaufmannsdienern, Handwerkspurschen und andern, deren sich in der Folge ein Theil zu Genf niederläßt, die Gemeinde ohne Unterlaß erneuern. Das Ganze steht unter dem Genfer Consistorium, und die geduldete Gemeinde ist vollkommen frey und wird auf keine Weise gedrückt. Zwar habe ich allerhand Klagen gehört, allein ich merkte bald, daß das alles auf Dinge hinaus lief, die nicht

anders seyn können. Die Geistlichen einer geduldeten Gemeinde werden in der ganzen Welt Stof zu Klagen finden, deren Grund in wirklicher Natur der Sache liegt, eben darinne, daß die Gemeinde die geduldete und nicht die herrschende ist. Kurz, ich bin vollkommen Moore's Meynung, wenn er sagt, daß die hiesigen Geistlichen weder Verlangen noch Macht haben, andere zu verfolgen, und daß der Duldungsgeist hier so allgemein sey, daß es des Pabsts eigene Schuld seyn würde, wenn er hier nicht eben so sicher als im Vatikane lebte, im Falle es ihm belieben sollte, seine Wohnung zu Genf aufzuschlagen.

Es ist auffallend, daß eine so volkreiche Stadt, wie Genf, kein Schauspiel hat. Man geht nach Chatelaine, einem französischen Dorfe, eine halbe Stunde von Genf, wo ein Theater steht, in dem man öfters eine ziemlich gute Schauspielergesellschaft findet, die fast einzig und allein von den Genfern lebt, die, außer dem, was sie in der Stadt dafür bezahlen würden, noch den Aufwand haben, bey einfallendem Regen, Kutschen aus der Stadt zu bezahlen, wenn sie nicht eigene haben, oder eine halbe Stunde lang sich dem Ungestüm des Wetters auszusetzen. — Genf hatte sonst ein Schauspielhaus in der Stadt, welches während des Aufenthalts eines französischen Mediateurs gebaut wurde, der in

den lezten Genferhändeln sich einige Zeit da aufhielt, um Frieden und Einigkeit zu stiften. Allein die Herren Patrioten und gesamten Söhne der Freyheit riefen, es sey himmelschreyend, daß man die Bürger amüsiren wolle; daß viele ins Schauspielhaus laufen würden, anstatt in ihren Zirkel zu gehen und Politik zu verhandeln. Kurz man wollte sich nicht amüsiren lassen, und in einer Nacht machte der Pöbel das Schauspielhaus dem Boden gleich.

Secheron, den 2. Jul. 1781.

Ich habe wieder eine von den Reisen gemacht, nach denen ich ohne Unterlaß geize, an denen ich mich nie sättige.

Ich bin auf einer Spitze des Jura gewesen, welche die französischen Ingenieurs, die der König vor einigen Jahren hieher schickte, für die höchste erklärt haben. Herr von Seaussure, dem ich in Ausmessungen sehr viel traue, erklärt die Dole für den höchsten Gipfel dieses Gebirges.

Ich fuhr von Genf, über Ferney, durch eine schöne drey Stunden lange Ebene, nach Gex, der armseligen Hauptstadt dieses Ländchens, welches reizend schön ist, durch Natur, das aber in Rücksicht auf Wohlstand und Anbau den trau-

rigsten Kontrast mit dem Genfer und Berner Boden macht. Ob das Land vom See bis nach Gex schon ganz eben zu seyn scheint, so geht man doch unmerklich immer bergan bis an die Stadt, welche am Fuße des Berges liegt, der sich dicht hinter derselben, ich möchte fast sagen, senkrecht erhebt. So wie man sich von Genf, oder von den Ufern des Sees entfernt, so werden die jenseitigen ersten Berge, als der Saleve, Mole, der Voiron u. s. w. immer kleiner und kleiner und die große Kette von Schneebergen, die hinter denselben im Chablais und Faußigny liegt, erhebt sich so ungeheuer, daß man eine neue Welt zu entdecken glaubt, über welcher der Mont blanc hoch in den Wolken regiert. Seine Spitze war ganz klar und in Rosenroth vergoldet, weiter unten war er in Wolken gehüllt. Das Schauspiel war entzückend; und wie auffallend es ist, können Sie daraus abnehmen, daß einer unsrer Bedienten, der doch schon Schneeberge gesehen hatte, sich auf keine Weise überreden ließ, daß das, was er sähe, ein Berg sey.

Um zwey Uhr stunden wir den andern Morgen auf, und nach anderthalb Stunde waren wir schon auf einer ansehnlichen Höhe des Berges, als die Sonne aufging. Das Schauspiel der aufgehenden Sonne ist bey weitem nicht dem zu vergleichen, welches man ihr gegenüber hat. Wie

da, zuerst die obersten Bergspitzen sich vergolden, wie auf den Schneebergen die höchsten Gipfel durch den neuen Glanz Leben und Wärme bekommen, während daß ihr unterer Theil Ihnen Kälte in die Seele schauert. Und so senkt sich dann die Beleuchtung immer tiefer und tiefer herab, und drückt mit ihrer Wärme die nächtlichen Dünste, welche noch auf der Pläne ruhen, und die der See doppelt stark macht. Schon unterscheidet man in der schönen Vergoldung die erhabenern Theile der Ebene. Die kleinen Hügel, die Spitzen der Thürme, Häuser und hohe Bäume schwimmen in diesem Meere, in dem tausend mannichfaltige Gegenstände Leben und Gestalt gewinnen, wie einst die geformten Körper aus dem ungestalten Chaos hervor gingen. Daß die Kette von Schneebergen, welche wie ein Vorhang vom Canton Bern und Wallis sich durch Savoyen und Piemont bis in das Dauphine zieht, immer mehr in die Höhe stieg, können Sie sich vorstellen; die höchsten Berge am savoyischen Ufer des Sees, waren nichts mehr als Vorgrund, nichts mehr als Fußgestell der schrecklichsten Colossen. Der Mont blanc — wer mag den beschreiben? — Sie bedenken, daß ich nun schon über drey Stunden in der Weite vom See entfernt und mehr als zweytausend Schuhe über denselben in der Höhe war. Welch eine Masse

und was für Proportionen, da man in einer solchen Ferne mit bloßen Augen nicht nur alle Umrisse sehr deutlich unterscheiden, sondern auch eine Menge Schattirungen sehen kann!

Mit vieler Mühe, da wir wegen der Steile und der schlechten Wege öfters von den Pferden steigen mußten, waren wir um sieben Uhr der höchsten Spitze ziemlich nahe, in einer Sennhütte, wo wir von fünf Sennen, wie gewöhnlich, sehr höflich und freundlich empfangen wurden. Auf dieser Höhe wächst kein Baum, auch nicht einmal das allerkleinste Gestrippe mehr: da ist schlechterdings nichts als rollende Steine, zwischen welchen ein zwey bis drey Zoll langes Gras wächst, welches die Kühe wegen seiner aromatischen Kraft allem in der Tiefe vorziehen, und welches den Schweizerkäse zum besten in der Welt erhebt.

Die mehresten Arten der besten Schweizerkäse werden auf den höchsten Berghöhen und zwar meistentheils an den Schneebergen gemacht. Der Jura, ob schon ungeheuer hoch, ist nirgends eigentlicher Schneeberg; auch macht man nirgends auf demselben einen Käse, der vorzüglich berühmt wäre, den kleinen Strich über Gex ausgenommen, dessen Käse mager, inwendig hin und wieder grün und überaus bekannt ist. Der Strich, wo ich war, ist der beßte; deswegen macht man auch da keinen fromage de Gex,

sondern man giebt ihm die Form des Gruyere, für welchen er auch nach Lyon und Paris verkauft wird, wo man denn den Griezkäse, wie die deutschen Schweizer ihn nennen, für den allerbesten hält. So gehen jährlich viele tausend Centner Käse aus der Schweiz, die für Griezer, Emmethaler, Saner, Urseler u. s. w. verkauft werden, und die an weniger berühmten Orten gemacht worden sind. Es ist mit dem guten Käse wie mit dem Weine; die berühmtesten Orte sind sehr unbeträchtlich, und oft macht man einen großen Unterschied zwischen zwey Bergen, die neben einander sind. Wenig Leute sind Kenner auf den hohen Grad, daß sie nie hintergangen werden sollten. Da der Schweizerkäse überall sehr geschäzt wird, so giebts zu Vivis und an einigen andern Orten Kaufleute, die fast nichts anders treiben als diesen Handel. Sie haben eine Menge Landleute an sich, die an niemand anders verkaufen dürfen. Daher kommts, daß mancher Pariser und Lyoner bessere Griezer Käse ißt, als ein Einwohner von Freyburg, Büllen, und vielleicht Griez selbst. Aus der nämlichen Ursache ist auch der Käse sehr theuer. Ich kaufte vor einem Jahre einen Saner-Käse und mußte zu Sanen selbst das Pfund mit ungefehr vier sächsischen Groschen bezahlen.

Wir waren etwa noch eine Viertelstunde von der Spitze entfernt, auf die wir wollten. Als wir ankamen, fanden wir zu unserm großen Leidwesen den Horizont ein wenig dünstig. Wenig Tage sind heiter genug, um sehr weite Aussichten zu sehen; die Luft kann sehr rein seyn und der Himmel ganz blau, und doch zieht sich längs den höchsten Bergen in der Ferne, ein feiner Dunst, welcher oft hindert, ihre Umrisse genau zu unterscheiden. Ich sahe das ganze Pays de Vaud, die Berner, Walliser und savoyschen Alpen, den Mont blanc, (in welcher Majestät sich dieser jezt nebst der übrigen Kette von Schneebergen zeigte, können Sie sich vorstellen, wenn Sie die Höhe bedenken, auf der ich war) und den See, welcher ungeheuer breit wird, so wie durch die Höhe der Winkel, unter dem man ihn sieht, immer größer wird. Aber ich sahe nicht deutlich genug die Bergkette von Piemont und Dauphine', von der man bey gutem Wetter den Cenis, den berühmtesten Paß nach Italien entdecken kann.

Ich sah einen großen Theil der Franche Comte' und der Gebirge Burgunds, aber ich konnte gegen Besançon und Dijon wenig unterscheiden. Daß die Sennen auf diesen Berghöhen einen überaus gastfreundschaftlich empfangen, mit vieler Höflichkeit und Treuherzigkeit, ohne Zwang, wissen Sie schon längst aus meinen Briefen. Es

K 5

versteht sich, daß man ihnen allemal etwas am Gelde giebt und den Rest der Mahlzeit läßt, die man mitbringt. — Ich kam höchst ermüdet nach Gex zurück.

Secheron den 6ten July.

Obschon Leipzig viel weiter entlegen und nicht in der engen Verbindung mit Paris steht, wie Genf, so wird doch seit einiger Zeit genug von Neckern und seiner Entsagung geredet worden seyn. Hier wo er geboren und erzogen worden, und wo er eine Menge Verwandte und Freunde hat, ist so viel von ihm gesprochen worden, daß ich schon mehr als einmal Langeweile darüber gehabt habe. Dennoch will ich Ihnen verschiedenes auszeichnen, was diesen Mann und seine Frau, die immer zwey merkwürdige Personen bleiben werden, betrifft.

Necker, mit mittelmäßigen Glücksgütern zu Genf geboren, erlernte da die Handlung und kam ziemlich jung nach Paris in das Haus Thellüßon, eines Banquier von Genf. Seine Geschicklichkeit in der Handlung, seine Arbeitsamkeit und Fertigkeit in allen Geschäften, erwarb ihm bald einen ansehnlichen Gehalt, dann Antheil in der Handlung und endlich die Association. Er gewann so viel, daß, als er seine Stelle bey der

Finanz antrat, er 250,000 französische Pfund Renten gehabt haben soll.

Mademoiselle Kircheau, Tochter des vorigen Pfarrers zu Craßi, einem Dorfe hinter Neus, lebte nach ihres Vaters Tode zu Lausanne bey ihren Verwandten, von denen sie ihren Unterhalt bekam. Sie besaß schon damals viele Kenntnisse, Witz und Geist; in Gesellschaften vermied sie gern das Spiel, und das Tischchen, an das sie sich sezte, war immer von den Mannspersonen umgeben, die am meisten prétentions d' esprit hatten. Man nannte dieses Tischchen le Cabaret d' esprit. Nachher kam sie nach Genf, wo sie in verschiedenen Häusern den Kindern Unterricht gab. Eine Genferin, deren Name mir jezt nicht einfällt, nahm sie mit sich nach Paris, wo sie etablirt war. Necker lernte sie da kennen, und heirathete sie. Sie schreibt noch manchmal an verschiedene Personen zu Lausanne; ihre Briefe sind voll angenehmer Erinnerung an ihr Vaterland und an ihre Jugend. Lesen Sie Lettre du Marquis de Caraccioli à Mr. d'Alembert &c. ein bittrer Ausfall auf Neckern, der Beaumarchais zugeschrieben wird.

Schloß N. bey Lausanne,
den 20. July 1781.

Wär ich vollkommen gesund, liebster Freund, so würde ich die Tage, die ich jezt hier zubringe, unter die glücklichsten meines Lebens rechnen. Ihr Freund ist auf dem Lande! Ein Glück, das er seit siebzehn Jahren nicht kennt, oder vielleicht nie gekannt hat; denn wie mag ich die ersten zehn Jahre meines Lebens zählen? Ihr Freund auf dem Lande, ununterbrochen, und nicht mit der traurigen Aussicht, bald wieder in die Stadt zu müssen.

Nach vier Uhr des Morgens steh ich gewöhnlich auf, und sehe, indem ich mein Wasser trinke, theils aus meinem Fenster, theils aus dem eines Saals, der an mein Zimmer stößt, die herrlichen Wirkungen, welche die Sonne, die für meine Gegend noch nicht aufgegangen ist, auf den savoyschen Bergen und dem Jura macht. Die ungeheure Pläne zwischen mir und dem Jura ist noch in einem linden Schleyer, mit dem die Dünste der Nacht sie überzogen haben; allmälig wird auch sie beleuchtet, das Licht kommt näher und immer näher: da geh ich in den Garten, welcher etwas höher und freyer liegt, als das übrige am Hause, und sehe die Sonne hinter dem Hügel hervor kommen. Von dem nämlichen Platze seh ich auch die Spitze des Mont blanc, die über die

obschon ungeheuer hohen Berge jenseits der See hervorragt, freylich ganz verschieden von dem, was man zu Genf sieht, aber doch immer Mont blanc. In einer Gallerie des Hauses hab ich ein großes Perspektiv, und wenn ich die Aussicht gegen Abend, welche die interessanteste vor unserm Hause ist, im Ganzen eine Weile übersehen habe, so find ich ein sonderbares Vergnügen darin, die große Menge Städte, Dörfer und Schlösser durch das Perspektiv zu betrachten.

Nehmen Sie Ihre Charte von Bern und ich kann Ihnen einigen Begriff von meiner Aussicht machen. Zunächst vor mir liegt die große Pläne, das Stück Landes, welches man le Gros de Vaud nennt, an welches die Côte stößt. Beide sind durch den Jura begränzt. Da das Schloß Montrocher, welches Sie auf der Charte sehen, gerade am Fuße des Jura liegt, so können Sie sich einen Begriff von der Pläne machen: und um Ihnen zu sagen, wie klar hier die Atmosphäre ist, so wissen Sie, daß ich dieses sechs Stunden von mir gelegene Schloß mit bloßen Augen sehe und mit meinem Perspektiv alle Fenster zähle. Von Nyon bis Gex und bis an das Schloß Beaumont, von Rolle bis Surgues, von Morges bis Montrocher ist alles Pläne mit unzähligen plattscheinenden Hügeln durchschnitten. Gex, Surgues

und Montrocher sind alles Orte, die ganz dichte am Fuße des Berges liegen.

Die Hügel dieser Pläne sind nun überaus bevölkert, besonders liegen da auf dreyßig Schlösser, unter denen die mehresten sehr interessant sind. Einige sind sehr schön und ganz neu gebaut, andere sind altgothisch und höchst malerisch. Die Kette des Jura kann ich von seinem Anfange an hinter Genf bey Fort d'Ecluse, wo die Rohne unter der Erde geht, bis hinter Yverdon sehen. Es ist eine so hohe und ungeheure Masse, daß Sie sagen würden: Hier ist es eine Stunde, hier zwey, hier drey von Ihnen, da es sechs, zehn, zwölf bis funfzehn sind. Ich denke nach und nach einen Theil dieser Pläne zu durchwandern, ungefähr von Dorf zu Dorf, und besonders die Schlösser, unter denen einige sind, deren Inneres sehr sehenswerth ist, zu besuchen.

Dienstag den 22sten July.

Acht Minuten vom Schlosse liegt eine artige neue Kirche, auf einer kleinen Anhöhe, ganz allein und frey, zwischen drey Dörfern, die dahin wandern müssen. Der Prediger davon wohnt beständig zu Lausanne, und da der gegenwärtige alt ist, so hat er seinen Dienst zwey jungen Geistlichen übergeben, die wechselsweise predigen. Einer

davon ist Bridel, der Verfasser der Tombeaux, *) ein Mann von vierundzwanzig Jahren von vielem Geist und Verdienst. Er hat Talente für die Dichtkunst, aber weit mehr für die Kanzel, und seine Predigten sind (was Sie an einem jungen Dichter sehr befremden wird) außerordentlich simpel. Die guten Prediger sind in der Schweiz rar, wie überall. Er hat allgemeinen Beyfall und es kommen oft Personen aus der Stadt, um ihn zu hören. Diese nebst der zahlreichen Gesellschaft aus den vielen umliegenden Landgütern machen den Platz um die Kirche manchmal sehr glänzend, und es sind da bisweilen zu ein Dutzend Kutschen und Cabriolets. — Briedel arbeitet jezt an einer dichterischen Beschreibung des Genfer Sees und seiner anliegenden Länder; **) auch hat er wieder verschiedene Gräber gemacht.

Den 17ten August.

Gestern ritt ich sehr früh aus und kam unvermerkt nach Morsee. Dort frühstückte ich, und da der Morgen nicht zu heiß war, ritt ich auf die

*) Seitdem ist auch noch von ihm erschienen: Poesies Helvetiennes. Lausanne 1782.

**) Diese steht nunmehr in den Poesies Helvetiennes mehr als ein Bruchstück als ausgeführtes Gedicht.

Anhöhe, auf welcher eine halbe Stunde von der Stadt das Schloß Vuiflens liegt. Es ist das älteste im Lande; einige setzen es ins eilfte, andere ins zehnte Jahrhundert, und sagen, die Königin Bertha habe es erbaut. Sinner in seiner Voyage dans la Suisse occidentale hält es für noch älter, und glaubt, die Römer haben es erbaut, weil es ganz von Ziegelsteinen ist, und mit diesen pflegten die Römer gewöhnlich zu bauen. Fast bin ich der Meynung des Leztern; denn wenn ich die Mauern dieses Schlosses gegen die Stadtmauern von Augusta Rauracorum, Aventicum und andere halte, so ist es die nämliche Arbeit. Die Mauern der gothischen Bauart sind doch etwas verschieden davon, und überdies brauchten die Gothen mehrentheils Kiesel. Es ist äußerst schön, sehr malerisch, und was mehr ist, von außen völlig ganz, weil es beständig bewohnt worden. (Ueberhaupt giebt es hier zu Lande keine zerstörten Schlösser, weil diese Gegend nie der Schauplatz eines beträchtlichen oder lange anhaltenden Krieges war. Große Armeen würden zwischen diesen Bergen und dem See nicht lange in einem Lande bestehen können, worin vielleicht mehr Wein als Getreide geärntet wird. Die starke Bevölkerung dieses Striches, seine Naturreize und die Neigung sich hier niederzulassen, mögen auch dazu beygetragen haben, die alten Schlösser zu erhalten,

oder neue Gebäude an ihre Stelle zu setzen. Ich sah die Frau von Buissens, welche mir sagte, daß ihr Mann, alles Suchens ungeachtet, nirgends etwas über die erste Geschichte des Schlosses hätte finden können.

Als die Genfer ihre Festungswerke bauten, verkaufte der Besitzer den größern Thurm, der schon lange nicht mehr bewohnt wird, und in dessen Innern nichts mehr als eine steinerne Treppe ist; allein der Mörtel war so fest, daß die Ziegel, obschon von ganz andrer Natur und zehnmal fester als unsre heutigen, eher zerbrachen, als sich von einander lösten. Zugleich legte sich auch der Stand Bern darein, und äußerte den Wunsch, daß dieses so alte und merkwürdige Schloß erhalten werden möchte, wie es ist. Die Aussicht davon ist außerordentlich schön. Nahe dabey sieht man noch einige andere Schlösser, unter andern das von St. Saphorin, das durch den General gleiches Namens, der einst als Staatsmann und Feldherr in österreichischen Diensten stand, berühmt ist.

Sonntags den 10 Decembr.

Sollte Sie wohl die Beschreibung einer Feyerlichkeit belustigen, die eben so schön anzusehen als seltsam und auffallend ist? Im Schlößer steht

manches, das weniger interessant ist. — Aber vorher muß ich Ihnen etwas von der sonderbaren Verfassung von Lausanne sagen.

Diese Stadt war ehemals frey, regierte sich selbst und betrachtete sich, wie viele Städte in Deutschland, als Vasallin ihres Bischofs. Als sie nach Abgang des Bischofs sich den Bernern unterwarf, behielt sie sich ihre Rechte vor, und der Landvogt, den Bern ihr schickt, vertritt die Stelle des Bischofs. Gleich ihm wohnt er auf dem Schlosse, auf der äußersten Höhe der Cité, einem der drey Hügel, auf welche Lausanne erbauet ist. Gleich ihm zieht er gewisse Zehnden und andere Gefälle, gleich ihm zieht er die Einkünfte von gewissen eigenthümlichen und liegenden Gütern (biens fonds).

Die Stadt, deren Einkünfte sehr beträchtlich sind, regiert sich selbst, und der Rath der Zweyhunderte stellt gewissermaßen einen Souverain vor. Aus den Zweyhunderten wird der Rath der Sechziger gewählt, und aus diesem der kleine Rath, welcher aus vierundzwanzigen zusammengesezt ist, und welcher alle gewöhnlichen Geschäfte besorgt. An seiner Spitze sind, 1) der Bürgermeister, 2) der Seckelmeister, (Boursier) welcher die Börse der Stadt besorgt, und 3) die fünf Bannerets oder Häupter der fünf Quartiere, in welche die Stadt eingetheilt ist. Auf diese Art

scheint die Stadt völlig unabhängig zu seyn, und sogar derjenige, der als Intendant des Stands Bern den Berathschlagungen der Stadt beständig, doch ohne Stimme, beywohnt, muß ein Lausanner, und von der Stadt selbst präsentiert seyn. Demungeachtet haben die Berner, welche beständig eifersüchtig über diese Stadt sind, ihre Privilegien so zu schmälern gewußt, daß diese Unabhängigkeit mehr in der Form als in der Wirklichkeit besteht. Man kann über alles nach Bern appelliren, wo die Appellation gewöhnlich sehr gnädig aufgenommen und häufig ein Urtheil gefällt wird, das zum Besten des Appellanten ist. Demungeachtet hat sie herrliche Vorrechte, und unter denselben ist unter andern folgendes, welches den Lausannern überaus schmeichelt, und am Ende doch nichts als eine bloße Form ist.

So oft Bern ihr einen neuen Landvogt schickt, (alle sechs Jahre) so muß dieser von einem der ersten der Republik, dem Schazmeister (trésorier) des Pays de Vaud, eingeführt und dem Rath der Vierundzwanziger vorgestellt werden. Beide müssen zu Pferde kommen, und beym Eingange in die Cité, wo der Rath der Vierundzwanziger sie unter freyem Himmel erwartet, muß ihm der Landvogt schwören, der Stadt ihre Rechte zu erhalten. Um dieses Recht desto mehr in die Augen fallend zu machen, und zugleich dem Schazmeister Ehre zu

erzeigen, macht der Rath von Lausanne diese Ceremonie äusserst feyerlich.

Zweyhundert Personen, mehr oder weniger, reiten dem Schatzmeister auf eine gewisse Entfernung entgegen und ziehen in folgender Ordnung in die Stadt: — Musik; ein Dragonerhauptmann, vor ihm sein Bedienter mit einem leeren Handpferde; eine Compagnie Dragoner; der Stadtmajor, der Schatzmeister mit dem Landvogte; vier Schloßbediente in der Standslivree; die Bedienten des Landvogts; die Justiz der Landvogtey Lausanne, an deren Spitze der Chatelain, alle roth gekleidet; die sogenannte Compagnie des Rouges, welche die schönste vom Aufzuge ist, und aus den Vornehmsten der Stadt, der Landvogtey und aus Fremden besteht, die sich ein Vergnügen daraus machen, mit zu reiten. Sie sind alle roth gekleidet, haben schönes Pferdegeschirr, und ihre Pferde sind mit Bandschleifen und auf andere Art geputzt. An ihrer Spitze ist ein Rittergutsbesitzer aus der Landvogtey, welchem sein Bedienter mit einem leeren Handpferde vorreitet. — Dann kommt die Reitschule in ihrer Uniform, roth mit grün. Endlich die sämtlichen Infanterie-Offiziere der Landvogtey. Den Beschluß machen eine Menge Livreebediente. Ich versichere Sie, daß alle diese Personen zu Pferde, jedes Corps in seiner eignen Uniform einen überaus

schönen Aufzug machen, um so mehr, da ein jeder alles anwendet, um ein schönes Pferd und ein prächtiges Reitzeug zu haben.

In dieser Ordnung reitet dieser Zug Zwey und Zwey langsam durch die Stadt bis an den Eingang der Cité, welches der am höchsten gelegene Theil der Stadt ist, und ein Thor hat, an dessen beiden Seiten der Magistrat der Stadt auf einer Art von Gerüste sitzt. Die Dragoner reiten durch das Thor durch, bis auf den Stadtmajor, welcher umkehrt, das Thor sperrt, und also die beiden Berner aufhält. Der Bürgermeister hält eine kurze Rede an den Schatzmeister und ersucht ihn, dem Landvogt den Eid der Treue zu deferiren. Der Schatzmeister antwortet, und befiehlt dem Landvogt die Finger aufzuheben. Dieser bleibt auf dem Pferde sitzen und schwört. Und nun geht der ganze Zug aufs Schloss. Den folgenden Tag leistet der Magistrat dem Landvogt den Eid der Treue in der Haupt- ehemaligen bischöflichen Kirche.

Sonntag den 17. May 1782.

Wenn ich gewisse Stellen Ihrer Briefe lese, so denke ich oft bey mir selbst: Wenn wir nicht seit Jahren Freunde wären, so müßten wir es werden, so sehr stimmen wir über gewisse Dinge

zusammen. Ich weiß wohl, daß wir über manches verschiedene Meynungen haben werden und haben müssen; allein andere Dinge fühlen wir und sehen wir gerade auf die nämliche Art an, und diese Dinge sind gerade von der Art, daß sie die Menschen gegen einander anziehen und das verursachen, was man nennt: sich finden. —

Unter andern fällt mir ein Artikel in Ihrem letzten Briefe auf. Wie oft hab' ich nicht, gleich Ihnen, in Stunden der Freude, eine gewisse Leere im Herzen gefühlt, ein Etwas, das ausgefüllt werden sollte, um uns ganz mit Freude zu überströmen. Ich war in der schönsten Gegend, im schönsten Sonnenschein, unter Menschen, die mir werth waren, ich freute mich, mir war wohl. Aber eine gewisse Unruhe, ein gewisser Seelenhunger sagte mir, daß ich mich noch ganz anders freuen könnte, daß ich ein viel tieferes Gefühl von alle dem Guten haben sollte, das mich umgab. — Auch das hab ich mir oft des Abends vorgeworfen, daß ich aus dem Tage, und aus der Gelegenheit nicht alle die Freuden gezogen, die ich daraus hätte ziehen konnen.

Eine Hauptursache von alle dem sind freylich die Menschen, die uns umgeben. Es giebt deren so wenige, die starker Eindrücke fähig sind, und noch weit wenigere, die sich auf die Freude verstehen. Die allermehresten leben ihr Leben in

Gleichgültigkeit, in einer gewissen Dumpfheit fort; andere sind nie ganz zufrieden, verlangen, es mag kommen wie es will, immer noch das und jenes, kurz, können sich selbst nie überzeugen, daß sie glücklich sind, und daß sie nur ihr Herz anders stimmen müssen, um es zu fühlen.

Da die mehresten von diesen zwey Arten sind, so schließen die Wenigen, die tiefer fühlen und mit einem edlern Blick in die Welt sehen, sich zu, leben freundlich und höflich mit den andern, lassen aber von ihrem Innern nur soviel sehen, als man gewöhnlich in der Gesellschaft sieht, und allenfalls ein wenig mehr. Dies macht den allgemeinen Ton der Gesellschaft; und eben weil es der allgemeine ist, gewöhnt man sich ihn anzunehmen, und so geschieht es, daß selbst die Bessern, wenn sie schon in Gesellschaften einander sehn, sich nicht immer finden. Diese äussere, allgemeine Form, welche ich den Ton der Gesellschaft nenne, hängt allen mehr oder weniger an, die in der Welt leben, und mir ist es schon begegnet, daß ich gewisse Menschen, die ich seit langem in vermischten Gesellschaften gesehen hatte, in besondern Umgange ganz und gar anders fand.

Was die Unzufriedenheit betrifft, die so vielen Menschen anhängt, so ist die entsezlich gemein. Die Menschen haben nichts im Herzen, das sie von innen zufrieden macht, und waren sie sich

halten können, und so sind eine Menge Dinge für sie verloren, wirken nicht auf sie, schlagen nie gewisse Saiten an, weil diese Saiten entweder todt oder verstimmt sind.

Doch giebt es noch einen Mittelgenuß im Leben, der immer auch sehr viel Angenehmes hat, und der sich unter Leuten findet, die sich auf das gesellige Leben verstehn, und es gleichsam studirt haben. Und hier machen die Länder unter einander einen grossen Unterschied. Wo ich auch in der Waadt (Pays de Vaud) gewesen bin, hab ich gefunden, daß die Menschen sich hier besser aufs Leben verstehen, als an vielen andern Orten, daß sie im Ganzen fröhlicher leben, gewisse Vorsichtigkeiten im Umgange brauchen, einander nicht ohne Noth unangenehme Empfindungen zu erregen, gewissen Sachen durch eine weniger ernsthafte Behandlung ihr Widriges nehmen, manche Gegenstände der Unterredung ganz aus der Gesellschaft verbannen, sorgfältig sich bemühen, nichts zu sagen und nichts zu thun, was dem Andern Langeweile verursachen kann; gern einander solche Dinge sagen, die man mit Vergnügen hört, und endlich gewisse Attentionen gegen einander beobachten, die, wenn man will, ins Unendliche gehen, und worinnen eigentlich die feine Lebensart besteht.

Ferner denken die Leute darauf, sich Freude zu verschaffen, sie studiren sie so zu sagen. Daher entsteht eine gewisse allgemeine Heiterkeit, ein leichter Ton der Gesellschaft, ein lebhafter reger Geist, Witz, tausend kleine Aufmerksamkeiten, die dem Menschen Vergnügen machen, auch denen Vergnügen machen, die besseres kennen. Hat jemand Gesellschaft bey sich, so verbirgt er dieser das Unangenehme, das er etwa in seinem Hauswesen haben mag, und sehr oft vergißt er es selbst darüber, wird munter und bringt es bey sich dahin, das Unangenehme von der weniger verdrüßlichen Seite anzusehen. Lasse ich hingegen die Gesellschaft in die Unannehmlichkeiten meiner Lage eintreten, so schlage ich auch ihre Heiterkeit dadurch nieder, und die Leute haben für mich keine Kraft mehr, wodurch sie mich in die Höhe reissen könnten. Durch den Antheil, den sie nun etwa an mir nehmen, gewinne ich bey weitem nicht, was der todte, freudenleere Ton, der dadurch verursacht wird, mir schadet.

Hier liegt die Ursache von dem, was ich oft gesehen habe; nämlich Familien-Gesellschaften können viel Angenehmes haben; allein wenn die Leute zu nahe mit einander verwandt sind, einander zu familiär sehen, so zwingt sich keiner vor dem andern; jeder theilt das Unangenehme, das

er hat, mit, gerade so wie er es fühlt, zeigt sich gerade in der Laune, in die ihn häusliche Verdrüßlichkeiten setzen. Und daher kommt denn, was ich so oft gesehen habe, daß diese Gesellschaften nichts weniger als angenehm sind. Daher bin ich für mein Theil vollkommen überzeugt, daß in jedem Umgange, (nur den unter den allervertrautesten Freunden ausgenommen) wenn er angenehm seyn soll, ein wenig Zwang und — für gewisse Dinge — Zurückhaltung seyn muß.

Ich habe Gelegenheit gefunden, dieses selbst bis auf die Ehen auszudehnen. Eine Frau vom Verstande, die sich den kleinen Zwang anthut, gewisse Sachen vor ihrem Manne zu verbergen, gewisse häusliche Details ihm nicht sehen zu lassen, das Unangenehme des Bedientenwesens abzuthun, ohne daß der Mann es sieht: diese wird gewiß ihrem Mann Heiterkeit einflößen, wird selbst heiter dadurch werden, und hat dabey die beständige freudige Beruhigung, ihrem Manne manches Unangenehme zu ersparen. Der Mann, wenn er auch seine Frau nicht mehr liebt, (denn die Liebe ist in diesem Leben mehr ein raptus als ein dauernder Zustand der Seele) wird ihre Gesellschaft angenehm finden, wird sie anderer vorziehen und sich bemühen, sich seiner Frau angenehm zu machen.

Ich habe auffallende Beyspiele von beiderley Verfahrungsart gesehen. Eheleute, die beständig beysammen sitzen, einander alles und alles mittheilen, verderben einander gegenseitig die gute Laune, verursachen einander in die Länge Langeweile, und so geht eins dahin, und das andere dorthin, um sich zu zerstreuen. Vorwürfe folgen und unser Haus wird nun gerade derjenige Ort, der uns vor allen andern der unangenehmste ist. Und dieses ist wahr, was man auch von der süssen beständigen Mittheilung in der Ehe sagen mag. Wir sind Menschen, und Kleinigkeiten, die kleinern, liebenswürdigen Tugenden des gesellschaftlichen Lebens, die sich stündlich äußern können, und deren Daseyn oder Mangel wir augenblicklich fühlen, machen durchaus mehr Eindruck auf uns als die wichtigern Tugenden, die wir einmal an einander erkennen, die wir gewohnt sind, und für die sich unser Gefühl unmöglich alle Augenblicke erneuern kann. Aber hilf Himmel, wo bin ich hingerathen!

Lausanne den 17 May 1782.

Ich fange nun allmälig an von diesem lieben, lieben Lande Abschied zu nehmen. Denn gegen das Ende dieses Monats werde ich es verlassen. Daß mich das viel kostet, werden Sie mir glau-

hen, ohne daß ichs Ihnen zweymal sage. Doch früher oder später mußte das nothwendig so kommen.

Nun habe ich gerade dreyßig Monate in diesem Lande zugebracht, zehn zu Vivis, vier zu Genf, und sechzehn zu Lausanne. Ueberall hab ich mich mit ganzem, vollem Herzen an das Locale gehangen und unendlich viel Nahrung für mein Herz in diesen für andere todten, für mich lebenden Gegenständen der Natur gefunden. Doch Sie wissen das, ich habe alle Winkel des Landes durchstrichen, unzähligemale in ihm das wunderbare Gemisch von Wehmuth und Wonne gefühlt, alle meine Briefe an Sie sind voll davon. Alles an den Ufern dieses Sees ist schön; aber die Gegend um Lausanne, etliche Stunden in der Runde, vereiniget fast alles, ist unstreitig der schönste Theil, vielleicht das schönste Stückgen Land auf der Erde.

Ich nehme allmälig Abschied von diesem Lande und bin noch einmal zu Vivis und Moutru gewesen. Ja, lieber Freund, ich habe noch einmal in diese Gegenden gewallfahrtet, die Rousseau seinen Helden zum Theater wählte; noch einmal hab ich vom Kirchhofe zu Moutru die Kirche und das Schloß Chillon und Clarens und Villeneuve in der Nähe und Meillerie gegen über gesehen, noch einmal die Grotte unter der Kirche besucht,

noch einmal die grosse krystallene Quelle im Felsen gesehen und das Wasser in der romantischen Gegend murmeln und herabrieseln hören. Aber alles hatte eine traurige Tinte, die Luft war nicht ganz helle, der Einfluß des Rhodans in den See trüber noch als gewöhnlich, die Dent de Jaman und alle Berge umher tief herab noch mit Schnee bedeckt. Auch das Wirthshaus war sehr verändert; die gute alte Wirthin, die mich kannte, mit Freudengeschrey allemal mich empfing, und mehr ihre Kosten sich bezahlen ließ, als mit mir gewann, hatte die Wirthschaft aufgegeben, und den grossen schönen Saal, aus dem ich eine dreyfache Aussicht hatte, in drey kleine Zimmer getheilt, in die sie sich jezt retirirt hat. Wir gingen Nachmittags, wie wir immer gethan, zu Fuße unter dem Schlosse Chatelar weg nach Clarens; von da fuhr ich nach Vivis, wo ich die Nacht blieb und gestern wieder zurückkam.

Neuenburg (Neuchatel) den 31. May 1782.

Ich muß wider Vermuthen einen Tag länger hier bleiben, als ich dachte, und diesen Vormittag hätt' ich Zeit genug zu schreiben, wenn ich sonst dazu aufgelegt wäre.

An der Mittwoche früh hab ich Lausanne verlassen und bin über Chesau und Orbe zu Mittage

nach Iffertén (Yverdon) gekommen. Da ich noch nie in dieser Gegend gewesen bin, betrachtete ich alles mit einem aufmerksamen Auge, und heftete mich an die schönen beständig abwechselnde Gegenstände der Natur.

Orbe ist eine kleine Stadt, ungefähr wie Morsee und Neus, am Fuße des Jura, in der immer eine Menge junger Leute erzogen werden, die man theils aus andern Orten der Wadt, theils aus der deutschen Schweiz dahin schickt. Nicht weit von Orbe geht man über den Kanal, den einzigen in der Schweiz. Der Stand Bern wollte dadurch den Genfer und Neuenburger See mit einander vereinigen, brachte das Werk aber nicht zu Stande, denn es fehlen noch über zwey Stunden Wegs, der nicht durchgraben ist. Der Waaren-Transport und vorzüglich des Weins war der Hauptzweck dieses Kanals, und sein Nutzen wäre so groß, daß er wohl noch einmal zu Stande kommen könnte. Man könnte alsdann bis in den Ocean schiffen; denn aus dem Genfersee könnte man in den Neuenburger, aus dem in den Bieler, aus dem in die Aar, in den Rhein u. s. w. Auch kann man aus dem Neuenburger in den Murtensee.

Ifferten liegt in einer überaus schönen Ebene, in der Nähe des Jura und auf der andern Seite in der Nähe der Berge, die den Murtensee umge-

ben." Die Gegend ist ganz feucht und morastig, und also sieht man nichts als Wiesen, von einer Menge Bächen und Kanälen durchschnitten. Ich hätte geglaubt in Holland zu seyn, wenn die Berge, die diese ungeheure Ebene einschließen, und besonders der mächtige Jura mir nicht das Gegentheil gezeigt hätten.

Ifferten ist eine niedliche allerliebste Stadt! Sie würden entzückt seyn, liebster Freund, wenn Sie die Menge der kleinen, artigen, reinlichen Städte sähen, deren der Canton Bern über zehn hat. Ifferten ist ungefähr so groß als Blois, ob es schon nur 2300 Einwohner hat, da in jenem 3500 sind. Breite Gassen, etliche artige, geräumige Plätze, ein Rathhaus und eine Kirche von sehr gutem Geschmacke, eine Menge anderer schönen Häuser — alles ist heiter und lacht und flößt ein Gefühl von Wohlseyn ein, das ich nur in der Schweiz finde. Auf der Berner Seite des Sees sind Bäder, welche im Sommer so ziemlich besucht werden. Am See sind schöne Spaziergänge, grüne Plätze, Alleen von italienischen Pappeln, Linden und wilden Kastanienbäumen, alles reinlich und vortreflich erhalten.

Zu Ifferten lebt Madam Haldiman, eine Frau von sechsundachtzig Jahren, Mutter des General Haldiman, Gouverneurs von Canada und Commandant von Quebeck. Er ist Bürger

von Iferten, daselbst geboren und erzogen. Auch lebt da Felice, oder vielmehr Felici, ein ehmals italienischer Ordensgeistlicher, der Buchdrucker und Kupferstecher hält, eine Menge Werke drucken läßt und unter andern eine Ausgabe der Encyclopädie besorgt hat.

Den Nachmittag besuchte ich einen sardinischen Obristen, der, aus Ifferten gebürtig, jezt da in Ruhe lebt. Ich sah auf einer seiner Wiesen, was ich schon mehrmals in der Schweiz gesehen, die Hinfälligkeit menschlicher Größe, den ruhigen Landmann, der auf den Städten und Schlössern der Römer pflügt, oder Gras mähet. — Sie wissen, daß das Castrum Ebroduni eine römische Festung war; ein Stück davon macht gerade die Wiese meines Bekannten aus, der sich nicht wenig über die römische Art zu mauern beschwert. Kiesel und Ziegelstein weichen der Gewalt und brechen unter einem zentnerschweren Schlägel, aber der Mörtel weicht nicht; unmöglich ists, einen Stein von dem andern zu lösen; der Obriste hat die Minen versucht, aber das Pulver verdampft und die Mauer bleibt unbeweglich. Das macht nun viele Kosten, und mit der geringen römischen Münze, und den Würfeln, die man findet, macht man sich nicht bezahlt. Die römischen Soldaten haben, glaub ich, in den Garnisonen nichts anders gethan, als die Alea gespielt, und ver-

vermuthlich nahmen sie zu jeder Partie frische Würfel, ungefähr wie man in den Hazardspielen beständig frische Karten nimmt. An manchen Orten, z. B. zu Baden, hat man diese Würfel oft Scheffelweise gefunden. — Außer einer unter dem Septimius Severus gesetzten Meilensäule habe ich nichts von Alterthümern daselbst gesehen.

Den andern Morgen sah ich einige Compagnien Truppen abmarschiren, welche in den Genferkrieg ziehen. Man hatte die schönsten Leute ausgewählt, und alles war froh und vergnügt. Der Soldat hat wöchentlich vierzehn Groschen und anderthalb Pfund Brod; sie machen Tagereisen von fünf bis sechs Stunden und halten dazwischen Rasttage. Die Uniform der ganzen Schweizerinfanterie ist blau mit karmoisin. Die Berner Dragoner sind roth mit schwarz und roth mit gelb; diese sind welsch, jene deutsch.

Unser nächster Ort nun war Grandson, eine der vier Landvogteyen, welche Bern und Freyburg gemeinschaftlich gehören. Die Schlacht, die Karl von Burgund da verlor, ist bekannt. Bald darauf kamen wir auf den Neuenburger Boden, wo man häufiger das Wappen des Standes als den Preußischen Adler sieht. Das Land ist schlecht, eine kleine von Hügeln durchschnittene Ebene längs dem See, alles übrige ist Jura, rauh und unfruchtbar, kurz ein Boden, wie er

gerade seyn muß, um die Industrie zu erwecken und die Tausende von Künstlern zu erzeugen, die sich in den Bergen von Neuenburg und Valangin befinden. Sie kennen zu gut Lokle, la Chaux des Fonds und andere solche Orte dieses Landes, als daß ich Ihnen davon schreiben sollte.

Biel, Dienstags den 4. Jun. 1782.

Sie sehen, lieber Freund, daß ich seit letzten Freytag, da ich Ihnen von Neuenburg aus schrieb, nicht sehr weit gekommen bin, und doch hab ich alle Tage etliche Meilen gemacht.

Ich habe mich manchmal gefragt, warum ich doch beständig so gern mit Ihnen gereist bin, und die unbedeutendsten Bemerkungen manchmal mit einer kindischen Freude Ihnen mitgetheilt habe? Nun, sobald wir auf der Reise sind, wirken die ganz neuen, oder doch nicht oft gesehenen Gegenstände stark auf unser ganzes Wesen. Die Nerven werden stärker bewegt, die Seele ist thätiger und sucht das Bild wieder zu geben, das sie empfangen hat. Und mit wem theilt man dann lieber, als mit einem Freunde?

Am Sonnabende früh verließ ich Neuenburg und kam nach zwey Stunden ans Ende des Sees; da verläßt man die französische Seite und geht

über den Canal, welcher vermittelst des Flusses die Ziel, oder Zeel, den Neuenburger und Bielersee verbindet, und kommt in den Strich des Cantons Bern, welchen man die vier Grafschaften nennt. Die große Ebene zwischen den beiden Seen gleicht der um Ifferten sehr viel, überall reiche fette Wiesen, deren erquickendes Grün dem Auge den erquickendsten Anblick darbietet. — So wie man den Fuß wieder auf deutschen Boden sezt, so wird man es auch an der Bauart der Häuser, der Kleidung, der Landleute und in der ganzen Gegend an dem Ansehen von Wohlstand und vortreflicher Besorgung gewahr. Die deutschen Berner Bauern gehören unter die besten Landwirthe in der Welt.

Zwischen dem Canal und Biel liegt auf der deutschen Seite ein Dorf Anet, oder Eis, welches man das Berner Bisthum nennt. Es ist die erste Pfarrey im Canton und trägt jährlch über viertausend sächsische Thaler ein. Auf einer Anhöhe bey diesem Dorfe hatt' ich einen überraschenden Anblick. Alle Seen sind ausgetreten und höher gestiegen, als kein Mensch sich erinnern kann. Ich sah den Neuenburger und Murtensee völlig mit einander verbunden, so daß beide ein einziges ungeheures Wasserbehältniß machten, und es fehlte nicht viel, so war der Bielersee auch damit vereinigt. Nun geht die Landstraße ein

gutes Stück vom Bielersee abwärts, und zur Rechten hat man beständig die ungeheure, beständig feuchte Ebene im Angesicht, welche sich bis an den Murten- und Neuenburgersee erstreckt, und fast bis nach Aarberg geht.

Ich kam nach Biel zum Mittagsessen, und als ich noch an der Tafel saß, kam die Gesellschaft, die wir erwarteten, und mit ihnen mein Freund D. und seine Frau. Diese beiden letztern überraschten mich, wie Sie leicht denken werden, auf die angenehmste Art. Ich hatte wohl erwartet, daß sie mir in der Gegend um Basel entgegen kommen würden, aber hier dacht' ich nicht an sie. — Gegen Abend fuhren wir nach Aarberg, einem kleinen artigen Städtchen zwischen Biel und Bern. Der Anblick des Bieler- und Neuenburgersees, des Jura und des ganzen schönen Landes umher hat etwas so reizendes, daß ich Ihnen im Jahr 1777, als ich diesen Weg mit dem Grafen von S. machte, mit Entzücken davon schrieb.*)

Den folgenden Tag machte ich mit der übrigen Gesellschaft einen großen Theil des Wegs zurück, den ich den Tag vorher gekommen war. Wir aßen zu Erlach oder Cerlier zu Mittage. Dieser Flecken liegt am Ufer des Bielersees am Fuße eines Berges, von dem die Aussicht un-

*) Theil 1. S. 298.

endlich schön ist. Hier war Sinner, der Verfasser des Voiage dans la Suisse occid. ehemals Landvogt. Nachdem wir viel umhergegangen waren, fuhr Abends ein Theil unsrer Gesellschaft über Landeron, ich aber über den See nach Neustadt (Neuveville) einer kleinen Freystadt am Bielersee, von zwölf bis dreyzehnhundert Seelen, die unter des Bischofs von Basel Oberherrlichkeit steht. Wir übernachteten da.

Den folgenden Tag, gestern früh, fuhren wir von da auf die St. Petersinsel, wo ich sechs Stunden zugebracht habe, die mein Herz und meine Einbildungskraft in so mancherley Lagen setzten, daß ich Ihnen schwerlich eine Beschreibung davon geben könnte. Lange hab ich mich nicht auf eine so sonderbare und abwechselnde Art bewegt gefühlt; meine Einbildungskraft war so in Arbeit und Bewegung, daß ich genug zu thun hatte, nicht so ganz anders zu seyn, als die übrigen.

Lieber! so hängen wir und unser ganzes Wesen die mehresten male von Zeit und Umständen ab! Schon vor fünftehalb Jahren war ich auf dieser Insel, sah sie mit Entzücken, gedachte Rousseaus mit Rührung und — damit war es gut; ich hatte keine nähere Anwendung zu machen. Gewöhnlich machen die Gegenstände, die wir schon gesehen, schwächere Eindrücke, als wenn

wir sie das erstemal sehen. Hier wars anders! Ich hatte früh, ehe ich von Neustadt abfuhr, die fünfte Promenade wieder gelesen, die im zweiten Bande der Confessions de Rousseau steht, und ich bitte Sie, lieber Freund, sie auch wieder zu lesen. Es ist ein Traum, wenn Sie wollen, ein Traum von Glückseligkeit, die unmöglich dauern konnte! Und doch — nur einen Sommer dort zuzubringen — mit Menschen, wie ich sie aus verschiedenen Orten zusammen bringen und dort sammeln wollte, einen Sommer mit Euch, mit Euch in diesem paradiesischen Aufenthalte! So von aller Welt abgesondert einen Theil dieses reinlichen Hauses bewohnen, früh sich zusammen finden, mit Dank und Gottheitsgefühl, diese Insel durchwandern und von allen Seiten das unbeschreiblich schöne Land zu sehen von den Ufern des Sees weg; dann ländliche Arbeiten mit Lesen und Schreiben abwechseln, sich wieder zusammen finden, in jedem Gesichte lesen, daß man glücklich ist, in jeder Ader es ist, es fühlt und Gott es dankt! Des Morgens, ehe die Hitze kommt, in der Ebene vor dem Hause die tausendfarbige Wiese durchstreichen, die Winzer auf der andern Seite arbeiten sehen, in den Wald sich flüchten, wenn die Sonne höher steigt, und Abends auf einem Fahrzeuge sich so hin und her wiegen lassen wie Rousseau — Doch lesen Sie selbst.

Alles ist nun im Wirthshause wach, angezogen, meine Reisegesellschaft fertig; man ruft zum gemeinschaftlichen Frühstück.

Die Insel auf dem Bielersee gehört dem Spitale zu Bern, welches dort einen Schafner hält, der seit fünfundzwanzig Jahren dieses Eiland in den lachendsten Zustand gesezt hat. Es ist noch der nämliche, bey dem Rousseau wohnte, noch die nämliche Frau — Therese ist todt. — Das Haus ist überaus groß, und es sind darinne so viele artige, reinliche Zimmer, daß, außer denen, die jezt da sind, noch eine starke Familie bequem wohnen könnte. Wir ließen uns wieder Rousseaus Zimmer zeigen, das ganz mit Rousseaunianis angefüllt ist. Die Menge Fremde, die dahin kommen, schenken den Leuten, die noch mit Freuden und Rührung vom Rousseau sprechen, eine Menge Sachen, als sein Portrait in Kupfer, in englischer Erde u. s. w. die Pappelninsel zu Ermenonville, Tabaksdosen à la Rousseau u. s. w. Ich fand unter andern an der Wand Göthens Namen. — Daß wir uns recht viel erzählen liessen, können Sie denken. Selbst die Kaninchen auf der kleinern Insel wurden nicht vergessen. Diese dient jezt nicht mehr à la substance du plus fort; denn die große ist jezt ringsherum mit einer Mauer umgeben; aber selbst dieses hat der kleinern Insel beynahe ihr Daseyn gekostet.

In Biel wohnt ein guter Künstler, Herr Hartmann, der gewiß in Deutschland wenig bekannt ist, und doch sehr verdient es zu seyn. Liebhabern von Schweizergegenden (und deren giebt es in Sachsen gewiß) kann es interessant seyn, daß er seit einem Jahre radirt, daß verschiedene grössere und kleinere Blätter, die viel Verdienst haben, heraus sind. Ich sah unter andern den bekannten Paß pierre pertuis, der sehr gut gerathen ist. Seine Gemälde sind gut, aber besser seine Federzeichnungen. Er wird keine schon oft gestochenen und bekannten Aussichten geben, sondern mehrentheils Gegenden des Jura im Bisthum Basel und um Biel und Solothurn herum. Da er noch nicht allgemein bekannt ist, lebt er ziemlich dürftig, und man würde ihm wohl thun, seine Werke bekannt zu machen.

Basel, den 10. Junî.

Wir sind durchs Münsterthal, oder das Bisthum Basel, nach Basel zurück gereist. Gerade vor Biel muß man einen ansehnlichen Berg hinauf, wo man den Bieler und Neuenburgersee, den größten Theil des Jura und einen ungeheuern Strich Landes sieht, das die Schneeberge begränzen. Von da bis vor Basel giebts keine weite Aussicht mehr. Ich erstieg den Berg zu Fuße,

schimmer rückwärts, und mir wars, als wenn ich von der Schweiz Abschied nähme, wenigstens auf lange lange Zeit! Basel liegt blos am Eingange in die Schweiz, und wie es auch gehen mag, so werd' ich doch, allem menschlichen Anschein nach, lange Zeit in dieses Land nicht wieder hineinkommen. Zu diesem Gefühle des Abschieds mischte sich die süße, sanfte Empfindung, die mir der Anblick des vortreflich angebauten Landes um Biel herum einflößte. Eine große Ebene von kleinen Hügeln durchschnitten, größtenheils Wiesen, doch auch Getraide und Weinbau! Ueberall Ordnung, Wohlstand, Wohlseyn, jede Besitzung von grünen Hecken umzäunt, vortrefliche Strassen, regelmäßig eingeschlossen, alles lebt, alles lacht!

Lieber! ich denke manchmal, wenn ich einst fern seyn werde von diesem Lande, weit entfernt und alt — und ich mir das alles lebhaft denken werde, wirds mich dann auch noch so entzücken, oder wird die schwere Hand des Alters den Eindruck und das Rückbleiben der süßen Empfindungen vertilgen, die ich in den Naturscenen der Schweiz eingesogen habe? Nein, nein, ich werde mich ihrer mit Entzücken erinnern, werde meinen Neffen und Nichten und den Kindern meiner Freunde davon erzählen, wenn ich selbst keine habe, werde mich verjüngen bey der Rückerinnerung dieses

schönen Grüns und dieser Berge und dieser Seen und aller derer, die ich darinne liebe. Und wenn ich dann noch einmal meine Kräfte sammeln und meinen Wanderstab in die Hand nehmen und noch einmal diesem Lande zuschleichen könnte, die mannichfaltigen Scenen wieder zurück rufen, noch einmal sehen das Land, wo ich einen der schönsten Theile meines Lebens zugebracht — ja, da würde mein starrendes Blut aufs neue schneller laufen, Jugendkraft noch einmal mein Alter beleben und mit Heiterkeit meinen Geist füllen. —

Nun durchwanderte ich die bergige enge Gegend, ohne etwas Neues zu finden, das mich vorzüglich angezogen hätte; ich ging durch den Römerpaß pierre pertuis, ohne mich mit der geringsten Neugierde aufzuhalten; die Birsquelle, die mir vor fünf Jahren eine fast kindische Freude machte, hatte nichts Neues, nichts Anziehendes mehr für mich; zulezt versank ich in den romantischen Felsen bey Münster (Motier) in eine tiefe, tiefe Träumerey. Diese Felsen haben etwas so romantisches, melancholisch dichterisches, daß auch die gleichgültigste Alltagsseele etwas dabey fühlen muß. Ich habe Ihnen ehedem viel davon geschrieben, und jezt stimmten sie so ganz mit meiner eigenen Stimmung, daß ich so in Gedanken gewiegt, Stunden lang noch hätte fortfahren können, ohne die geringste Aenderung zu wün-

schen. Aber die Kinder, die von Basel gekommen waren, hatten Salamander in einem Wasser, das unter der Landstraße sich bildet und in die Birs seinen Ausfluß hat, gesehen, und nun wurde ausgestiegen, Tücher an Stöcke gebunden und ein Fischfang begonnen. Wir brachten über ein Dutzend dieser sonderbaren schönen Thiere zusammen, mit denen Bonnet sich so viel beschäftiget hat, und von denen man Jahrtausende lang glaubte, daß sie im Feuer leben, ob es schon weiter nichts ist, als daß sie, wenn sie im Feuer sind, eine feuchte Haut abziehen und so unversehrt aus dem Feuer kriechen. Können sie aber nicht gleich heraus, so sterben sie.

Basel den 28. December.

Ich weiß nicht wie es kommt, daß ich Ihnen nicht schon längst einmal weitläuftig vom Herrn Grynaeus, einem der hiesigen Geistlichen, geschrieben habe. Sie kennen diesen Namen durch einige seiner Vorfahren, welche, so wie die Burtorfe, die auch von hier sind, berühmte Hebräer waren. Dieser Mann hat, bey einem großem Vorrathe aller Arten von Kenntnissen, einen muntern launischen Geist, einen lebhaften Witz und ein wohlthätiges Herz. Ein artiges Vermögen und sein lediger Stand setzen ihn, wenn

er auch nicht das geringe Einkommen von seiner Stelle hätte, in eine Lage, in der er niemanden bedarf, und die ihm erlaubt, eine Art solcher Philosophen zu seyn, welche nichts suchen, frey ihre Meynung sagen, sich zu nichts brauchen lassen, wozu man die Geistlichen bisweilen braucht, und die eben deswegen von denjenigen gefürchtet werden, die sonst gewohnt sind, daß man sie allgemein fürchtet.

In seiner Jugend reiste er einige Zeit, auf seine Kosten, in Frankreich und England, kam zurück, studirte für sich beständig fort, und machte es sich unter andern zu einer Lieblingsbeschäftigung, aus dem Englischen, Französischen und Lateinischen zu übersetzen. Er hat sehr viel drucken lassen, mehrentheils ohne Namen, und ohne je etwas von seinen Verlegern zu nehmen. Aus dem Lateinischen hat er unter andern übersezt den Juvenal, den Thomas von Kempen, Erasmus Lob der Narrheit, eben das, das zu Berlin mit Chodowieckischen Kupfern herausgekommen ist, und anderes. Aus dem Englischen hat er, nebst vielen andern, übersezt Cyrus Reisen; ingleichen: Meine Religion ꝛc. Les confidences d'un Philosopho und verschiedene andere, deren Titel ich nicht weiß, aus dem Französischen. — Sein Hauptwerk aber ist seine Uebersetzung des Alten,

und Neuen Testaments. — Das alles macht der Mann ohne Prunk, und ohne sich die geringste Mühe zu geben, bekannt zu werden. — Er hat Kenntnisse in den Künsten und besitzt selbst eine kleine Sammlung von schönen Kupferstichen. In einer schmerzhaften Krankheit, die schon viele Monate dauert, hat er unausgesezt eine gewisse kalte Ruhe, Heiterkeit und Zufriedenheit gezeigt, die mich oft in das äusserste Erstaunen gesezt hat.

Basel den 30. December.

Ich habe oft meine Betrachtungen angestellt, wenn ich gesehen, daß die Bergländer durchgehends einen lebhaftern, regern Geist haben als die Plattländer. Immer hab' ich sie thätiger, sinnreicher, erfinderischer gefunden, als die leztern. Hauptsächlich aber scheinen die mehresten einen großen Hang zu haben, aus ihrer Lage herausgehen und irgend einen Weg zu suchen, auf dem sie sich verbessern können; da hingegen der Bewohner des platten Landes seinen gewöhnlichen Gang fortgehet, paterna rura bobus exercet suis, und nur nicht daran denkt, daß er seine Lage abändern könne. Schweizer und Savoyarden giebts in der ganzen bewohnbaren Welt, unter allen Formen und Gestalten, und alle arbeiten

darauf hin, sich ein Vermögen zu erwerben, das sie unabhängig macht, und das sie hernach mehrentheils in ihrem Vaterlande verzehren. Hauptsächlich paßt das auf den Wadtländer, der mit dem allgemeinen Hange der Bergländer noch überaus viel Kühnheit, Leichtigkeit und eine gewisse Kunst zu verfahren (savoir faire) verbindet, wodurch er überall oben auf zu schwimmen sucht. Sie können nicht glauben, welche ungeheure Menge Schweizer in den beiden Indien lebt, und sich herum treibt, theils in den Plantagen, theils mit Spedition, theils in den Armeen der indischen Compagnien. Ich weiß von einem Lausanner, der Obrister in Diensten des Großen-Moguls war und zulezt gar eine Art Minister wurde. In der Wadt sagen sie: Un Suisse se fourre par tout.

Ich habe schon öfters meine Betrachtungen hierüber gemacht, und sie wurden heute aufs neue in mir erregt, als ich in einer hiesigen Fabrike einen Mann aus Lautern (nicht weit von Scheeberg) traf, der mit seinem vierzehnjährigen Knaben schon etlichemal die Reise aus Sachsen in die Schweiz zu Fuße gemacht hat. Er bringt sächsische Spitzen, Vitriol, Vitriolöl u. s. w. und kauft dagegen in der Schweiz Indiane, Band, Musseline u. s. w. Alles das tragen die Leute gewöhnlich auf ihrem Rücken hin und her, bis

sie ihren Handel genugsam ausgedehnt haben, um sich Träger zu halten, oder fahrend ihren Handel fortzusetzen.

Die Schweizer haben in Frankreich, Holland und Piemont auf achtzehn ganze Regimenter. Die katholischen Cantonen gehen häufig in neapolitanische und spanische Dienste. Wallis allein, das nicht achtzigtausend Seelen hat, hat verschiedene Compagnien in Spanien. Ich kenne einen wallisischen Edelmann, der eine Compagnie dort hat, ohne jemals dort gewesen zu seyn, denkt auch niemals hinzugehen.

Wenn man in den Cantonen Uri, Schweiz u. s. w. reist, und sich in einem Wirthshause unter die Bauern sezt, so hört man oft am nämlichen Tische (und sie thun dieses gleich, sobald sie merken, daß ein Fremder auf sie Achtung giebt) Französisch, Spanisch, Holländisch und Italienisch reden. Der arme Demokrat fügt und schmiegt sich in der Fremde nach allem, und sobald er nach Hause kommt, wird er wieder trotzig und unverschämt, und wirft den General Reding von der Rednerboutique herab, vor dem er in Frankreich zitterte und dessen Befehle er im Staube verehrte. Und gleichwohl verlassen diese Generals den Hof, verbergen den Stern und ihr rothes Ordensband, und bewerben sich um die Gunst eines Landvogts, von dem sie am Tage

der Landgemeinde, wie der General Reding vor zehn Jahren zu Schweiz, geschlagen und noch obendrein an Geld gestraft werden.

So verläßt der Feldmarschall von Aubonne sein Regiment, um zu Lausanne als Privatmann, und der General Pfyfer Versailles, wo er geehrt und geliebt war, um zu Luzern ein Mitglied des großen Raths zu seyn, bis Gunst und Glück ihn in den zweiten bringen. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Generals, Feldmarschälle, Obristen, Obristlieutenants und Brigadiers nennen wollte, die in Bern, oder an verschiedenen Orten dieses Cantons zerstreut sind, und oft, als Unterthanen, unter den Befehlen eines Landvogts leben.

Vaterland! du mußt doch mehr seyn als ein bloßer Name. Du hast etwas Süßes in dir, das sich fühlen läßt, und das in uns weder durch Zeit, noch durch Entfernung ganz ausstirbt.

Basel den 6. Februar 1783.

Da es nunmehr entschieden ist, daß ich künftiges Frühjahr die Schweiz verlassen werde, so muß ich wohl allmälig anfangen, Ihnen die Artikel nachzuholen, über die Sie mich von Zeit zu Zeit befragt haben, und die ich über andern Dingen

ge, von denen ich Ihnen geschrieben, entweder vergessen, oder vernachlässiget habe.

Davon hab' ich Ihnen wohl schon etwas gesagt, wenn ich nicht irre, daß ich Basel, seit meiner Rückkunft aus der französischen Schweiz, in verschiedenen Rücksichten, etwas verändert gefunden habe. Mich dünkt, der Ton der Einwohner, ihre Art und ihr ganzes Wesen ändert sich von Jahr zu Jahr, und verliert immer mehr die Aehnlichkeit, die es sonst mit den freyen Reichsstädten hatte. Beide Geschlechter, besonders aber und vorzüglich die Frauenzimmer, kommen mir in ihrer Art sich zu kleiden ungleich eleganter vor als sonst; der Geschmack ist offenbar im Steigen, und die französische Tracht, die nun im größten Theile von Europa fast allgemein ist, wird es hier mit allen ihren Anhängen. Mit der Kleidung ändert sich häufig das Aeußere, und der Ton der Gesellschaft und das gesellige Leben überhaupt hat hier unstreitig dadurch gewonnen.

Unter die Veränderungen, durch welche die Stadt gewonnen hat, rechne ich den hiesigen medicinischen Garten, der jezt wirklich besondre Aufmerksamkeit verdient. Dieser Garten existirte schon längst; aber er lag vernachläßiget; Niemand bekümmerte sich sehr darum, denn er war in Gewächsen und Pflanzen höchst mangelhaft, bis vor einigen Jahren Herr Dr. de la Chenal sein Au-

genmerk darauf richtete und von der Regierung Beystand erhielt. Dieser Mann ist beides ein verdienstvoller Bürger und ein guter und gelehrter Arzt. Seine Stärke soll besonders die Botanik seyn, und ich habe öfters sagen hören, daß der große Haller ihn für einen der größten Kräuterkenner in Europa erklärt habe. Er hat selbst eine sehr ansehnliche Kräutersammlung, die durch einen besondern Zweig eine der wichtigsten Privatsammlungen ist. Sie wissen, lieber Freund, daß einer unserer Auguste verschiedene gelehrte Aerzte nach Afrika sandte, um die Kenntniß der Kräuterkunde zu erweitern. Diese Aerzte machten natürlich auch Sammlungen für sich selbst, und eine von diesen kam, ich weiß nicht durch welche Zufälle, ins Badensche, von wo sie in de la Chenals Besitz kam. Diese Sammlung bot er, nebst seiner sehr ansehnlichen Bibliothek und einer Summe baaren Geldes, dem medicinischen Garten an, wenn man diesen herstellen und ein Haus dazu bauen wollte, welches der Professor für seine Lebenszeit zu bewohnen verlangte. Ich besinne mich, daß vor mehr als vier Jahren dieses höchst gemeinnützige Anerbieten allerhand Schwierigkeiten fand, und daß die Obrigkeit die übrige Summe nicht hergeben wollte. Indessen kam die Sache doch endlich zu Stande, und das Haus steht nun, mit einer lateinischen

Aufschrift über dem Thore, welche dem Leser in wenig Worten sagt: daß dieser Garten durch die Freygebigkeit des Standes wieder hergestellt worden ist, ohne des Professors mit einer Sylbe zu gedenken.

Nicht ganz so glücklich sind die Basler mit ihrem neuen Zeughause gewesen, das vor acht Jahren abbrannte, und das nun endlich in einem höchst elenden Geschmacke ganz wieder erbaut und vollendet ist. Mir ist es unbegreiflich, wie man in gegenwärtigen Zeiten ein solches Gebäude, das noch obendrein ein öffentliches ist, hinsetzen konnte. Der Platz, an den es stößt, war sonst einer der feinsten, den ich je in den Ringmauern einer Stadt gesehen habe. Er war gewöhnlich mit Gras bewachsen und hatte eine Menge hoher und meistens unregelmäßig gesezter Bäume, die am Tage Schatten gaben, und unter denen ich oft, an der Seite zweyer Freunde, mit Entzücken des Abends spazieren ging. — Diesen Platz hat man nun nach Regeln ausgelegt; und um den neuen Plan sogleich sichtbar zu machen, hat man damit angefangen, einen großen Theil der schönen ehrwürdigen Bäume niederzuhauen. Ich kann mich nicht enthalten, Ihnen einige Verse aus dem vortreflichen Gedichte des Abts de Lisle „die „Gärten" abzuschreiben. Wenn ich an die schö-

nen Stunden denke, die ich einst da zubrachte, drucken diese Verse vollkommen meine Empfindung aus:

Renversés sur. le sein de la terre indignée
Ils meurent ....

Und weiter unten:

La hâche est à vos pieds et votre heure est venue.
Ces arbres dont l'orgueil s'élançait dans la nue,
Frappés dans leur racine, et balançant dans l'air
Leurs superbes sommets, ébranlés par le fers,
Tombent, et de leurs troncs jonchent au loin ces routes
Sur qui leurs bras pompeux s'arrondissaient en voutes:
Ils sont detruits, ces bois.....

Unter den Veränderungen, die ich zu Basel gefunden habe, darf ich ein Gebäude nicht übergehen, das seinem geschmackvollen Besitzer unendlich viel Ehre macht; es ist der sogenannte Kirschgarten, ein Haus, das einem der Herren Burckhardte gehört, den man eben durch den Namen dieses Hauses unterscheidet. Es ist bey weitem das feinste Privatgebäude, das ich in der ganzen Schweiz gesehen habe, und vereinigt Schönheit und Geschmack mit der edlen Einfalt der Antike. Besonders schön ist ein Vorsal in jonischer Ordnung, mit einem marmornen Boden, und das Treppenhaus in Stuckatur-Arbeit, mit einem

eisernen Geländer, das vorzüglich wohl gearbeitet ist. — Durchreisende Fremde besuchen häufig dieses Haus, wozu ihnen der Eingang fast nie versagt wird; und diejenigen, die irgend eine Empfehlung haben, sind durchaus eines guten Empfanges versichert.

Darin irren Sie sich nicht, daß man in einem Hause zu Basel das Zimmer noch zeigt, welches einst Erasmus bewohnte; es gehört einem der Herren Bischoffe, den man zum Unterschied von andern „zum Luft" nennt. — Sie erinnern sich, lieber Freund, an das, was ich Ihnen schon öfters gesagt habe, daß die mehresten Häuser zu Basel Namen haben ungefähr wie Wirthshäuser, und daß man gewöhnlich durch sie die Besitzer unterscheidet, weil es gewöhnlich in den Republiken eine Menge Familien vom nämlichen Namen giebt. Erasmus steht zu Basel in hohem Ansehen, und selbst die gemeinen Leute wissen von ihm zu schwatzen und etwas von ihm zu erzählen. In der Hauptkirche, die man das Münster nennt, hat er ein einfaches Denkmal mit einer Inschrift.

Auch das hat seine Richtigkeit, daß das Gebäude noch steht, wo die Väter des grossen Basler Conciliums sich versammelten, und man zeigt noch das Zimmer, das die Ehre einer Pabstwahl hatte.

Als ich Ihnen einmal von den Basler Gelehrten schrieb, hätte ich Ihnen den Dr. Socin nennen sollen; allein ich glaube, er war damals noch zu Hanau, wo er viele Jahre lang sich aufgehalten hat. Er ist ein praktischer Arzt, hat aber dabey ausgebreitete Kenntnisse in der Naturlehre, worüber er auch geschrieben hat, und sein physischer Apparatus ist schön und sehr ansehnlich, besonders im elektrischen Fache. Eine Menge seiner Instrumente sind aus England.

Ich mußte lachen, als Sie mich in Ihrem lezten Briefe über die hiesige Standeskutsche befragten. Nun, Lieber, dies ist ein schwerfälliger, ungeheurer Kasten einer Kutsche, der zwischen den Hängebäumen so tief herab geht, daß er fast den Boden erreicht, und der sich von andern Kutschen dadurch unterscheidet, daß die Sitze darinne so gemacht sind, daß die darinne Sitzenden einander den Rücken und ihre Gesichter gegen die Seitenfenster kehren. Die vier Häupter des Standes fahren in dieser Kutsche, bey gewissen Gelegenheiten, in und aus dem Rathe. Der neue Bürgermeister (das heißt, der jedesmal regierende) steigt mit seinem Oberstzunftmeister zu einer Thüre in die Kutsche, während daß der Bürgermeister des alten Rathes, mit seinem Oberstzunftmeister, zur entgegengesezten Thüre hineinsteigt. — Der Stand hält für diese und andere Gelegenheiten,

als zu Gesandtschaften u. s. w. eine gewisse Anzahl Pferde, die im sogenannten Marstalle stehen. Die Kutscher, Vorreiter und alle übrige Bediente tragen die Standesliverey, weiß und schwarz.

Allerdings gehen die Kupferstich-Sammlungen, die bey Herrn von Mechel heraus kommen, beständig fort, ob er sich schon seit geraumer Zeit hauptsächlich zu Wien aufgehalten hat. Er selbst sticht, wie ich Ihnen schon sonst gemeldet habe, sehr wenig, hält aber regelmäßig in seinem Hause eine Anzahl von Kupferstechern, die für ihn arbeiten und durch die wir die Sammlungen haben, über die ich Ihnen nun die verlangten Nachrichten geben will. Ich fange mit der ältesten Sammlung an, welches das Hedlingerische Medaillen-Werk ist, das schon vor vielen Jahren erschienen. Hedlinger war unstreitig einer der berühmtesten Medaillen-Schneider neuerer Zeiten; er war von Geburt ein Schweizer, hielt sich aber lange in Schweden auf. Herr von Mechel hat die vornehmsten oder mehresten seiner Medaillen stechen lassen und mit einer französischen Beschreibung herausgegeben. Es ist in meinen Augen das beste Werk, das Herr von Mechel geliefert hat, und die Stiche sind überaus gut.

Das große Werk, das er zunächst unternahm, war die sogenannte Düsselborfer Gallerie, die denn

durch mancherley und ungleiche Hände gegangen ist. Der Zweck dieses Werks war, die Gemälde dieser berühmten Gallerie in Kupferstichen zu liefern: wie weit dieses erreicht worden ist, lasse ich Sie selbst urtheilen, wenn ich Ihnen sage, daß das Ganze in überaus kleine Kupferstiche zusammen gedrängt worden ist. Da finden Sie öfters die großen Gemälde eines Rubens, in denen die Düsseldorfer Gallerie vorzüglich sich auszeichnet, in dem Raume eines gevierten Duodezblattes, und auf einem mäßigen Folioblatte sind oft drey bis vier Gemälde in so vielen Feldern. — Dem Kunstliebhaber, der diese Gallerie gesehen hat, muß es allerdings angenehm seyn, ein Etwas zu haben, das ihn an das Ganze erinnert, und die verschiedenen Theile eines Ganzen, wovon ihm einige vielleicht entschlüpft sind, wieder ins Gedächtniß führt. Demjenigen aber, der die Originale nicht gesehen hat, können diese kleinen Stiche unmöglich von der Größe, der Stärke und dem Ausdrucke eines Rubens irgend einen Begriff geben. Eine Landschaft kann sehr ins Kleine gebracht werden, und doch noch immer ein Abdruck des Urbildes seyn. Ganz anders ist es mit dem historischen Werke, wo die Größe, der Ausdruck, und kurz das Eigenthümliche der Zeichnung völlig verloren gehen muß, sobald ich es in einen zu engen Raum kopire.

Ich kann dem Anschauer einen Begriff vom Gedanken, vom Plane des Künstlers geben, aber alles andere muß im engen Raume verschwinden. Indessen ist diese Unternehmung die erste, die von den Reichthümern dieser Gallerie einen allgemeinen Begriff giebt, und von dieser Seite verdient sie immer den Dank des Kunstliebhabers. — Ich höre, Herr von Mechel hat ein Verzeichniß von der kaiserlichen Gallerie gemacht, und will sie auch mit der Zeit stechen lassen; nach welchem Maaßstabe aber, weiß ich nicht.

Das dritte große Werk, das Herr von Mechel herausgegeben hat, ist der Holbeinische Todtentanz, den Sie mit dem bekannten Todtentanze auf dem Kirchhofe der französischen Kirche nicht verwechseln müssen, denn letzterer ist nicht von Holbein, wenigstens sind die, welche hier am meisten von der Kunstgeschichte wissen, mehr dawider als dafür. Die Zeilen, in denen der Tod zum Maler sagt: „Hans Glauber, laß das Malen stehn," sind freylich kein zureichender Beweis, daß dieses Gemälde vom Glauber und nicht vom Holbein sey; denn Holbein konnte, für die Person des Malers, vorzugsweise seinen Lehrer Glauber wählen; gerade als wenn jezt Jemand den Tod zum Dichter sagen ließe: „Klopstock, laß das Dichten seyn." Die Sache ist, daß man Ursache hat zu vermuthen, daß dieser Todtentanz schon in einer

Zeit existirte, in der Holbein entweder noch nicht geboren, oder äußerst jung war. — Der Todtentanz aber, den Herr von Mechel herausgegeben hat, ist ausgemacht nach Holbeinischen Zeichnungen, wovon die Originale hier sind.

Zwischen diesen drey großen Werken hat Herr von M. eine Menge anderer Blätter geliefert, wovon ich Ihnen nur einen Stich von dem Grabmale zu Hindelbank, einen nach Loutherburg und diejenigen nennen will, welche die verschiedenen Feyerlichkeiten und öffentlichen Aufzüge zu Solothurn vorstellen, die man bey Gelegenheit des lezten Bündnisses mit Frankreich dort hielt. — Seine Handlung geht noch immer fort, und seine Niederlage enthält unstreitig eine der besten und vollständigsten Sammlungen von Kupferstichen.

Basel den 10. Febr. 1783.

Ja, lieber Freund, nach einem siebenjährigen Aufenthalte in diesem Lande bin ich noch immer der Meynung, daß die mehresten Fremden, welche die Schweiz bereisen, sehr wenig vom Schweizermenschen zu sehen bekommen, und daß man ihrer drey oder viere hören kann, von denen jeder ein Urtheil fällt, das von den übrigen vollkommen verschieden ist, und daß sie alle zusammen gleich recht und unrecht haben können. Freylich muß

dies gewissermaßen auch der Fall mit andern Ländern seyn, wenn wir die Art bedenken, wie die mehresten Leute reisen. Lassen Sie mich über diesen Punkt ein Paar Worte überhaupt sagen.

Ich habe, durch meine Lage, hier sowohl als in der französischen Schweiz Gelegenheit gehabt, eine ungeheure Menge Reisender zu sehen, und aus den Nachrichten, welche die mehresten von ihren Reisen gaben, habe ich genugsam gesehen, wie der größere Theil reist. Einer geht nach Neapel, ehe er Rom besucht, und da gefällt ihm die Gegend so wohl, und da verweilt er sich so lange, daß er hernach in einem Monate durch die Merkwürdigkeiten von Rom laufen und durch das übrige Italien eilen muß. Ein anderer will Frankreich besehen, und bringt alle seine Zeit zu Paris zu. Ein dritter besucht London, ohne die Sprache hinlänglich zu verstehen, findet dann nicht den Empfang, den er erwartet, lebt ein paar Monate unter seinen Landsleuten, klagt über Theurung und kommt wieder zurück. Der Franzose sucht Paris auf, er mag gehen, wohin er will; und da er, natürlich, dieses nicht findet, nimmt er ein gewisses Ansehn von Größe an, und sieht auf alles mit einer possierlichen Würde, bisweilen auch wohl Ekel herab, blos darum, weil es nicht Paris ist. Der Engländer, er komme wohin er wolle, lebt hauptsächlich mit seinen Landsleuten, und da diese in

ganz Europa herumreisen, ist er sicher, überall welche zu finden. Diejenigen, die mir am meisten mit Beobachtung und Untersuchung zu reisen scheinen, sind unsere Landsleute. Aber die mehresten haben etwas Kleinliches in ihrem Blicke, haben so viel mit unbedeutenden Aufschriften, Alterthümern und berühmten Personen und Dingen aller Art zu thun, daß viele den Morgen hinbringen, ihre Tabletten voll zu schreiben, und den Abend, ihre Morgenarbeit aufs Reine zu bringen. Sie sind häufig außer Athem, und so ängstlich, ja keine Merkwürdigkeit zu übergehen, so unbedeutend sie auch seyn mag, daß ihnen weder Zeit noch Geld bleibt, sich unter die Einwohner des Ortes, in dem sie sind, zu mischen und an ihren Versammlungen und Belustigungen, die einen gewissen Aufwand erfodern, Antheil zu nehmen. — Besonders bemerke ich an unsern Landsleuten, seit einigen Jahren, daß sie mit Frankreich und besonders Paris unzufrieden sind, und nur noch vor kurzem hatte ich mit Zweyen eine lange Unterredung. Ich fand bald, daß es ihnen an hinlänglicher Empfehlung gefehlt hatte, woran es vielen unserer reisenden Deutschen fehlt. Sie wenden sich alsdann an niedere Gesellschaft, während daß sie an die besten Quellen gehen sollten, und werden wohl noch nebenher auf mannichfaltige Art hintergangen. Auch dünkt mich, suchen sie zu sehr jenes herzige, trauliche We-

sen, das dem Deutschen vorzüglich eigen ist; und da sie dieses nicht finden, wird ihnen der Ton des Landes verhaßt, und sie verlassen es, und verschreyen diesen Ton, ohne ihn je hinlänglich kennen gelernt zu haben. Auch darf ich hier eine übertriebene Höflichkeit nicht übergehen, die mehr ein ceremonielles Wesen, als wahre Höflichkeit und Weltton ist, und welche macht, daß der Ausländer sich oft über Deutsche wegsezt, die in jeder andern Betrachtung besser sind, als er selbst.

Doch, ich verliere mich! Ich wollte Ihnen anfangs von den Reisenden in der Schweiz schreiben. Die Mehresten kommen in dieses Land, nicht sowohl die Menschen, als das Land selbst zu sehen, und diejenigen, die das zu ihrem Hauptplane machen, thun wohl, daß sie alle ihre Zeit auf die Natur wenden, die hier unstreitig interessanter ist, als in irgend einem Theile von Europa. Mit diesen habe ich also hier nichts zu thun. Andere hingegen halten sich auch in den Städten auf, wohin sie Empfehlungen mitbringen, und da hängt folglich ihr Urtheil von der Gesellschaft ab, in die sie fallen. Und hier habe ich bemerkt, daß die mehresten Urtheile über den Schweizer-Menschen einseitiger ausfallen müssen, als von irgend einem andern Lande, weil die Gesellschaft, in welche der Reisende in der Schweiz gewöhnlich kommt, einseitiger ist. Es giebt nämlich in allen Stähten der deutschen

Schweiz eine Anzahl von Familien, an die, mehr oder weniger, fast alle Reisende, die dahin kommen, gewiesen werden. Diese Familien sind nun, vor allen andern aus, die, aus denen man den Nationalschweizer am wenigsten kennen lernen kann. Es sind reiche, wohlhabende Leute, die mehrentheils selbst gereist sind, oder lange außer Landes gelebt haben, oder die als Künstler, Gelehrte oder angesehene Männer in der beständigen Gewohnheit sind, Fremde zu sehen und zu empfangen. Der Empfehlungsbrief kommt etwa von einem ansehnlichen auswärtigen Kaufmannshause, dessen Empfehlung man Ehre anthun will, oder von irgend Jemanden, der den Mann, an den er empfiehlt, in der Fremde kennen lernte. Die Reisenden, die auf diese Art wohl empfangen werden, geben andern à leur tour, auch wieder Empfehlungsbriefe an die nämlichen Häuser, eben darum, weil sie wohl darin empfangen wurden. Und so geschieht es, daß fast in jeder Stadt eine gewisse Zahl von Familien ist, in welche die Reisenden gewöhnlich kommen. Die Häuser dieser Familien sind mehrentheils auf einen sehr guten Fuß eingerichtet, und ihre Lebensart, mehr oder weniger, auf ausländischen Ton. Der reiche Mann, der sonst viel reiste, der Offizier, der in Italien, Holland oder in andern Ländern diente; der Kaufmann, der Jahre lang in Frankreich oder Deutschland lebte, zeigt seinem

Gäste, so viel er kann, vom Ausländer, und — von seiner eignen Größe. Und dies thut man nicht nur gegen Ausländer, sondern ich habe es auch häufig zwischen den Individuen eines Cantons gegen die eines andern gesehen. Ich habe bisweilen lachen müssen, wenn ich in verschiedenen Städten der Schweiz gesehen habe, mit welcher Sorgfalt man den Reichthum, die Eleganz und kurz alle Herrlichkeit des Hauses producirt. Alles erscheint im Sonntagskleide, und die Gesellschaft, die zum Essen geladen wird, ist gewöhnlich eben so sorgfältig, d. h. aus Personen gewählt, die durch ihre Lebensart, ihre Weltkenntniß und ihre Gewohnheit, Fremde zu sehen, am allerschicklichsten sind, das Ganze angenehm zu machen. Und so sieht am Ende der Fremde, was er in allen ansehnlichen Städten von Europa sehen kann, — gute Gesellschaft, und — auf einen guten oder modischen Fuß eingerichtete Häuser.

Ist der Fremde ein Mann von Ansehen, oder durch den Empfehlungsbrief, den er bringt, wichtig, so giebt man ihm auch wohl einen Ball, ein Konzert: und hier trägt man abermals Sorge, ihm das zu zeigen, was das Schönste oder am meisten Modische ist. Auch stellt man ihn wohl einem der Häupter des Staates vor, von dem man etwa weiß, daß er sich willig besuchen läßt und Fremde wohl empfängt. Auch säumt man nicht,

ihn auf eines oder das andere der schönsten Landhäuser zu führen, wo der Besitzer ihm alles in den Weg legt, was er Schönes und Geschmackvolles hat. — Ich weiß Fälle, in denen die Leute, wenn sie Fremde hatten, so thätig waren und sich so in vollem Athem erhielten, daß sie herzlich froh seyn mußten, wenn ihre Gäste wieder fort waren und sie selbst wieder zur Ruhe kommen und gelassen Athem schöpfen konnten. — — Den Reisenden gefällt und schmeichelt dieser Empfang, die anscheinende Güte und die Aufmerksamkeiten, die man für ihn hat; er ist selbst ein paar Tage lang in einem beständigen Taumel, und in einer Art von Anstrengung, und verläßt endlich den Ort, ohne irgend Etwas von dem gesehen zu haben, was er Eigenthümliches hat.

Es giebt noch Schweizer von alten Sitten und alter Art, in ihren Grundsätzen sowohl, als in ihrem Betragen und allen ihren häuslichen Einrichtungen. Allein diese haben wenig Zuvorkommendes, sind kalt und zurückhaltend in ihrem ersten Empfange; ihre Sitten haben nicht das Verfeinerte, das man von Leuten von guter Gesellschaft erwartet, und ihr etwas steifes und bisweilen ängstliches Wesen wird leicht für Rauhigkeit und unhospitales Betragen gehalten. Gleichwohl findet man unter diesen oft höchst würdige Männer, deren Treuherzigkeit, wahre Güte und alte

schweizerisches Wesen den Fremden, sobald er sie wirklich kennt, für alles schadlos halten, was in ihrem unmodischen Tone und erstem Empfange unangenehm war.

Da die Reisenden sich nirgends lange in der Schweiz aufhalten, so sind folglich ihre Urtheile über den Schweizer-Menschen weiter nichts, als einseitige und höchst eingeschränkte Aussagen über einen kleinen Zirkel, in den sie gerade fielen, und daher entsteht die große Mannichfaltigkeit dieser Urtheile, die einander oft schnurstracks widersprechen.

Einer hat wenig oder unzulängliche Empfehlungsbriefe, wird in dem Zirkel, in den er fällt, schlecht empfangen, und erzählt von nichts als Barbarey und gothischem Wesen in einem Orte, von dem ein Anderer mit Entzücken spricht, und alles, was modisch, elegant und schön ist, das er gesehen hat, rühmt. Hin und wieder fällt dann doch einer in einen Zirkel guter, treuherziger Menschen, die nicht unter die Zahl der glänzendern gehören, die aber mit Kenntnissen und Erziehung, Einfalt der Sitten und Güte vereinigen: und da hören wir denn Erzählungen von alter Schweizereinfalt, Redlichkeit und Unverdorbenheit der Sitten und arkadischem Leben.

Was zur Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit dieser Urtheile über die Schweiz sehr vieles

beyträgt, ist theils, wie ich schon erinnert habe, der kurze Aufenthalt, den Reisende gewöhnlich machen, und dann, der gänzliche Mangel an öffentlichen Orten und Belustigungen. Ein Fremder kann in andern Ländern mannichfaltige Arten der Einwohner an öffentlichen Orten sehen, und sogar bis auf einen gewissen Grad mit ihnen bekannt werden und in Verbindung kommen. Auch ist ihm der Eintritt in zahlreiche und gewissermaßen öffentliche Gesellschaften leichter, und er hat, im Ganzen, mannichfaltige Mittel, auch in kurzer Zeit eine große Menge der Einwohner zu sehen. — Ganz anders ist dies in der Schweiz, wo man von sehr zahlreichen und vermischten Gesellschaften wenig weiß, und wo der, welcher selbst eingeladen ist, darum nicht immer erwarten kann, daß der Fremde, den er etwa mitbringen möchte, auch wohl aufgenommen werden sollte. Man schließt sich mehr in sich selbst; die Gesellschaften bestehen mehr aus Leuten, die sich genau kennen; und ich habe sehr oft gesehen, daß ein einziger Fremder, in einem ganzen Zimmer voll Einheimischer, Zurückhaltung und Zwang hervorbrachte. — Der Unterschied der Sprache und gewisse eigenthümliche Dinge vermehren noch diese Entfernung.

Um wieder auf öffentliche Orte zu kommen, so ist in der ganzen Schweiz kein stehendes Schauspiel, und in den wenigen Orten, wo man bisweilen

len auf kurze Zeit es hat, ist es schlecht bestellt, und schlecht besucht. — Die Konzerte sind nichts weniger als allgemein und mehrentheils leer. Oeffentliche Speisehäuser, die von Leuten von gutem Tone oder guter Gesellschaft regelmäßig besucht würden, giebt es gar nicht; und die Kaffeehäuser, deren es in der Schweiz überall nur sehr wenige giebt, sind auf einen höchst elenden Fuß, und man findet da keinesweges eine Gesellschaft, wie man sie wünschen könnte.

In den Orten der kleinen Cantone hält sich der Reisende gewöhnlich gar nicht auf, sondern durchwandert das Land, bis er in die französische Schweiz kommt, wo ihn, wenn er Zeit hat zu verweilen, die Schönheit des Landes, die Annehmlichkeit der Gesellschaft, und die Leichtigkeit, womit er in sie kommen kann, gewöhnlich so anzieht, daß er dort eine längere Zeit zubringt, als in der ganzen übrigen Schweiz zusammen.

An den Ufern des Genfersees habe ich gewöhnlich Fremde von fünf bis sechs Nationen angetroffen, deren manche nicht nur Jahre lang sich dort aufhalten, sondern auch sich ankaufen, verheurathen, und bisweilen auf Lebenszeit niederlassen. Daher kommt es denn auch, daß die Reisenden von den Menschen der französischen Schweiz ungleich mehr wissen, als von denen der deutschen; aber diese französischen Schweizer sind

ein ganz eigenes Volk, das von den Deutschen fast eben so sehr verschieden ist, als der wirkliche Deutsche vom wirklichen Franzosen. Der Pays de Vaud gleicht dem leztern in einem hohen Grade, ist aber doch nicht Franzose, sondern hat sein Eigenthümliches.

Dies giebt mir Anlaß, über den Charakter der Schweizer überhaupt etwas zu sagen. — Doch davon im folgenden.

Den 12 Februar.

Gewöhnlich redet der Ausländer vom Schweizer im Ganzen ungefähr wie Ausländer gewöhnlich von den Deutschen reden. Man betrachtet sie als ein einziges Volk, wirft die Bewohner der verschiedenen Provinzen und Länder, als Bewohner eines einzigen Ganzen, in Eine Klasse, und bedenkt nicht, daß sie wiederum unter sich selbst unzählige Schattirungen haben.

Es giebt gewisse Züge, die einem Volke im Ganzen eigen sind, und dergleichen finden sich auch an den Schweizern, sie mögen seyn aus welchem Cantone sie wollen. Ich setze hier oben an Vaterlandsliebe und Nationalstolz. Daß der Bewohner der Alpen sein Vaterland allen andern Ländern vorzieht, hat mich nie gewundert, denn hier liegen hauptsächlich physische Ursachen zum

Grunde. Die Reinigkeit und Leichtigkeit der Alpenluft ist so sehr von der Luft aller anderer Länder unterschieden, daß der, der von seiner Kindheit an sie eingesogen hat, überall eine gewisse Schwere, einen Druck und eine Aengstlichkeit empfinden muß, die eine Hauptursache jener Krankheit sind, die man das Heimweh nennt, und die oft nur mit dem Tode endet. Alle natürliche Gegenstände sind ferner in den Alpen so groß, so erhaben, und müssen auch auf den rohesten Menschen einen Eindruck machen, der ihm vielleicht selbst nicht bekannt ist, der sich aber doch, vielleicht ohne sein Wissen äußert, so bald der Aelpler verpflanzt wird. Er findet alsdann etwas Ungewöhnliches, Etwas, das ihm mangelt und alles, was er um sich her sieht, unerträglich macht. Man hat Beyspiele, daß der Aelpler selbst in der übrigen Schweiz nicht eingewohnen kann, und sie, sobald er füglich kann, wieder verläßt.

Die Lebensart in den Alpen ist der Natur angemessener, hat mehr von der ersten Bestimmung des Menschen, und von den Beschäftigungen des ersten Menschengeschlechts, als irgend eine andere; ja sie ist die einzige, die mir noch gewissermaßen einen Begriff vom Leben der Patriarchen oder der sogenannten arkadischen Welt giebt. Der Aelpler hat keine mühsamen Weinberge zu bauen, und weiß wenig oder nichts von den beschwerlichen

Arbeiten des Landbaues, den er dem Bewohner flächerer Gegenden überläßt, welchen er eben darum mit dem verächtlichen Namen Bauer brandmarkt. Der Aelpler erwartet, wie der Wilde, das mehreste von der Natur, und bringt einen großen Theil seiner Zeit im Müßiggange zu. Zwar hat seine Lebensart ihre großen Beschwerden, aber diese bestehen mehr in Schwierigkeiten, die er durch Kühnheit überwindet, als in mühsamer anhaltender Arbeit, zu der Geduld erfodert wird, und in einem Kampfe, den er gegen eine rohe Natur und das Ungestüm der Witterung auszuhalten hat.

So viel von der Vaterlandsliebe des Alpenbewohners, und dem daraus entstehenden Nationalstolze, der durch das selten unterbrochene Gefühl seiner Freyheit erhöht wird, und oft auf einen unerträglichen Grad steigt.

Aber auch bey den übrigen Schweizern findet sich diese Vaterlandsliebe und dieser Nationalstolz in keinem geringen Grade. Der Schweizer hört von Jugend auf von seiner Freyheit reden; die Namen eines Tells und der ersten Eidsgenossen sind in jedermanns Munde; er sieht die bekannten Schlachtfelder, und weiß ein wenig von ihrer Geschichte; seine Balladen und Volkslieder beziehen sich darauf, und alles trägt dazu

ben, ihm jenes Gefühl von Freyheit zu geben, die er oft in der That nicht besitzt. Er spricht häufig von Sklaven und Fürstendienern, und erhebt dadurch sich und sein Land über alle andre Völker und Länder der Erde. Er hört von erzwungenem Soldatendienste in Monarchien, und von den starken Abgaben, die der Unterthan seinem Fürsten entrichten muß. Er selbst bezahlt sehr wenig, und bedenkt und weiß nicht, daß in einer Monarchie auch die Ressourcen des Unterthans gewöhnlich größer sind, als in einer kleinen Republik. — In allen diesen haben sie eine ewige Quelle beides von Vaterlandsliebe und Nationalstolz.

Freylich fühlt auch der Schweizer hin und wieder den Druck seiner Obrigkeit, den Zwang in dem er, der republikanischen Form ungeachtet, in mehr als einer Rücksicht steht, und den Mangel an gewissen Zweigen der Freyheit, die man oft hier mehr als in Monarchien vermißt; freylich klagt er auch dann und ist eben so unzufrieden, als die Fürsten-Unterthanen; aber alles das vergißt er denn am Ende doch wieder, und sein Vaterland erscheint ihm nie schöner, als wenn er außer demselben lebt, weil alsdann seine Einbildungskraft, wie gewöhnlich, ihm blos die bessere Seite vormalt, und ein Verlangen nach Dingen in ihm erregt, die er in andern Ländern nicht findet,

während daß er mit Gleichgültigkeit Vortheile betrachtet, die sein Land nicht hat.

Alles dies möchte, wenigstens zum Theil, wohl auch der Fall mit Menschen anderer Nationen seyn, aber ich glaube, dieser Zug von Vaterlandsliebe und Nationalstolz ist im Schweizer vorzüglich markirt, weil das Wort Freyheit, das so wenige verstehen, und das in der Wirklichkeit noch weniger sich findet, überall allgewaltig in die Ohren schallt, auch auf die Weisern wirkt, und als ein von erster Jugend auf eingesogener Begriff, durch das ganze Leben eines Mannes hindurch dauert.

Hierzu kommt noch, daß die Völker der kleinen Cantone wirklich in gewissen Artikeln eine Freyheit haben, die oft an Zügellosigkeit gränzt, und daß auch dann, wenn er wirklich statt wahrer Freyheit blos den Schatten davon hat, dieser Schatten so scheinbar ist, daß er nothwendig stark auf die Eingebornen wirken muß.

Auch der Umstand kann nicht wenig dazu beytragen, den Schweizer an sein Vaterland zu binden, daß er nirgends so leicht einen Antheil an der Regierung, worunter ich hier jede Art von obrigkeitlicher Macht verstehe, erhalten kann, als in seinem eignen Lande. In keinem Lande von Europa ist die obrigkeitliche Macht unter so viele Menschen vertheilt, als in der Schweiz, und ich

glaube fest, daß in gewissen Orten, unter fünf erwachsenen Bürgern, wenigstens einer ist, der irgend eine Stelle hat, in der er irgend eine Gewalt, sie sey so klein als sie wolle, ausübt. Der Mensch ist von Natur zur Herrschsucht geneigt, und jede Macht, auch die geringste und unbedeutendste, schmeichelt ihm; der gemeine Mann brüstet sich mit irgend einem Titel, oder mit dem kleinen Einfluße, den ihm seine Stelle in irgend einer Kammer, im Gerichte, in der Polizey, im Militär u. s. w. giebt, ob er das schon mit einer Menge anderer theilen muß, während daß der Größere nach höherer Macht strebt. Alles das nun läßt sich nirgends so gut befriedigen, als in der Schweiz. In denjenigen Cantonen, in welchen die Regierung gemischt und mehr demokratisch als aristokratisch ist, wie z. B. Basel, Zürch u. s. w. hat jeder Bürger das Recht, in die Regierung zu kommen; und da ist, wie Sie wohl denken können, keiner, der sich nicht mit der süßen Erwartung schmeichelt, ein Theil des Souveräns zu werden. In den ganz aristokratischen Landen ist zwar die Zahl der regierenden Familien eingeschränkt; aber in diesen hat man so viele andere größere und kleinere Stellen, zu denen die nicht regierenden Familien gelangen können, und wodurch sie noch immer ein Ansehen und einen Einfluß erlangen, der sie gegen ihr Vaterland in guter

Laune erhält. Selbst der eigentliche Unterthan hat in unzähligen Orten einen Schatten von Herrschaft und Regierung, nach welchem die Bürger dieser Orte nicht weniger begierig greifen, als die in der Hauptstadt nach der wirklichen Souverainität. So hat die kleine Stadt Lausanne einen Rath der Zweyhunderte, ihren Bürgermeister, ihre Bannerherren, ihre Sechzehner und ihre Gerichtsherren. Was alle diese Herren für wichtige Arbeiten und Geschäfte haben, können Sie sich vorstellen, wenn Sie bedenken, daß diese Stadt unter einem Landvogte steht, durch den doch am Ende alle Sachen von Wichtigkeit gehen. So giebt es im deutschen und französischen Bernergebiete eine Menge Städtchen, die auf diese Art ihre eigne Obrigkeit haben, oder wo man wohl gar Groß- und Kleinräthe hat, wie zu Lausanne, Vivis u. s. w. In der leztern, wo kaum viertausend Einwohner sind, die alle unter dem Landvogte stehen, habe ich oft mit Vergnügen bemerkt, mit welchem patriotischen Eifer die zahlreichen Mitglieder des großen sowohl als des kleinen Rathes sich von ihren Regierungsgeschäften unterhielten. — In verschiedenen Strichen des Berner Oberlandes, als in den Simmenthälern, im Haßli-Lande u. s. w. haben die wirklichen Bauern eine obrigkeitliche Gewalt, sowohl als eine gewisse Anzahl Offiziersstellen, die ihnen zufallen. —

Was nun vollends die Demokraten betrifft, nun so wissen Sie, lieber Freund, daß diese samt und sonders Souverains sind. Ein jeder kennt und brüstet sich mit der Würde, die er bey der Landesgemeinde behauptet, giebt seine Stimme zu Krieg und Frieden, erwartet Stellen, kann in Italien eine Excellenz werden und in einem Palaste wohnen, (man nennt in der italienischen Schweiz die Landvögte Excellenzen und ihre Häuser Paläste) hat Einfluß auf die Wahl seiner höchsten Obrigkeit, berathschlagt über das Wohl des Landes, und richtet seinen Landamman mit samt dem großen und kleinen Rathe. — Auch ist in diesen demokratischen Cantonen der Aufwand des Staates so äußerst geringe und geht gewöhnlich so sehr auf Kosten der Reichen, denen man immer die ansehnlichsten Stellen giebt, daß der gemeine Landmann fast gar keine Abgaben zu entrichten hat: und vom Cantone Schweiz versichert man mich, daß die Mitglieder der Landesgemeinde, weit entfernt, Abgaben zu entrichten, aus den französischen Geldern und einigen andern Einkünften, noch eine kleine Summe unter sich zu vertheilen haben. Bisweilen legen sie auch ihren obrigkeitlichen Personen Geldbußen auf, und vertheilen unter sich die Summe.

Nehmen Sie nun alles Angeführte zusammen, was den Schweizer nothwendig an sein Vaterland

binden muß, und setzen Sie noch dazu die unaussprechliche Schönheit des Landes, jene erhabene Auftritte der Natur, die in Europa und vermuthlich in der Welt ihres gleichen nicht haben; milde Gesetze, eine Regierung, die sich selten einiger Gewaltthätigkeit schuldig macht, oder schuldig machen kann; das Eigenthum des Individuums mehrentheils geachtet und gesichert; und endlich die Vortreflichkeit der Lebensmittel aller Art, die man fast überall mit Leichtigkeit und im Ueberflusse findet — und Sie werden genugsame Gründe finden, die Vaterlandsliebe und den Nationalstolz des Schweizers sich zu erklären.

Sie werden sich also nicht mehr wundern, warum der Schweizer so gern, nach allen seinen Wanderungen, in sein Vaterland zurückkehrt, da er, als Bürger, so vieles darinne findet, das er in andern Ländern vergebens sucht. Und dies paßt auf Große und Kleine, auf Vornehme und Geringe. Man hat Beyspiele in Menge von Männern, die an den größten Höfen von Europa eine ansehnliche Rolle spielten, und die doch am Ende in ihre vaterländischen Thäler zurückkehrten. Die Generale Reading, Pfyfer, Court, d'Aubonne und andere wollen lieber in ihrem Vaterlande, entweder der Ruhe genießen, oder über ihre Landsleute herrschen, als in Frankreich in einer Lage bleiben, in der sie ein größeres Anse-

hen genießen könnten. Mancher setzt sich willig der übleu Behandlung der Demokraten, und der zügellosen Ausgelassenheit einer Landesgemeinde aus, wofern er nur am Ende eine Art von Herrschaft über sie erhalten kann; ein Anderer begnügt sich mit einer Stelle im großen Rathe, die er mit zweyhundert andern theilt, während daß ein Dritter sich ruhig einem gemeinen Landvolke nachgesezt sieht, über welches er sich innerlich weit erhaben fühlt. Mancher andere endlich kehrt freylich auch zurück, um in seinem Vaterlande einträgliche Stellen zu genießen, dergleichen z. B. Landvogteyen vom ersten Range im Cantone Bern sind, die ihm kein anderes Land gewähret.

Was die sogenannten parvenus betrifft, Leute, von niedriger Erziehung, die in fremden Ländern durch Handel, oder irgend etwas sich hoben und entweder zu Ansehen oder großen Vermögen kamen, so haben auch diese ihre Ursachen, in ihr Land zurückzukehren. Es ist mit Reichthum wie mit hoher Geburt und unzähligen andern Dingen — nihil est nisi quod sciat alter. Der im Auslande reich gewordene Schweizer genießt sein Vermögen nur halb, so lange er es nicht seinen Landsleuten zeigen, so lange er nicht unter der besten Gesellschaft seines Geburtsortes damit glänzen kann. In der Fremde wird er mit unzähligen andern verwechselt, und da man

mit seiner vorhergehenden Armuth und seinem gegenwärtigen Reichthume keine Vergleichung anstellen kann, so hat der leztere nichts besonderes und fällt niemanden auf. Ueberdies hat in vielen Ländern von Europa der Adel ein solches Gewicht, daß der blos Reiche sich ihm nie ganz an die Seite stellen kann. Folglich ist der in London oder in den französischen Seehäfen reichgewordene Kaufmann am Ende immer noch ein Kaufmann, und nur ein Kaufmann; giebt er hingegen sein Geschäfte auf und kehrt mit dem erworbenen Vermögen in sein Vaterland zurück, so lebt er da als ein Mann vom Stande und macht auf die erste Gesellschaft Anspruch. Dies ist besonders der Fall mit den Einwohnern des Pays de Vaud *), wo es eine Menge Familien giebt, die in der Fremde sich Vermögen erwarben, und die sich nun zu Hause, nachdem sie ihre Geschäfte aufgegeben, unter den sogenannten Adel zählen. — Die Einwohner dieses Landes haben mehrentheils einen hochfliegenden Geist, dünken sich scharfsinniger, leichter, gewandter, feiner und listiger als ihre Herren, die Berner. Im Grunde mögen sie auch wohl Recht haben; wenigstens besitzen sie gewiß mehr Witz, mehr Welt, und folglich mehr Wissenschaft, ihren Weg durch die Welt zu machen

*) Pays de Vaud hier und sonst für das ganze französische Bernergebiete.

und sich auf mannichfaltige Art zu heben, als die deutschen Schweizer. Der Pays de Vaud weiß sich ein Ansehen, eine Consequenz zu geben, die er nicht hat, und mancher, der neben seinem Landvogte steht, würde von einem Unwissenden für den Landvogt, und dieser für einen seiner Officianten gehalten werden. Mir fällt hier ein, was Voltaire vom Genfer Buchhändler Cramer sagte, als dieser das erstemal zu ihm kam. Er hatte ein so gutes Ansehen, und so viel von dem, was Voltaire bonne mine nennt, daß ihn Voltaire eher für einen Maréchal de Camp, als für einen Buchhändler zu halten geneigt war. Ich habe oft gesehen, daß Leute ohne alle Bedeutung so vielen Anstand in ihrem Betragen, so viele Leichtigkeit, kurz so viel von dem hatten, was man mit einem Worte Welt nennt, und dabey ein solches Ansehen und eine solche Würde aufrecht zu erhalten wußten, daß sie überall für Männer vom Stande passiren konnten, wofür sie sich auch häufig in der Fremde ausgeben. Die Lausanner, die zugleich mehr Stolz als die übrigen Pays de Vauds haben, setzen sich hier oben an.

Dieses Aeußere, dieser Weltton, dieser Vorrath von überall gangbarer Münze, den sie dadurch erlangen, daß sie von Jugend auf in gemischte Gesellschaften kommen, und bey Zeiten das äußere Verdienst der Gesellschaft sich erwer-

ben, hilft ihnen auf ihren Auswanderungen ungemein. Es muß sonderbar zugehen, wenn ein Pays de Vaud, der sein Land verläßt, um seine Umstände zu verbessern, nicht seinen Zweck erreicht, nicht oft Stellen erhält, zu denen ihn weder seine Geburt, noch seine Kenntnisse berechtigen, oder mit einem gewissen Vermögen nach einiger Zeit nicht zurück kommt.

Den 14. Febr.

Das, was ich zu Ende des vorigen Briefs gesagt habe, bringt mich auf einen andern Nationalzug der Schweizer, ihr Auswandern, und da ich gerade von Pays de Vaud redete, will ich mit diesem anfangen, weil seine Einwohner vielleicht mehr auswandern als alle übrige Schweizer.

Dieses schöne Land, dessen Einwohner mit so mannichfaltigen Vortheilen gesegnet sind, ist ganz ohne alle Ressourcen. Der Canton Bern, dem es unterthan ist, hat seine Einwohner von allen Stellen ausgeschlossen, die nur einigermaßen einträglich sind, und besetzt nicht nur alle Landvogteyen, sondern auch eine Menge untergeordneter Stellen, die einige Vortheile bringen, mit Bernern. Ein Berner Bürger, der nicht regierungsfähig ist, erhält häufig, im Pays de Vaud, den Vorzug über

den Eingebornen, sobald sich beide um die nämliche Stelle bewerben. Niemand also kann leicht erwarten, im civilen Fache eine Stelle zu bekommen, von der er mit Anstand leben könnte. Bürgermeister, Mairs, Bannerherren, Groß- und Kleinräthe können sie freylich werden, aber davon kann niemand leben, weil einige dieser Stellen fast gar nichts einbringen.

In der Kirche findet der pays de Vaud eben so wenig einen Ausweg, denn die geistlichen Stellen sind schlecht. Die allermehresten sind, in einem Lande, welches das theuerste in der Schweiz ist, weit unter hundert neue Louisd'or, sehr wenige darüber: und ich glaube nicht, daß es in der ganzen Wadt vier geistliche Stellen giebt, die über zweyhundert Louisd'or eintragen. Ich glaube, ich setze die Summe eher zu hoch, als zu niedrig. Nehmen Sie nun den ersten Geistlichen einer Stadt, wie z. B. Lausanne, und sehen Sie, wie er und seine Familie anständig leben können: und ich bin noch von Lausanne so ziemlich gewiß, daß die Stelle nicht zweyhundert Louisdor trägt.

Was endlich die Armee, den dritten Ausweg guter Familien in Monarchien, betrifft, so wissen Sie, daß die Schweiz keine stehende Truppen hat, und daß die Offiziere der Miliz wohl hin und wieder einigen Aufwand, aber keinen Sold haben.

Nichts bleibt also dem Wadtländer übrig, als der Handel, und dieser ist unglücklicherweise in diesem Lande verachtet. Ich habe Ihnen schon sonst geschrieben, daß im ganzen französischen Bernergebiete kein einziges großes Handelshaus, keine einzige Fabrike ist, die diesen Namen verdiente. Ich will nicht weitläuftig untersuchen, ob der Handel verachtet ist, weil es keine großen Kaufleute hier giebt; oder ob es keine großen Kaufleute hier giebt, weil der Handel verachtet ist? — Die Auflösung, glaube ich, muß man zu Bern suchen, wo der aufstrebende hohe Geist des pays de Vaud gar wohl gekannt ist, und wo man immer solche Maaßregeln befolgt, die der Ruhe und Souverainität der Republik am zuträglichsten sind. Der Berner kann unmöglich mit Gleichgültigkeit sehen, daß sein französischer Unterthan reich und dadurch mächtig werden sollte. Er befördert also keineswegs diesen Nahrungszweig, und drückt noch überdies dieses Land mit einem dauernden, anhaltenden, aber sanften und weisen Joche. Uebrigens räume ich gern ein, daß der Wadtländer selbst wenig Neigung zur Industrie hat, daß sein Stolz eine anhaltende, mühsame und keine Ehre bringende Arbeit verachtet, und daß er im Ganzen zu sehr geneigt ist, ohne Arbeit und ohne Geschäfte, den Mann von unabhängigem Vermögen zu spielen, und das Leben eines Mannes vom Stande zu führen.

Aus diesem Umstande müssen Sie sich die ungeheure Menge von Familien erklären, die im Wadtlande, ohne irgend ein Geschäft zu treiben, von ihren Renten leben. Die Renten ziehen sie aus Rittergütern, die entweder dem eigentlichen Adel gehören, und oft unbeträchtlich genug sind, oder die an Bürgerliche verkauft wurden, die sich nun auch Adeliche nennen und den Namen des Gutes mit von annehmen. Ich kenne eine Menge solcher Herren von, deren Güter überaus wenig werth waren, und einen, dessen Rittersitz auf 4500 Thaler geschätzt wurde. (Daher kommen die verschiedenen Namen, die man bisweilen in der nämlichen Familie findet. Ich weiß welche, in denen der Vater den Namen eines Gutes führt, der älteste Sohn den Namen eines andern, und der zweite Sohn den Familien-Namen, zu welchem man gelegentlich auch noch ein von setzt, ob es schon ursprünglich nicht existirte). Diejenigen, die keine eigentlichen Rittergüter haben, ziehen ihre Einkünfte aus liegenden Gründen, auf denen sie gewöhnlich ein Landhaus haben, oder aus Weinbergen, Wiesen u. s. w. — Manche haben auch Geld in den ausländischen fonds, in die sie etwa zu einer Zeit, wenn ein hohes Interesse gegeben wurde, setzten, oder in die sie ihr Geld à fond perdu legten und folglich eine Leibrente auf Zeitlebens erhielten. — Auch ist die

Menge derer sehr groß, die aus fremden Ländern jährliche Pensionen auf Zeitlebens ziehen, entweder für geleistete Kriegsdienste, oder von Engländern, mit denen sie reisten. — Von allen diesen giebt sich keiner mit dem Handel oder irgend einer Profession ab.

Nehmen Sie nun alle diese Familien, welche den bessern Theil des Landes ausmachen, zusammen, betrachten Sie sie als Leute, deren Glücksgüter mehrentheils sehr eingeschränkt sind, und die keine Art von Ausweg oder von Nahrungsquellen, keine Versorgung für ihre Kinder haben. Setzen Sie hinzu den in Europa ohne Unterlaß zunehmenden Luxus, der in der französischen Schweiz verhältnißmäßig vielleicht schnellere Schritte gemacht hat, als irgendwo, und bedenken Sie, daß das Interesse aus Capitalien oder das Landinteresse immer das nämliche bleibt, wovon wenigstens das erstere nie, und das andere nie verhältnißmäßig zu den steigenden Ausgaben sich vermehrt: und Sie werden einsehen, daß eine Familie, die viele Kinder hat, unmöglich bestehen, oder leztere im Lande bleiben können.

Man wandert also aus und sucht Stellen und Vermögen nicht nur in allen Ländern von Europa, sondern bis nach Ostindien, und bisweilen auch tief in Asien hinein. Der Kriegsdienst ist alsdann das allergewöhnlichste und na-

türlichste, weil er nichts weiter erfodert, als was jeder junge Mensch von guter Familie auch durch die gemeinste Erziehung erhalten hat. Er kann reiten, tanzen, fechten, ist etwa in einer Schule, oder in einem Privatinstitute gewesen, hat dabey ein wenig gelesen, besitzt die Eigenschaften, die in einer guten vermischten Gesellschaft erfodert werden, und hat, mehr als alles, jene Leichtigkeit und Fertigkeit mit den Menschen zu leben, jenes baare Geld, jene gangbare Scheidemünze, wie Lord Chesterfield es nennt, und welches immer weiter reicht, als grosses Verdienst und gründliche Wissenschaften. — Viele reisen mit Engländern: ein Nahrungszweig, den die französischen Berner sonst noch viel ausschliessender besassen, ehe die Schotten sich eines Theils derselben bemächtigten; die Schotten, die den französischen Bernern in vielen Betrachtungen, besonders in der Leichtigkeit und dem Glücke, womit sie ihren Weg durch die Welt machen, ähnlich sind. — Diese Reisegefährten erhalten ansehnliche Leibrenten; und wer einmal einen Engländer geführt hat, bekommt gemeiniglich nachher so viele andere, als er zu haben wünscht. Ich kenne mehrere, die vollkommen einen Handel daraus gemacht haben, und die nun von den Engländern, die sie begleitet haben, ansehnliche Summen beziehen, mit denen sie als Edelleute in ihrem Lande leben.

— Die Offiziere, auf der andern Seite, kommen öfters als Generale, oder mit Vermögen, oder Pensionen zurück. Der Vertheidiger von Savannah im gegenwärtigen Kriege zwischen den Engländern und ihren Colonien, ist ein französischer Berner, und wird jezt zurück erwartet. Manche wurden im Dienste der englisch-ostindischen Gesellschaft reich; und ein Mann von einer Lausanner Familie hat eine ansehnliche Stelle beym Großen-Mogul. — Andere findet man in mannichfaltigen Stellen, an verschiedenen Höfen von Europa, während daß noch andere als Prediger zu den französischen reformirten Gemeinden gehen, die in ganz Deutschland, England, Holland und im Norden verstreut sind.

Alles dies ist wohl und gut für die Söhne; aber was fängt man mit den Töchtern an? — Auch diese wandern aus, lieber Freund, auch diese machen mit einer unbeschreiblichen Geschicklichkeit ihren Weg durch die Welt. Es versteht sich, daß ich hier nicht von den reichen Familien rede, deren weiblicher Theil natürlich zu Hause bleibt, obschon die Brüder häufig in fremde Kriegsdienste gehen, nicht sowohl um ihrem Vermögen aufzuhelfen, als um einige Jahre außer dem Lande zuzubringen, und den lezten Theil ihrer Erziehung auf eine wohlfeile Art zu erhalten. Indessen weiß ich von einer grossen Menge von

Frauenzimmern, von guter Familie und anständiger Erziehung, die als Hofmeisterinnen in das Ausland gingen, und häufig sich allgemeine Achtung erwarben, mit dem Ruhme, ihre Stellen wohl zu verwalten. Die Zahl der französischen Bernerinnen, die als Hofmeisterinnen in England und Irland leben, ist ungeheuer; in Deutschland und noch mehr in Holland giebt es ihrer in Menge, und selbst bis in den kalten Norden und bis Petersburg verbreiten sie sich.

Da ihre Zahl so groß ist, können Sie sich leicht vorstellen, wie der größere Theil derselben beschaffen seyn muß. In der That sind viele der wahre Auswurf ihres Landes: vertriebene Jungfern, verlassene Mätressen, veraltete Kammermädchen! Unzähligemale, als ich an den Ufern des Genfersees lebte, habe ich von den Einwohnern gehört, daß Mädchen im Auslande Stellen gefunden haben, die man im Lande nicht zu Kammerjungfern genommen haben würde; und D.. hat mich versichert, daß er, während seines Aufenthaltes in den verschiedenen Provinzen Deutschlands, in der Hofmeisterin bey recht hübschen Familien, eine Landsmännin entdeckt hat, deren er in jeder Betrachtung sich zu schämen Ursache hatte.

Auch die niedrigsten Klassen dieses Volkes haben jene Gewandheit, jene Fähigkeit, die Menschen

zu ihrem Vortheile zu benutzen, und jenen aufstrebenden Geist, mit dem sie sich überall auf eine gewisse Höhe zu schwingen wissen. Die Kammerdiener aus dem französischen Bern, die man überall findet, sind ohne Ende. Die mehresten fangen als niedrige Bedienten an, steigen und steigen, bis sie höchst wichtige Personen werden, ihre Herren nicht selten regieren, und nebenher ein Vermögen erwerben, das ihnen Ruhe mit Anstand für ihr Alter verspricht. Die meisten von diesen finden sich in England, wo Mylord einen französischen Kammerdiener haben will, und lieber einen Schweizer nimmt, weil er zu ihm mehr Zutrauen hat, als zum eigentlichen Franzosen.

Von diesen Auswanderern aus allen Ständen und Rängen kommt ein großer Theil am Ende wieder nach Hause, und entwickelt da vor seinen Landsleuten seine Größe und seine Reichthümer. Menschen aller Stände sehen Leute, die sonst ihres Gleichen waren, theils mit Reichthümern, theils mit einem anständigen Auskommen zurückkehren, staunen sie an, und betrachten sie mit einem scheelen Auge, und ihr nächster Gedanke ist, durch den nämlichen Weg eben dahin zu kommen. Und so ergreifen auch Hans und Kasper den Wanderstab, und suchen im Auslande, was sie zu Hause nicht finden können oder wollen. Wundern Sie sich also nicht mehr, lieber Freund, daß der franzö-

sische Berner mehr auswandert, als der Bewohner irgend eines Theiles der Schweiz. Ich kann Ihnen aber noch ein paar andere Ursachen angeben, die äusserst wichtig sind.

Daß der französische Berner kein grosser Freund der Industrie ist, habe ich Ihnen öfters gesagt, und in den drittehalb Jahren, die ich dort zubrachte, Beyspiele davon gegeben; allein wenn er auch wirklich arbeitsamer wäre, als er in der That nicht ist, so würde er sich freylich besser befinden, als er sich jezt befindet, aber noch immer nicht zu dem Wohlstande kommen, den der gemeine Mann im deutschen Bern geniesst. Die Sache ist, daß es dem gemeinen Manne hier eben sowohl an hinlänglichen Ressourcen fehlt, als dem bessern Theile der Einwohner. Da es hier keine Manufakturen giebt, so ist dem gemeinen Manne ein grosser Nahrungszweig abgeschnitten, den der Bergländer sonst gewöhnlich hat, und den dieses Land, das in sich selbst mehr schön als fruchtbar ist, nicht wohl entbehren kann. Ein anderer, vielleicht noch mehr wichtiger Umstand ist, daß der Landmann hier so gar wenig Eigenthum und folglich auch wenig Antrieb hat, das Land mit der Sorgfalt zu bebauen, die ich am deutschen Berner bewundere. Nun sagte ich weiter oben, daß die mehresten guten Familien ihre Renten aus liegenden Gründen zögen, und daß folglich ein grosser

Theil des Landes ihnen, und nicht dem arbeitenden Theile gehöre. Zwar theilt der Eigenthümer der Weinberge gewöhnlich den Ertrag mit dem Arbeiter, und dieser hat also desto mehr, je besser er den Weinberg baut; allein dies ist doch nicht das nämliche, als wenn es Eigenthum wäre, und überdies weiß der Arbeiter, daß er alles, was er etwa mehr thun könnte, als ein anderer, mit dem Herrn theilen muß. —

Der größte Theil des Bernerlandes längs dem Genfersee besteht in Weinbergen, und diese allein sind es, deren Ertrag man schätzt, weil sie, in gleich großen Strichen genommen, sich ungleich besser verinteressiren, als die wenigen Wiesen und noch wenigern Kornfelder, die man gewöhnlich nur da findet, wo die Rebe nicht gut wächst. Der Weinbau ist aber äusserst ungewiß, und sein Ertrag ausserordentlich abwechselnd. Dies ist die Ursache, warum in Weinländern der gemeine Mann sich nie in guten Umständen befindet. Ausserdem, daß er gewöhnlich zur Trunkenheit geneigt ist, bethört ihn der Ertrag guter Jahre; seine Arbeit ist äusserst mühsam und beschwerlich, er genießt also die guten Jahre, ohne an die schlechten zu denken, und verschwendet häufig in dem einen, während daß er im andern darbt.

In alle diesem ist nichts, das den gemeinen Mann mit vorzüglichem Reize an sein Vaterland

hindern könnte. Und nebenher hat er gewöhnlich noch die Meynung, daß die Regierung ihn nicht wohl behandele, daß der deutsche Unterthan in allen Dingen mehr begünstigt sey als er; daß in den deutschen Landen die Landstraßen, die öffentlichen Anstalten und kurz alles, was von der Obrigkeit abhängt, besser sey, als bey ihm. (Hierin hat er freylich nicht Unrecht, jedoch lehrt die Erfahrung, daß der deutsche Berner, wenn er sich im französischen Gebiete niederläßt, durchaus besser gedeiht.) Und so verläßt er denn häufig sein Land, gereizt durch die oben angeführten Beyspiele von Zurückgekommenen, die oft wirklich Wohlstand, oft aber mehr Schimmer und Schein als Wirklichkeit mit nach Hause bringen. —

Die Menge der Bedienten, die im Pays de Vaud, besonders von den Fremden, gehalten werden, und die Nachbarschaft des reichen Genfs thun dem Lande auch großen Schaden. Die Armen oder Niedrigen sehen die Gespielen ihrer Kindheit in einer glänzenden Liverey, oder in den abgelegten Kleidern einer Dame, oder auch blos in der städtischen Tracht der Dienstmädchen: Genf ist dann der nächste Ort, nach dem man läuft, und nächst diesem Lyon; im erstern, sagt man, wären etliche tausend französische Berner als Bediente und Mägde.

Ich habe mich vielleicht zu lange beym Vaterlande aufgehalten. Lassen Sie mich auf die Auswanderungen der Schweizer überhaupt zurückkommen. — Sie haben diesen Zug mit allen Bergländern gemein; allein in der Schweiz ist er so hervorstechend, und übersteigt andere Bergländer so sehr im Verhältnisse, daß ich ihn mit Recht als einen Nationalzug des Schweizer-Charakters angebe. Reisende von vielen Kenntnissen und Beobachtung haben mich versichert, daß in vielen der großen Städte von Europa die Anzahl der Schweizer bald ein Viertel, bald ein Drittel, ja manchmal die Hälfte aller Ausländer zusammen genommen beträgt. Die Gewerbe, für die sie auswandern, sind verschieden, nach der charakteristischen Verschiedenheit der Orte, von denen sie kommen. Ist ihre Vaterstadt ein handelnder Ort, wie Zürich, St. Gallen ꝛc. und hauptsächlich Basel, so wandern die mehresten als Handelsleute aus. Von diesen findet sich eine große Menge zu London, in allen französischen Seestädten, in Deutschland, in Holland und in den mehresten Seehäfen von Europa. Sie machen mehrentheils ihre Geschäfte sehr gut in der Fremde, während daß man in ihrem Vaterlande, wie z. E. zu Basel Ausländer zu Kaufmannsbedienten, welche durch die starke Besoldung angezogen werden, den Einheimischen vorzieht, die zu Hause bey weitem nicht so brauch-

bar sind, und sich so gut aufführen, als in der Fremde. —

Ganz anders ist der Zweck des Demokraten, der auf seinen Auswanderungen vorzüglich den Kriegsdienst sucht. Aufgewachsen in den Alpen oder Bergen der kleinen Cantone, roh und hart, ist er von Natur ein Soldat, und findet diesen Stand seinem Charakter am angemessensten. Seine Religion unterstützt ihn darin, indem sie ihm den Weg bis nach Spanien und Neapel öffnet, wohin der Protestant selten geht, obschon der Katholik auch den Kriegsdienst protestantischer Länder nicht scheut.

Die vortheilhaften Bedingungen, die man dem Schweizer überall macht, die vielen Regimenter, die in Frankreich, Holland, Italien unter der Autorität und den Auspicien der verschiedenen Cantone stehen, und gewissermaßen ihre eigene Regierung haben; die starke Bezahlung, indem man den Schweizern mehr giebt, als den Nationaltruppen: die Gewißheit, daß ein jeder Verwandte, Freunde oder Bekannte antrifft; die Regelmäßigkeit, mit der sie zur bestimmten Zeit ihren Abschied wieder erlangen und mit der die mit ihnen geschlossenen Contracte gehalten werden — alles dieses muß ihre Neigung zum Kriegsdienste vermehren.

Diejenigen, die wieder nach Hause kommen, nehmen jene Obermacht über ihre Nachbarn an,

die ihnen ihre Reisen und ihre Erfahrung geben, erzählen von den Herrlichkeiten und Wundern, die sie gesehen und erlebt haben. Der erstaunte Aelpler horcht, vergißt für den Augenblick sein Glas, schlägt auf den Tisch und schwört, daß er auch gehen will. Die Rekrutirer, die alle anerkannte Regimenter in ihren respektiven Cantonen halten, erleichtern und befördern den Weg.

Industrie ist ein anderer, unzweifelhafter Charakterzug des Schweizers. Alle Bergländer haben ihn, aber in der Schweiz scheint er vorzüglich sich auszubilden und in seiner grösten Höhe zu zeigen. Hier muß ich Sie abermals an den Unterschied zwischen dem Hochländer und Niederländer erinnern. Der leztere ist geduldig, mühsam und arbeitsam, baut mit Sorgfalt sein Feld, oder bringt ganze Tage in der Arbeitsstube einer Fabrike zu. Zu Basel giebt es über dreißig beträchtliche Fabriken, zu Zürich, St. Gallen, Schafhausen und im Berner Aargau eine große Menge. Cattune, Zitze, seidene Stoffe, alle Arten von Bändern, Leinwand, Batist, Musselin, Strümpfe und andere Artikel werden in großer Menge gemacht, und in ihnen besteht hauptsächlich der Handel, der diesen Theil der Schweiz seit funfzig Jahren so wohlhabend gemacht hat. — Ich habe oft mit Erstaunen gesehen, mit welcher Geschwindigkeit der ganz gemeine rohe Landmann

die Zubereitung dieser respektiven Artikel kennt und mit welcher Geschicklichkeit er sie verfertiget. — Basel verschickt seine Bänder in die halbe Welt, und sie werden von den Bauern in den verschiedenen Dörfern des Cantons gemacht. Der ungeschlachte Landmann verläßt oft seinen Weberstuhl, um das Land, das er nebenher baut, das Vieh, das er hält, zu besorgen, kehrt dann wieder an seinen Stuhl, und arbeitet zierliche Bänder für unsere modischen Schönen von Europa.

Ganz anders ist die Industrie des Hochländers! Sein Geist, weniger geduldig als thätig, weniger aushaltend, als kühn und anstrengend, schmiegt sich ungern in die dauernde langsam ermüdende Arbeit einer regelmäßigen Fabrikation; scharf und erfindend fliegt er auf, sucht neue Wege, bekämpft Schwierigkeiten und erzeugt Wunder. Besonders ist er im Mechanischen glücklich, und man hat eine Menge Beyspiele von rohen Landleuten, die ohne Unterricht Baukunst und die mannichfaltigen Zweige der Mechanik mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit trieben. Die Schafhausner Brücke ist das Werk eines Appenzeller Landmannes, der noch verschiedene andere erbaut hat. — Die Künstler in den hohen Thälern des Jura, zu Locle, Chaux des Fonds rc. rc. sind bekannt genug, sowohl als die verschiedenen Arten von künstlichen Maschinen, Mühlen rc.

Auch zeigt sich dieser sinnreiche, erfinderische Geist nicht nur unter den eigentlichen Künstlern, sondern man findet in den Alpen durchaus Spuren davon. Eine Menge Straßen, die sonst unmöglich scheinen mußten; Maschinen von mancherley Art; Brücken, und die Geschicklichkeit, womit sie gewisse reißende Bergströme gezäumt und in Schranken gehalten haben, haben mich oft in Erstaunen gesezt. Erinnern Sie sich hier an die Beschreibungen, die ich Ihnen von dem sogenannten Pays d'en haut, von dem Wege über die Gemmi, von der ganzen Straße über den Gotthardt, und von der ganzen Straße über den Grimsel, vom Oberhaßlilande und von dem erstaunenswürdigen Passe im Livinerthale gegeben habe.

Den 18. Febr.

Wenn ich so glücklich gewesen bin, lieber Freund, Ihnen verschiedene Eigenthümlichkeiten und Nationalzüge der Schweizer aus einander zu setzen, so habe ich auch, zu gleicher Zeit, manches Eigenthümliche der verschiedenen Theile der Schweiz berührt. Sie sehen, worin der Hochländer von den übrigen Schweizern, der Handelnde vom Kriegerischen, der Aristokrate vom Demokraten, und der französische vom deutschen sich unterscheidet.

Von allen diesen müssen natürlich gewisse Züge in einander fließen, und man muß oft bey dem einen finden, was das Eigenthümliche eines andern ist. Es ist also im Ganzen, daß man diesen Unterschied beobachten muß, und jeder Fremde, der lange in der Schweiz lebt, wird nach und nach die Haupt-Unterscheidungszüge bemerken. Wollte ich zu sehr ins Detail gehen, so würde ich kein Ende finden. Indessen erlauben Sie mir, noch Einiges, das mir eben einfällt, darüber zu schreiben.

Die Cantone Bern, Solothurn und Freyburg sind insgesamt Aristokratien: aber welcher Unterschied in Regierungsform sowohl als Charakter der Einwohner! Die Berner Regierung hat etwas Großes in ihrem Charakter, ist mild, sorgfältig, wohlthätig, und im Ganzen, wenigstens im deutschen Theile, geliebt. Sie drückt bisweilen den Adel und den reichen Güterbesitzer, und kurz alle Unterthanen, die zu einer Höhe kommen, die sich den Großen des Landes gewissermaßen nähert. Dafür lebt der Niedere, der Landmann, und kurz neun Zehntel des Volks in glücklicher Ruhe, im Ueberflusse oder Wohlstande, unter väterlicher Vorsorge. Ganz anders ist es mit Solothurn und Freyburg, besonders mit der leztern, wo der gemeine Bürger sowohl als der Landmann gedrückt ist. Der gemeine Berner hat ein

offenes, zufriedenes Ansehn, der Freyburger etwas Verstecktes, Gedrücktes, Unzufriedenes. Als ich an den Gränzen von Freyburg zu Vivis lebte, hatte ich mannichfaltige Zeichen, durch die ich den Freyburger von dem französischen Berner, der doch nicht so beglückt ist als der deutsche, zu unterscheiden wußte. Der Freyburger Unterthan ist ärmer als der Solothurner, und beide, verhältnißmäßig, ärmer, als der deutsche Berner; bey welcher Anmerkung ich aber erinnern muß, daß die Religion freylich auch das ihrige beyträgt. — Aus verschiedener Verfassung, Religion und Gesetzen entstehen verschiedene Gebräuche, verschiedene Sitten, kurz eine Verschiedenheit in der ganzen Art dieser drey Völkerschaften, die doch alle drey Aristokraten sind.

Eben so findet ein aufmerksamer Beobachter einen ziemlichen Unterschied zwischen den Cantonen Zürich und Basel, ob sie schon in der Verfassung einander, vor allen andern, am nächsten kommen. Ihre Sprache, ihr Ton, ihr ganzes Wesen und Betragen im gesellschaftlichen Leben sind merklich von einander unterschieden. Ich weiß nicht, wie ich Ihnen dieses beschreiben soll. Mit wenig Worten möchte ich sagen: der Basler ist mehr Kaufmann, der Züricher mehr Gelehrter, obschon beide Cantone handelnde sind. — Die Basler halten sich selbst für modischer und

betrachten die Züricher als altväterischer denn sie selbst. So viel ist gewiß, daß zu Basel französischer Ton und französische Sitten mehr gewonnen haben, als zu Zürich, und daß der Züricher noch manches Alt-schweizerische hat, das jedoch auch, auf der andern Seite, nicht reichsstädtisch ist. Ich gestehe, daß ich zwischen einem Basler von altem Tone und einem Züricher von altem Tone den leztern vorziehe. — Der Züricher hat eine gewisse Wärme, einen gewissen Enthusiasmus, den ich bey keinem der nicht demokratischen Cantone gefunden habe. Man nennt sie in der übrigen Schweiz warme Köpfe, und ich habe sie oft als solche durchziehen hören. Gleichwohl ist diese Wärme, dieser Enthusiasmus, der sich häufig auf Dinge des gemeinen Lebens verbreitet, zu Zürich eine reiche Quelle alles Guten und Schönen, und eine Triebfeder, die Einrichtungen und Dinge in dieser Stadt hervorgebracht hat, wodurch sie sich über die ganze übrige Schweiz erhebt. Zu Bern kann die Regierung manches Große und Gute thun, weil sie die Einkünfte dazu hat; zu Zürich entsteht dieses mehr durch Patriotismus, mehr durch den Eifer, die Thätigkeit und die Beyträge des Bürgers. Der Züricher scheut weniger den Vorwurf des Neuerns, oder der Neuerungen, als der in diesem Stücke gleichgültigere Schafhausner oder Basler; der Züricher neuert gern

und versteigt sich bisweilen; allein alles Ueber- stiegene bekommt nach und nach eine ebenere Rich- tung, den Irrungen wird in kältern Stunden ab- geholfen, und am Ende bleibt nichts zurück als das Gute. Daher sind denn die Züricher in vie- len Dingen ein halbes Jahrhundert vor den übri- gen Schweizern voraus, während daß diese be- hutsamer, langsamer und kälter den betretenen Weg fortgehen, weniger straucheln, aber auch weniger fortrücken. — Das kann der Züricher leicht ertragen, daß der Berner in Eleganz, Le- bensart, Mode und den Lastern der feinern Welt ein halb Jahrhundert vor ihm voraus hat, wäh- rend dieser, in wesentlichern Dingen, ihn eben so weit hinter sich läßt.

Zürich ist, in Rücksicht auf Wissenschaften, der aufgeklärteste Ort in der ganzen Schweiz! Ich rede hier nicht nur von seinen Genies und von der Menge seiner Schriftsteller, die in Deutschland genugsam gekannt und geehrt sind, sondern vom Bürger überhaupt, der zu Zürich allgemein un- terrichtet und aufgeklärt ist, und darum nicht we- niger Aufmerksamkeit verdient, weil er sich nicht als ein Schriftsteller bekannt machte.

Unter allen Schweizern kommen, dünkt mich, die Schafhausner den Deutschen am nächsten, in Kleidung, Sitten, Ton und Wesen. —

Der Berner ist von den Bürgern der übrigen protestantischen Schweiz wesentlich in Charakter und Betragen unterschieden. Da ich zu einem Deutschen rede, kann ich Ihnen vielleicht durch folgende Worte einen Begriff von dem geben, was ich meyne: „Der Berner ist mehr Edelmann, „während daß die andern mehr Bürger sind.“ Die Regierungsfähigen Familien verachten, wie Sie wissen, den Handel, und mit ihnen noch eine Menge andere Familien, die zwar nicht in der Regierung, aber gewöhnlich im Besitze verschiedener Stellen und Aemter sind. Alle diese streben nach dem Tone der guten Gesellschaft und nach Mode, und sehen mit einem gewissen verächtlichen Blicke auf alle eigentliche Gewerbe herab, ob sie schon die Tochter eines reichen Kaufmanns heirathen, oder ihre eigenen, unausgestatteten Töchter einem reichen Kaufmanne geben, den sie etwa dafür in die Regierung bringen. Der Berner ist, in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, ein Mann von Stande, und hat die Grundsätze und den Ton des Adels. Dies ist eine der Ursachen, warum man bey ihnen häufiger von Duellen hört, als in allen andern Cantonen. — Der junge Züricher, Basler rc. von gutem Hause wird häufig zu ansehnlichen Kaufleuten in die Fremde geschickt, wo er zwar wie ein anständiger Gast behandelt wird, aber wo er zugleich Handelsgeschäfte trei-

ben muß. Der junge Berner reist als ein Herr von Stande, oder bringt, um seine Erziehung zu enden, ein paar Jahre unter dem Regimente Erlach in Frankreich zu. Der junge Schweizer aus einem handelnden Orte tritt, wenn er wieder nach Hause kommt, in die Geschäfte; der junge Berner ist ohne alle bestimmte Geschäfte, wenn er nicht etwa in einer Kammer angestellt wird, und widmet also seine Zeit dem gesellschaftlichen Leben, den Schönen seines Ortes und dem Studium geselliger Verfeinerung. Alles dies bringt den Ton von Bern dem Tone der großen Städte im übrigen Europa näher, als in irgend einer deutschen Schweizerstadt.

Doch genug für diesmal; ein andermal vielleicht mehreres! Ich habe die ganze Schweiz mit Ihnen durchwandert, und ich möchte Ihnen wohl einige Entschuldigungen für das große Gemälde machen, das ich Ihnen vorgelegt habe. Sie wissen, daß ich dreymal zu Zürich gewesen bin, und eben so oft zu Bern. Nie habe ich mich lange aufgehalten; Sie können sich aber wohl vorstellen, daß ich in einem siebenjährigen Aufenthalte ohne Unterlaß Schweizer aus allen Cantonen gesehen habe.

Wiflisburg den 3. April, 1783.

Ich schloß meinen lezten Brief an Sie, da ich eben im Begriffe war, eine Reise in die französische Schweiz zu machen. Ich kam diesen Nachmittag beyzeiten hier an, und da ich ganz allein bin, will ich ein Blatt mit Bemerkungen füllen, wozu mir ein Land, in dem ich nun wohl die lezte Reise gemacht haben werde, Anlaß giebt.

Obschon so früh im Jahre, habe ich doch von dem Augenblicke an, da ich aus Basel gefahren, das herrlichste, schönste Frühlingswetter gehabt, bin heiter und vergnügt, und einige Gegenden habe ich so schön gefunden, als wenn ich sie noch nie gesehen hätte. Zugleich habe ich mir diesen Weg, der mir schon längst nichts Neues mehr ist, so interessant als möglich zu machen gesucht, indem ich alle Hauptstraßen, so viel es sich thun ließ, vermied. So bin ich z. E. von Solothurn weder nach Bern noch Biel gegangen, sondern mitten zwischen beiden über Büren nach Aarberg; von da nahm ich wieder einen Mittelweg bis Murten, wo die Berner und Bieler Landstraßen einfallen. Die Wege sind etwas schlechter als die Hauptstraßen, aber sie sind im Ganzen so schön im Canton Bern, daß auch die Kreuzwege besser sind, als die Landstraßen in manchen schönen Provinzen Deutschlands.

Von Solothurn bis Aarberg bleibt man immer in der Nähe der Aar, an deren rechten Ufer eine schmale Ebene liegt, die sich auf einmal durch den ungeheuern, hohen Jura endigt, der sich hier fast senkrecht in seiner ganzen Größe erhebt, ohne durch niedere und dann höhere und wieder höhere Hügel eine Vorbereitung zu machen.

Ich habe nunmehr dieses Gebirge auf der Schweizerseite von allen Seiten und in allen seinen Theilen gesehen, von Schafhausen und von Basel bis Solothurn, von Pruntrut (Porentru) bis Solothurn und Biel, und von da bis über Genf hinaus. Ich glaube, man kann den Jura füglich unter die größten und merkwürdigsten Gebirge von Europa rechnen, und ich will Ihnen hier einige Bemerkungen mittheilen, die ich zu verschiedenen Zeiten darüber gemacht habe.

Der Jura macht, von einem Ende zum andern, ein Ganzes aus, steht, so zu sagen, ganz frey, und erhebt, unversteckt durch andere Berge, seinen hohen Rücken in die Luft. Fast möchte man sagen, daß diese ungeheure Bergmasse in einer Ebene steht, denn ob er schon an einigen Orten kleinere Berge oder Hügel neben sich hat, so verschwinden diese doch durch die Vergleichung, und an den mehresten Orten erhebt er sich auf einmal, ohne weitere Vorbereitung, durch kleinere Berge, wie es der Fall mit den Alpen ist. So

ist die Gegend um Genf herum, nämlich im Pays de Gex und diesem Theile der Franche-Comte' beynahe eine Ebene, aus der sich auf einmal, nicht weit vom Fort d'Ecluse, fast senkrecht der Jura erhebt, und gleich dort so hoch ist, daß einige seiner Spitzen mit seinen höchsten Spitzen in der deutschen Schweiz streiten. Von hier aus zieht er sich längs der Franche Comte' durch das französische Bernergebiete bis Yverdon, und läßt zwischen sich und dem Genfersee jenen großen und schönen Strich Landes, der zwar durchaus bergig ist, der mir aber doch, als ich ihn einsmals von der Spitze der Dent de Jaman, und ein anderesmal an dem entgegengesezten Ende von der höchsten Juraspitze im Pays de Gex betrachtete, nicht anders erschien, als eine ganz flache Ebene, während daß mir der Jura wie eine lange und ungeheure Mauer in die Augen fiel. — Bey Yverdon verläßt er den Canton Bern ganz, doch zieht sich von da eine Anhöhe, die immer beträchtlicher wird, zwischen Lausanne und Moudon ihre höchste Spitze erreicht, und dann bis hinter Vivis geht, wo sie wieder niedriger wird, und wo sie an die Alpengelände und namentlich an die Dent de Jaman stößt. Die Landstraße von Bern nach Lausanne geht über diesen Theil, den man da den kleinen Jura nennt. Der Theil, der sich nach Vivis zieht, ist dicht am See, bildet einige enge

Thäler und senkt sich so steil und so felsigt nach der Landstraße herab, daß er ursprünglich im höchsten Grade unfruchtbar gewesen seyn muß. Allein die Einwohner haben ihn so sorgfältig bebaut, Mauern, Terrassen und Treppen errichtet, wo er zu steil war, nackte Felsen mit Erde bedeckt und andere ausgehauen, so daß jezt jener vortrefliche Wein da wächst, welchen man in der deutschen Schweiz Ryfwein nennt, und dessen beste Sorte sich zwischen Lausanne und Vivis an der Landzunge findet, welche man le Désalez nennt. Dieser Strich ist in der ganzen Schweiz der heisseste! Die Sonnenstralen prallen von allen den Felsenwänden und Mauern nach verschiedenen Richtungen ab, erwärmen die Gegend nach allen Seiten und sammeln eine Hitze darin, die ich oft schon im Frühlinge unerträglich gefunden habe. Was den Wein des Désalez so vorzüglich gut und feurig macht, ist, daß die Reben nicht nur die Mittags-, sondern auch die Morgensonne, welche die beste ist, genießen. In dem Thale des Jura zwischen Gex und Yverdon finden sich höchst romantische und malerische Gegenden, unter denen die schönsten die am Lac de Joux sind, wohin die Einwohner des Pays de Vaud öfters Lustreisen machen.

Ich sagte, daß der Jura bey Yverdon den Canton Bern ganz verließe; der Neuenburgersee

macht die Gränze; der Fuß des Gebirges geht bis an den See herab, und das ganze Fürstenthum Neuenburg nebst Vallengin sind nichts als ein Theil des Jura, der sich auf der andern Seite abermals in die Franche-Comté hineinzieht. Dicht auf dem Neuenburzersee kommt der Bielersee, der abermals die Gränze macht, und den Jura, dessen steiler Fuß auch hier im Wasser steht, von der deutschen Schweiz ausschließt. Von Genf also bis Biel ist dieses Gebirge ein einziges Ganze, fast überall gleich hoch und überall gewissermaßen sich gleich. Hinter Biel aber scheint die Brust oder Hauptmasse dieses Gebirges zu seyn, denn hier ist es nicht nur vom größten Umfange in die Weite und Breite, sondern es theilt sich auch in zwey große und lange Aerme. Das Bieler Gebiet, ein großes Stück vom Canton Solothurn, die pierre pertuis, das sogenannte Münsterthal im Bisthum Basel — alles dieses gehört zu dieser Hauptmasse, die überall hoch, wild, romantisch und malerisch ist. Von hier aus zieht sich nun der Jura nach Porentru, die Hauptstadt des Bisthums Basel, doch so, daß er, obschon immer sehr breit, allmälig niedriger wird, weitere und mildere Thäler öffnet, wie z. E. das bey Delemont oder Tellsberg ꝛc. und sich zulezt gegen Mümpelgard in niedrige Berge oder Hügel verliert. Von hier aus bis an die Vogesen ist die

weite Pläne des Sundgaues. So wie sich der Jura durch das ganze Bisthum zieht, so nimmt er auch den größten Theil des daranstoßenden Cantons Basel ein, hört nicht weit von dieser Stadt auf einmal auf, und läßt die große Ebene, längs dem Rheine, in das Elsas hinab: eine Ebene, die, so wie das ganze Sundgau, kurz das ganze Land zwischen dem Jura und den Vogesen, fast vollkommen flach ist.

Der andere Theil, der von Biel aus geht, zieht sich längs der Aar zunächst nach Solothurn, und ist in Gestalt und Höhe dem von Genf nach Biel überaus ähnlich, und das weit mehr als der andere Theil, den ich so eben beschrieben habe. Er erhebt sich dicht an der Stadt Solothurn so steil und ungeheuer, daß er, in einiger Ferne betrachtet, dieser Stadt Einsturz und Zerstörung zu drohen scheint. Zwischen Solothurn und Basel stößt er an den andern Theil und mischt sich mit demselben, so daß er von dieser Seite mit dem Cantone und dem Bisthume den nämlichen Körper ausmacht. Der steile, hohe Rücken aber, den man bey der Stadt Solothurn sieht, und der wie eine Wand erscheint, zieht sich weiter an der Aar fort gegen Olten, Schinznach, Brug, die alle an seinem Fuße liegen, bis er sich zulezt, bey Schafhausen, ungefähr wie bey Basel und hinter Pruntrut, in Hügel verliert. — In dem Striche

zwischen Solothurn hat er drey Passagen oder Hauptpässe, die alle drey höchst merkwürdig und ein Werk sind, das man der alten Römer nicht unwürdig halten kann. Zwey davon sind im Cantone Basel, führen beide den Namen des Hanensteines und sind Ihnen aus meinen vorigen Beschreibungen bekannt. Die eine führt von Basel über Langenbruck nach Solothurn, die andere von Basel über Sissach rc. nach Olten, und von da, wenn man will, nach Aarburg, Arau, Schinznach rc. Die dritte geht von Basel durch einen Theil von Vorderöstreich an den Bözberg, welchen ich als einen Theil des Jura betrachte, und über welchen der Stand Bern eine Straße errichtet hat, die, wo möglich, noch schöner, bequemer und vortreflicher ist, als die beiden über den Hauenstein.

Lassen Sie mich nun auf den innern Theil der Schweiz kommen, den diese Bergwand einschließt, und ich werde fähig seyn, Ihnen einen topographischen Begriff von einem großen Theile der Schweiz zu geben. Wenn Sie hinter Vivis, und folglich am Fuße der Berner Alpen anfangen, und, längs dem Genfersee, an den Anfang des Jura bey Fort d'Ecluse gehen, so haben Sie von dieser Seite die Gränze der Schweiz, und von da an nimmt der Jura bis nach Schafhausen die ganze äußere Seite dieses Landes ein, so jedoch,

daß ich noch ein Stück des französischen Berns, ganz Neuenburg, Vallengin, Biel, das Bisthum und den Canton Basel, nebst Solothurn und dem Theile des Cantons Bern, welcher gegen Solothurn und Vorderöstreich liegt, zu denselben rechne. Das ganze Land nun, das zwischen dem angeführten, ferner zwischen den Berner-Alpen, den Thuner- und Freyburger Alpengeländen und den Bergen des Emmethales liegt, läßt sich gewissermaßen als eine ungeheure Ebene betrachten, wenigstens erscheint sie so von verschiedenen Höhen des Jura, obschon Berge und ansehnliche Hügel darin liegen. Diesem Umstande hat man die weiten und prächtigen Aussichten zu danken, welche der Jura an gewissen Orten des Cantons Basel, (nämlich nach dem Bernerlande zu) bey Biel, bey Neuchatel, auf der Dent de Jaman und auf den Höhen bey Gex gewähren. Ich habe Ihnen von allen diesen Aussichten besondere Nachrichten gegeben, die dem Plattländer fast unglaublich vorkommen müssen, und die man selbst in den Alpen vergebens sucht.

Ich sagte weiter oben, der Jura habe an den mehresten Orten in Höhe, Form und Produkten, eine gewisse Gleichförmigkeit, einen gewissen Charakter, durch den er sich von andern Gebirgen unterscheidet, und der, seiner weiten Strecke ungeachtet, an den mehresten Orten der nämliche

ist. — Seine Form, von der Schweizerseite betrachtet, das heißt von derjenigen, von welcher er sich wie eine hohe, steile Mauer zeigt, wie bey Genf, Solothurn, am Neuenburger und Bielersee u. s. w. ist plump und schwerfällig, besteht mehrentheils aus ganzen, großen und ungeformten Massen, und ist folglich selten malerisch, auch ist der obere Theil seines Rückens gewöhnlich ganz kahl und endet sich oft in eine senkrechte Felsenwand, die einer Krone gleicht. Kommt man aber in die innern Theile desselben, so ist er beides romantisch, malerhaft, und reich an vortreflichen Weiden und Wiesen. Die Außenseite hingegen, die so eben beschriebene gegen den Canton Bern gekehrte, ist weit trockener, aber desto besser für den Weinbau geschickt. Die niedern Gegenden des Jura tragen überall, wo sie nicht zu sehr versteckt und der Sonne entzogen sind, Wein, der an vielen Orten vortreflich ist. Im französischen Bern erheben sich die Reben, wie bey Aubonne und sonst, bis auf eine beträchtliche Höhe am Jura, und so auch bey Grandson, Neuenburg, Biel. Der Neuenburger ist der beste, und wird häufig für Burgunder versandt, auch haben dort viele Weinberge die burgundische Rebe. Selbst im Aargaue und im Cantone Schafhausen wird hin und wieder ein Wein am Jura erbaut, der keineswegs schlecht, und

von gewissen Strichen sehr gut ist. In dem Theile des Cantons Basel, in welchem der Jura sich endet, sieht man überall Reben, der Wein aber wird von der wohlhabendern Klasse der Bürger nicht getrunken. — Da, wo die Region der Weinberge, die hin und wieder mit Getraidefeldern abwechseln, am Jura aufhört, fangen Wälder und Wiesen an; noch weiter hinauf, wo kein Holz mehr wächst, finden sich noch gute Weiden oder Triften, bis zulezt auf den kahlen Felsenrücken fast alle Vegetation erstirbt.

Die Viehweiden im Innern und auf den Höhen des Jura sind vortreflich, obschon die Käse nicht so gut sind, als die, die in den Alpen gemacht werden. Indessen giebt es doch verschiedene besonders gute Arten, die dem Jura eigen sind, während daß man in vielen andern Strichen gewisse berühmte Käse nachmacht, und sie unter diesem Namen in großer Menge ins Ausland verschickt.

Ich muß eine der merkwürdigsten Höhen dieses Gebirges nicht übergehen, die unter dem Namen der Schafmatte bekannt ist. Ich habe oft gewünscht, sie zu sehen, und begleitete einmal den Herzog von W. nach Münster (Motier) im Bisthume Basel, von wo aus man am gewöhnlichsten diese Höhe ersteigt; allein es regnete den ganzen Tag, und zu Münster war die Gegend

den folgenden Morgen so sehr mit Nebel überzogen, daß an keine Bergreise zu denken war. Ich kenne also diese Höhe nur aus Beschreibungen verschiedener Personen, die mit Entzücken davon sprachen. Man besucht sie nicht nur als eine der höchsten Spitzen des Jura, sondern auch wegen einer Sennerey, die man den Weissenstein nennt, und die eine der ansehnlichsten, wo nicht die größte in der Schweiz seyn soll, weil im Sommer eine große Menge von Kühen da gehalten wird, welche die Einwohner von Solothurn und Biel hinaufschicken. Außer dem Wege von Münster giebt es auch einen andern von Solothurn aus.

Was ich vom eigenthümlichen Charakter des Jura gesagt habe, giebt mir zu einer allgemeinen Bemerkung Anlaß, mit der ich heute schließen will! — Die Alpen, so wie sie die höchsten sind, haben auch eine von allen Bergen ganz verschiedene Form, und der Unterschied ist so auffallend, daß der gemeinste Kupferstich von irgend einigen Schneebergen Ihnen einen Begriff davon geben kann. Die Schneeberge sind, mehr oder weniger, sich alle gleich; ihre Gipfel sind mehr zugespitzt und pyramidenförmig, als die aller andern Berge, die ich gesehn habe, und ihre Seitencontours sind schärfer und bilden geradere Linien, als die der gemeinen Berge. Zunächst an den Alpen

finden sich diejenigen hohen Gebirge, welche man Alpengelände nennt, welche in ihrer Gestalt den Schneebergen am nächsten kommen, weniger zusammenhängend sind als der Jura oder die Vogesen, und zum Theil viele Spitzen haben. Ihr Umfang ist ungeheuer, so wie ihre Höhe, und der Schnee bleibt auf manchen den größten Theil des Jahres über liegen. Hieher rechne ich den Pilatus im Canton Luzern, den Rigi in Schweiz, die Unterwaldner Berge am vier Waldstettersee, die savoyischen am Genfersee, die Berner, die den Thunersee umgeben u. s. w. Die mehresten von diesen sind nicht sowohl ein Gebirge, als Berge, da ich hingegen den Jura, die Vogesen und dergleichen Gebirge nenne. Den leztern gleicht der Jura am meisten, doch ist er wilder, höher und ungeheurer in seinen Massen. Die Gebirge des Schwarzwaldes sind abermals von allen diesen verschieden, und gleichen vielleicht am meisten dem Theile des Fichtelberges, der zwischen Böhmen und Sachsen im Erzgebirge liegt; nur ist der Schwarzwald, weil er die Bergwerke nicht hat, anscheinend schöner, und vielleicht auch fruchtbarer, als jener; doch ich bin darüber nicht gewiß.

* * *

Folgende Briefe, die ich an ihrem Orte zurückgehalten habe, enthalten Urtheile über Bücher die Schweiz betreffend, die mir der Verfasser zu verschiedenen Zeiten schrieb. Die mehresten dieser Bücher sind nun schon seit vielen Jahren bekannt und in den deutschen Zeitungen und Journalen angezeigt worden. Ich rücke sie hier ein, weil es dem Leser vielleicht nicht unangenehm seyn möchte, des Verfassers Gedanken darüber zu lesen, der viele Jahre lang in der Schweiz gelebt hat. Der Herausg.

Im Februar 1777.

Ich lese schon seit geraumer Zeit an einem weitläuftigen Werke über die Schweiz, das man sonst als klassisch betrachtete, und das viele Jahre hindurch ungefähr das einzige war, in dem man ausführliche Nachrichten über den natürlichen Zustand der Schweiz fand. Es ist das Scheuchzerische, das Sie noch jezt hin und wieder angezogen finden, das aber Wenige lesen, diejenigen ausgenommen, die selbst etwa über die Schweiz schreiben, und die es dann, eben darum, nicht immer da anführen, wo sie sollten. Die Sprache ist unangenehm, ermüdend, oft undeutsch und durchaus weitschweifig. Indessen hat Herr

Hirschfeld, in seinen Briefen über die Schweiz gezeigt, was sich daraus machen läßt, denn er hat öfters viele Seiten nach einander aus ihm genommen. Scheuchzer hat selbst viel umhergereist und untersucht; daher ist er in seinen Beschreibungen äußerst umständlich und bestimmt. Man versichert mich, daß die Naturforscher sein Werk noch immer als sehr nützlich und brauchbar betrachten. In seinen Nachrichten aber ist ihm nicht zu trauen. Ohne Unterlaß erzählt er Mährgen und Wundergeschichtgen, die ihm die Gemsjäger und Alpenbewohner erzählten, und die er mit vollem Glauben und mit einer Treuherzigkeit, die an Aberglauben gränzt, wiedergiebt. — Vieles hat sich seit seiner Zeit in der Schweiz geändert; dieses Land ist nicht mehr so wild und so unbesucht, als es war; und so mag vieles zu Scheuchzers Zeit vollkommen richtig gewesen seyn, was jezt ganz irrig ist, oder abentheuerlich klingt.

Das Hirschfeldische Werk, das ich eben anführte, ist wohl geschrieben und unterhaltend; es enthält viele Unrichtigkeiten, allein da wir so wenig über die Schweiz haben, wird es Ihnen willkommen seyn, wenn Sie es noch nicht sollten gelesen haben.

Im August 1777.

Allerdings ist Tscharners Geschichte der Schweiz die beste, die wir haben; allein der dritte Band geht nicht weiter, als bis zum Cappeler-Krieg, und man sagt, es sey wenig Hoffnung, daß je ein vierter erscheinen werde. Dies thut mir sehr leid, denn Herr Tscharner ist ein Mann von Gelehrsamkeit und Kenntnissen, hat die Geschichte und Verfassung seines Vaterlandes genau studirt, und hat, da er selbst ein angesehenes Glied der Republik Bern ist, einen leichtern Zugang zu allen Arten historischer Dokumente, als ein anderer Gelehrter. Sein Vortrag hat mehr Würde, als Annehmlichkeit und Unterhaltung; seine Sprache ist männlich, hat aber weder die Biegsamkeit, noch die Ründung, an die uns einige unserer neuern deutschen Geschichtschreiber gewöhnt haben. Hin und wieder ist sie auch zu Schweizerisch und folglich undeutsch. Kurz, wer Geschichte blos zum Vergnügen liest, wird mit Mühe durch das Tscharnerische Werk kommen. Dem allen ungeachtet ist es doch, auch von Seiten des Angenehmen und Unterhaltenden, ungefähr das einzige beträchtliche Werk über die Schweizergeschichte, das der Liebhaber, das heißt der, der nicht Profession von der Schweizergeschichte macht, lesen mag.

Dies fand ich, als ich mich an zwey andere Werke machte, die ungleich umständlicher, und dreymal dicker sind. Man hat nämlich zwey weitläuftige Schweizergeschichten, die eine deutsch von Laufer, die andere französisch vom Herrn von Aldt, einem Freyburger Standsgliede. Ich habe beide in verschiedenen Perioden versucht, und ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich nie weit darin kommen konnte. Laufer besonders giebt alles, was er weiß; da ist keine Wahl der Begebenheiten, keine Rücksicht auf den Leser, der mit vielem Vergnügen diesen oder jenen Zeitpunkt einer Geschichte lesen, und wenig Antheil an den alltäglichen unbedeutenden Vorfällen so vieler anderer Jahre nehmen kann. Auch sagt man, daß er in seinen Quellen eben so wenig eine gute Wahl und Unterscheidung verstanden habe, als in den Begebenheiten selbst, und so ist er nicht einmal durchaus ein brauchbarer Geschichtschreiber auf historische Wahrheit. — Dem Herrn von Aldt kann man mit Recht einige dieser Fehler auch vorwerfen, und überdies sagen die Protestanten, daß er nicht immer ganz unparteyisch sey. — Kurz, lieber S**, es steht um die Schweizergeschichte ungefähr wie um die Deutsche: wir erwarten noch immer den Mann, der uns das geben wird, was wir suchen.

Die kleine Geschichte des Herrn von Watteville, in französischer Sprache, darf ich hier nicht übergehen, denn sie enthält in einem einzigen Octavbande ungefähr alles, (nämlich so weit als sie geht) was ein Ausländer, der nicht Profession von der Geschichte macht, zu wissen verlangen kann. *)

Erlauben Sie mir, bey dieser Gelegenheit einige Anmerkungen über die Schweizergeschichte überhaupt zu machen, die, so wie die Geschichten aller kleinen Länder, die mit dem übrigen Europa nicht in einer genauen Verbindung stehen, nur stückweise interessant seyn kann. — Der älteste Theil der Schweizergeschichte ist theils in die Deutsche, theils in die Burgundische verflochten. Das Volk, das wir uns jezt unter den Schweizern denken, erhielt seine Existenz nicht eher, als im vierzehnten Jahrhunderte, in welchem, durch die sogenannten drey Eidsgenossen, der Bund geschlossen wurde, welchem in der Folge alle übrige Cantone beytraten. Von hier an bis zu Ende des Burgundischen Einfalles unter Karl dem

R 4

*) Man hat seitdem eine Geschichte der Schweiz von Herrn Müller von Schafhausen, der sich lange zu Genf aufhielt, Professor zu Cassel ist, und den neuesten Nachrichten zu folge einen Ruf nach Mainz als Bibliothekar erhalten hat: ein Mann, dessen Gelehrsamkeit und philosophischer Blick ihn zu einem Geschichtschreiber höchst fähig machen.

Kühnen enthält die Schweizergeschichte wenig anderes als eine Reihe von Kriegen, und diese 170 Jahre sind, meines Erachtens, die interessantesten; nicht, weil sie fast unter beständigen Kriegen vergingen, sondern weil sie uns die Wunder von Kraft und Mannheit vorlegen, die ein rohes, unverdorbenes, nach Freyheit schmachtendes Volk verrichtete. Hier finden Sie, in seiner wahren Größe, den Naturmenschen, der sich selbst und seine Würde fühlt, und der doch in so ferne weit über den Wilden erhaben ist, als er Begriffe von bürgerlicher Gesellschaft und politischer Verfassung hat. — Lesen Sie die Beschreibung der Schlachten bey Sempach, Morgarten, St. Jacob, Murten u. s. w. und Sie werden da alle Beyspiele von Heldengröße finden, die wir in den schönern Zeiten der Römer Republik bewundern. — Vieles mag in diesen Beschreibungen unstreitig übertrieben seyn, und ich bin, für mein Individuum, überzeugt, daß manche Thatsachen die Untersuchung eines philosophischen und unbefangenen Auges, das langsam und mit Mistrauen historische Zeugnisse untersucht, nicht aushalten würden.

Die Reformation eröffnet eine neue Scene, und dieser Theil der Schweizergeschichte ist nicht weniger wichtig, als die des nämlichen Zeitpunkts in Deutschland; ja die letztere kann ohne die er-

stere nicht vollkommen verstanden werden. Der noch immer männliche, ungebildete Schweizer empfängt Licht, aber es ist ein Licht, das in Flammen ausbricht, Blut zieht, und das ganze Verhältniß der verschiedenen Cantone ändert. Hier haben Sie den Cappeler-Krieg, und später den von 1712 bis 1715. Traurig, daß der wichtigste Theil der Geschichte eines Landes in Kriegen bestehen muß!

Wenn Sie diese Perioden aus der Schweizergeschichte herausnehmen, nebst einigen andern, weniger beträchtlichen, so werden Sie die Zwischenzeiten gleichförmig, unfruchtbar an Begebenheiten und unbedeutend für das Ganze von Europa finden. — „Desto besser!“ würde hier mancher wackre Schweizer sagen und das mit Wahrheit. Ein Land ist immer am glücklichsten, wenn es das wenigste Aufsehen macht, wenn es wenig Aufmerksamkeit unter seinen Nachbarn erregt. Die Geschichte eines wohl eingerichteten, im Frieden und außer großer Verbindung lebenden Staates, ist ein stiller Fluß, der sanft in der Ebene dahin wallt; seine Oberfläche giebt dem Zuschauer das Bild des Friedens und der Ruhe, aber seine einförmige, unmerkbare Bewegung ermüdet das Auge, und wir richten es nach einer mehr thätigen Scene.

Die abwechselnden Händel und Zänkereyen zwischen Obrigkeit und Unterthanen, oder wie man in der Schweiz sagt, Stand und Bürgerschaft, nebst zufälligen Unruhen und kleinen Verschwörungen können auch der allgemeinen Geschichte und dem Ausländer wenig interessant seyn, so lehrreich sie auch für die Geschichte des menschlichen Herzens sind. Alle Obrigkeit, unter was für Form und Verfassung sie auch erscheinen mag, will, weil sie aus einzelnen Menschen besteht, herrschen, das heißt, ihre befehlenden Rechte erweitern und die Freyheit des andern Theiles einschränken. In einem Freystaate kann dieses nicht anders als langsam und allmälig geschehen, und sobald es die Bürger gewahr werden, widersetzen sie sich. In diesem doppelten Zuge des menschlichen Geistes, der eben so eifersüchtig auf seine eigene Freyheit als geneigt ist, den andern die ihrige zu nehmen, finden Sie die Quelle aller jener kleinen oder größern Incidenzen, welche den größten Theil der Geschichte eines kleinen Freystaates ausmachen. — Selbst die Geschichte der Griechen und Römer hat viel hievon; nur ist da der Unterschied, daß ihre Geschichte von Meisterhänden geschrieben wurde, die auch die unbeträchtlichsten Theile derselben wichtig zu machen wußten. Und am Ende muß ich doch noch gestehen, daß, beträfe es nicht Lateinisch und Grie-

chisch, wir uns um manches wenig bekümmern würden.

Im November 1778.

Die Reisen durch Helvetien erschienen vor einem Jahre zu Bern in zwey Octavbänden. Ich habe nie den Verfasser davon erfahren können, habe aber Ursache zu vermuthen, daß es ein zusammengetragenes Werk ist, von Personen, welche die Reise nie selbst gemacht haben. Ich glaube, es war blos die Sache eines Buchhändlers, der vor zwölf Jahren ein paar Dutzend Schweizer-Gegenden von Zink sehr niedlich stechen ließ. Die Kupferstiche wurden damals zu Gruners Beschreibung der Gletscher oder Eisgebirge gebraucht; einen Theil derselben verkaufte der Buchhändler gleich an einen andern zu Lyon, der das Grunerische Werk ins Französische übersetzen ließ. Da der Berner demungeachtet seine Kupfer zur Deutschen Ausgabe nicht alle verbrauchen konnte, suchte er sie in diesem Jahre, unter einer neuen Gestalt, durch die Reisen durch Helvetien an Mann zu bringen. Das ganze Werk ist in Briefen, denen man es wohl ansieht, daß sie nie an Jemanden geschrieben waren, denn die Sprache ist mehrentheils steif und abentheuerlich.

Der Verfasser fängt mit Basel an, geht durch das Münsterthal nach Biel, Neuenburg &c. Nicht weit von Neuenburg steigt er auf einen hohen Berg, von dem er Strasburg und Manheim mit bloßem, Frankfurt aber mit bewaffnetem Auge sieht. — Wenn der Verfasser glaubte, daß man die gemeinen Leser am besten durch Wundervolles und Abentheuerliches anziehen und in Erstaunen setzen könne, so hätte er in der That auf keine größere Hyperbole verfallen und besser wählen können. Was? Manheim, das über vierzig deutsche Meilen von Neuenburg ist und im platten Lande liegt! Was thut der Mann mit dem Zirkelbogen, den alle Kugeln machen, und der doch wahrhaftig in einer solchen Entfernung merklich werden muß? Und mit bloßen Augen noch obendrein! Ich habe auch bisweilen über Entfernungen gestaunt, und die Alpen vielleicht auf dreißig Meilen weit gesehen; aber — doch die Sache ist zu auffallend, als daß man darüber reden sollte.

Die Beschreibung der Thäler in Neuenburg und Vallengin, als le Lokle, Chaux-des fonds &c. ist interessant genug; auch findet sich da eine genaue Nachricht von allen Instrumenten, Automaten und künstlichen Uhren, die da gemacht werden, besonders von dem berühmten Jacques Droz, und wovon die Könige von Spanien und

Frankreich das ansehnlichste besitzen. — Unter allen Sonderbarkeiten der Walliser Eisberge kommt ihm keine so sonderbar vor, als die, sich selbst dort zu finden. Er erzählt sehr spashaft, wie sein allerliebstes Selbst in schlechten Hütten übernachten und mit geringer Kost vorlieb nehmen muß; und wie seine Füße ihn über Eis und Schnee tragen.

Ich würde alles das Lächerliche und Abentheuerliche nicht berühren, wenn dies Buch sonst wichtige Verdienste hätte; aber so wimmelt es von Fehlern. Ich habe es auf meiner ganzen lezten Reise in die Alpen gebraucht, weil wir kein besseres haben, und bin unzähligemal angestoßen. — Er datirt seine Briefe häufig von Orten, in denen er nie gewesen ist, besonders was die entlegenern Gegenden der mittägigen Alpen betrifft. Die Nachrichten, die er von solchen Gegenden giebt, sind so wahr und so falsch, als die, welche er aufschreibt.

Die Kupfer sind auch nicht alle richtig. Viele hat die Zeit verändert, besonders was die Eisberge betrifft, die ohne Unterlaß ihre Gestalt verändern, indem hier ein Theil des alten Eises schmilzt, dort neues sich ansetzt. Allein manche sind vom Anfange falsch gewesen, wie z. E. der vom Gletscher auf der Furka und einem Theile dieses Berges. Der Zeichner veränderte seinen

Standpunkt, machte folglich mehr als eine Zeichnung, und trug nachher alles in eins.

Nach allen diesen muß ich doch gestehen, daß dieses Werk den Reisenden unentbehrlich ist, und daß der Mann, der es zusammentrug, unvollkommen, wie es ist, den Dank des Publikums verdient. Es ist ein Ganzes, und man findet in ihm einen Führer, der durch die gesamte Schweiz leitet, und auf alles aufmerksam macht, was an jedem Orte zu sehen ist. Ein Jeder muß hernach selbst zusehen, daß er nicht irre geführt wird, und verbessern, wo es nöthig ist. — Als eine Reisebeschreibung, welche die ganze Schweiz in sich faßt, hat es auch den Vortheil, daß man sich Reisepläne daraus machen, und auf seinem Zimmer eine ganze Reise ungefähr übersehen kann.

Im Februar 1779.

Vor etwa einem Jahre erschien eine neue, verbesserte Ausgabe der Délices de la Suisse in zwey Quartbänden. Dieses Werk kam vor vielen Jahren zuerst in Holland heraus, wurde nachher in vier Octavbänden wieder gedruckt und stark verkauft. Jedermann klagte mit Recht über seine unzähligen Mängel und Fehler, und es wurde zulezt als ganz unbrauchbar betrachtet.

Jezt ist es mit grossen Abänderungen und vielen Verbesserungen erschienen, an denen, wie ich höre, Männer von vielen Kenntnissen Antheil gehabt haben. Doch haben diese nur theilweise gearbeitet und über besondere Artikel einzelne Stücke eingeschickt. Daher ist sich das Buch in seinen verschiedenen Theilen ungleich, und hin und wieder bin ich auf Unrichtigkeiten und Irthümer gestoßen, die ich kaum in einem Werke erwartet hätte, das erst vorm Jahre gedruckt worden ist.

Wer sich von der Schweiz in allen ihren Theilen, das heißt, von allen Arten von Merkwürdigkeiten einen Begriff machen will, muß dieses Werk lesen. Sie finden darin eine kurze Geschichte des Landes, seiner Regierungsform, vornehmste Produkte, Religion, Handel und Charakter der Einwohner; endlich Beschreibung eines jeden Cantons insbesondere und seiner vornehmsten Orte: und da finden sich gute historische Artikel. — Es hat eine Menge Kupferstiche, die sich aber weder von Seiten der Schönheit noch der Genauigkeit empfehlen. Die Sprache ist besser, als sie in dem alten Werke war. — Häufig hat man das Dictionaire de la Suisse benutzt, welches ich für das beste historische und geographische Werk halte, das man im Kleinen über die Schweiz hat, das ich ohne Unterlaß berathe, und

und in welchem ich gewöhnlich bessere Auskunft finde, als in vielen größern Werken. — Der weitläuftigste Artikel in dem Délices de la Suisse, ist das Kapitel über die Regierungsform, muß aber den Leser sehr ermüden, weil sich der Verfasser beständig mit einem Engländer, Stanian, herumbeißt, der vor vielen Jahren englischer Botschafter zu Bern war, und ein Werk voller Fehler über die Schweiz schrieb. Mich dünkt, dies hätte man in der neuen Ausgabe weglassen sollen.

Bey Gelegenheit der neuen Ausgabe der Délices de la Suisse, muß ich Ihnen doch ein paar Worte über eine Erscheinung schreiben, wovon der erste Band vor einiger Zeit bey Weygand zu Leipzig gedruckt worden ist. Es heißt: „Ueber das Interessanteste in der Schweiz" und ist — ich glaube wahrhaftig — eine Uebersetzung der alten Délices de la Suisse. Der Verfasser soll von Geburt ein Züricher seyn, der sein Vaterland, von dem er sehr wenig weiß, schon längst verlassen und jezt als Schullehrer zu Berlin leben soll. Er bringt häufige Moralen an, ist sehr gelehrt, und macht Betrachtungen und Ausschweifungen, die in einer Beschreibung von China eben so gut stehen könnten, als in einer Beschreibung von der Schweiz. — Doch dies möchte alles seyn, wenn er nur nicht eine Menge Dinge aufgewärmt hätte, die schon seit vielen Jahren allgemein für

falsch und irrig anerkannt sind. Kurz er schreibt über dieses Land, wie man vor dreißig und vierzig Jahren schrieb, sagt alles wieder, was sich seitdem geändert hat, und wiederholt anderes, das schon längst widerlegt worden. Eigene, anschauende Kenntniß von seinem Vaterlande hat er nicht, das sieht man ihm genugsam an; also nahm er zusammen, was er in den Délices und in andern alten Werken fand, schrieb aus, und hat daher alle Fehler und Tugenden seiner Gewährmänner.

Ueberhaupt ist es zum Erstaunen, wie die Leute einander ausschreiben, und wie oft ein Irrthum von einem Decennium zum andern durch ein halbes Dutzend verschiedener Werke fortgepflanzt wird. Davon will ich Ihnen hier nur eine Probe geben. Als ich auf dem Grimsel war, und die Eisgebirge besuchte, die eine Stunde vom sogenannten Hospitale anfangen, fand ich in den Reisen durch Helvetien von dem dortigen Spitale und den anliegenden Gletschern so verworrene und zum Theil so ganz falsche Nachrichten, daß ich wohl sahe, daß der Verfasser nie dort gewesen war. Eben diese Nachricht fand ich nachher in dem Buche über das Interessanteste in der Schweiz. Ich vermuthete, daß beide aus einer ältern Quelle geschöpft hatten, schlug Fasis Geographie nach, und fand dort das nämliche.

Im Januar 1781.

Die Engländer, die sich hier aufhalten, haben vor kurzem ein Buch herüber gebracht, Coxe's Sketches of Swisserland, das ich im Kleinen, für das beste Werk halte, das bisher über die Schweiz geschrieben worden ist. Herr Coxe, Mitglied eines Collegiums zu Cambridge, (Fellow of King's College) war Hofmeister des Lord Herbert, ältesten Sohns des Grafen von Pembroke, mit dem er im Jahre 1778 die Schweiz durchreiste. Ihr Reiseplan war gut angelegt, und sie haben ungefähr das Wichtigste von diesem Lande gesehen. Das Werk also faßt den größern Theil der Schweiz in sich, und ist, da es nur einen Band enthält, ein sehr gutes Handbuch für Reisende. Der Verfasser ist ein aufmerksamer und sorgfältiger Beobachter, und die Beschreibungen der Gegenden, durch die er gegangen ist, sind ziemlich genau, soweit ich diese Gegenden selbst kenne. Daß nicht hin und wieder Unrichtigkeiten unterlaufen sollten, läßt sich von einem, der sich nirgends aufhielt, und der überdies kein Deutsch versteht, freylich nicht erwarten. Diese Mängel habe ich besonders in seinen Urtheilen und Schlüssen gefunden, wo er glaubt, daß gewisse Dinge so sind, wie sie scheinen und dem Vorübergehenden in die Augen fallen. Man muß in einem Lande leben,

um die Wirkungen gewisser Gesetze, Einführungen und Gebräuche zu sehen: und da lehret denn die Erfahrung im Leben, daß so gar viele Dinge dieser Art ihren Zweck verfehlen, und daß die Menschen ihnen oft eine Richtung geben, die schnurgerade von ihrer Bestimmung verschieden ist.

Der Artikel, der mir am mangelhaftesten scheint, ist der über die Verfassung der verschiedenen Cantone. Es ist eine höchst verwickelte Sache und ich kenne kein Buch, das einem Fremden ganz klare Begriffe darüber gäbe. Sie läßt sich nur durch anhaltende Untersuchung ausfinden, indem man das Gelesene ohne Unterlaß durch mündlichen Unterricht sich erklären läßt, vergleicht, erweitert und berichtiget. Unglücklicherweise nahm Herr Coxe diesen Artikel fast ganz aus Büchern, und, was noch schlimmer ist, er war in ihrer Wahl nicht immer glücklich. Ich betrachte also diesen Theil seines Buchs für fehlerhaft und höchst unvollständig; doch kann er den Reisenden auf folgende Art brauchbar werden. Man hat gewöhnlich wenig Bücher auf einer Reise bey sich, und die kürzesten sind immer die besten. Ein Reisender, der sich irgendwo eine Weile aufhält, wird durch Coxe auf eine Menge Gedanken gebracht, und zu Fragen und weitern Untersuchungen geleitet werden, auf die er, ohne einen Füh-

ker, vielleicht nie fallen würde. — Die Sprache ist den Gegenständen fast durchgehends angemessen, und in gewissen Beschreibungen sehr schön. Die Engländer sagen hier, er sey etwas zu gesucht. *)

Vor einiger Zeit schrieb mir Herr W., daß er jezt an dem Voyage pittoresque lese und sich mit ihm in den Gegenden ergötze, die ich jezt bewohne. Ich schämte mich, ein Buch über die Schweiz von Sachsen aus kennen zu lernen, und gleichwohl kann ich mich nicht besinnen, daß ich je davon gehört hätte. Ich ließ es denn holen und zog einige Erkundigungen ein. — Ein Herr Bordier von Genf reiste über Thonon, Evian ꝛc. nach Wivis, von da über Aile, Bex ꝛc. nach Sitten im Wallis, zurück nach Martinach, und von da durch die savoyischen Eisberge, an den Mont blanc, welches man gewöhnlich die Reise nach Chamouni nennt, und so wieder nach Hause. —

*) Man bekam von diesen Sketches of Swiss bald eine deutsche Uebersetzung, und kurz nachher eine bessere französische. Herr Ramond de Carbonière, der sich selbst in der Schweiz aufgehalten hat, und mit der Reizbarkeit eines jungen, geistreichen und fühlenden Mannes gereist ist, lieferte diese Uebersetzung mit allerhand Verbesserungen und vielen Zusätzen. Uebrigens ist dieser Coxe der nämliche, der in der Folge die Beschreibung von Rußland, Pohlen ꝛc. herausgab.

Auf dieser ganzen kleinen Reise sezte er nichts auf, sondern schrieb das Werkgen, erst nach seiner Zurückkunft, aus dem Gedächtnisse zusammen. Er wizelt überaus viel, und kitzelt sich oft, um zu lachen. Alles besieht er von einer gewissen Höhe herab, wundert sich, daß so viele Dinge in kleinen Städtchen, am Fuße der Alpen, so ganz anders sind, als zu Genf; findet sehr vieles lächerlich und klein, und macht Raisonnements und Anmerkungen über Dinge, wo der Leser nichts als simple Erzählung erwartet.

Die umständlichsten und genauesten, obschon langweilig und übel geschriebenen Nachrichten, die man vom Mont blanc und seinen umherliegenden Gletschern jezt hat, sind von einem Genfer Bourrit. Er hat verschiedene Bergreisen gemacht und arbeitet jezt an einem Werke über die lepontinischen und penninischen Alpen.

Im August 1781.

Mit ausserordentlichem Vergnügen und Interesse habe ich Voyage dans la Suisse occidentale gelesen. Es ist in zwey Octav-Bänden vom Herrn Sinner von Bern, den man zum Unterschied anderer, von Ballaygue nennt, und von dem ich Ihnen schon sonst geschrieben habe. Seine Schreibart ist angenehm, lebhaft und vol-

ter Witz, seine Bemerkungen treffend und launisch, und seine Nachrichten über die Gegenden, die ich selbst am besten kenne, mehrentheils genau und richtig. Auch wechselt er seine lokalen Beschreibungen mit interessanten historischen Nachrichten und unterhaltenden Anekdoten ab.

Von der Wadt hatten wir noch von Niemanden eine Beschreibung, wie dieses Land sie verdient, und auch Herr Sinner hat seinen Nachfolgern noch Raum gelassen. Indessen giebt er umständliche Nachrichten von verschiedenen Orten, Schlössern und Strichen, die von den Reisenden fast allgemein übergangen werden, und die doch im höchsten Grade Aufmerksamkeit verdienen. — Ich habe angenehme Stunden mit seinem Buche zugebracht, wenn ich mich an ein Fenster sezte, aus dem ich den größten Theil der Gegend zwischen Lausanne und Genf, die ganze herrliche Strecke Landes zwischen dem Jura und dem See, übersehen kann. Bald mit einem Fernglase, bald mit bloßem Auge, durchlief ich das himmlische Land und suchte manches Schloß, manches Städtgen und manchen schönen Landsiz auf, den ich entweder schon vorher besucht hatte, oder von dem Sinner mir eine Beschreibung gab. Von der Wadt geht er dann, längs der westlichen Schweiz, durch Neuenburg bis nach Basel.

Im dritten Theile sollte dann vorzüglich Bern kommen, ein Artikel, den Sinner ganz besonders interessant hätte machen können; aber dazu ist nun keine Hoffnung mehr. Er selbst ist jezt ganz unfähig dazu, und diejenigen, die das, wie ich höre, fast fertige Manuskript in Händen haben, werden es, wenn es anders ja erscheint, so beschneiden, mildern und umformen, daß das, wodurch es dem Publikum vorzüglich werth geworden seyn würde, ganz daraus verfliegen wird. Kurz, lieber Freund, hier kommen wir wieder an das, was ich Ihnen schon ein andermal geschrieben habe, es ist ein noli me tangere, ein Ding, das man nicht gerne sieht und das in den Republiken mehr Widerstand findet, als in einer Monarchie.

Es ist überhaupt eine kützliche Sache, über irgend einen genannten Ort zu schreiben, und derjenige, der es sich nicht zum Gesetze macht, allgemeinen Weihrauch auszustreuen, wird, unter irgend einer Klasse, mehr oder weniger Widerwillen erregen und sich Vorwürfe zuziehen. Die Menschen haben eine gewisse Vorliebe für den Ort ihrer Geburt, oder für ihren vorzüglichen Wohnsitz, sie sind an alle Mängel desselben gewöhnt, und vertragen ungern, daß irgend einer kommt und ihnen Wahrheiten vorlegt, die sie selbst nie in einem widrigen Lichte sahen, oder

besser zu sagen, über die sie nie selbst dachten. So zog sich Herr Sinner durch seinen Artikel über Basel sogleich Widerwillen und Vorwürfe zu, und es erschien ein französischer Aufsaz, in welchem die Ungerechtigkeiten, derer sich Sinner und Moore in ihrem Artikel über Basel schuldig gemacht haben, zur gediehenen Strafe gebracht werden.

Im Januar 1783.

Nein, lieber Freund, des Herrn Andreä Briefe über die Schweiz sind meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, und ich habe sie schon in den ersten Jahren meines Aufenthaltes in diesem Lande gelesen. Daß ich Ihnen aber, wie es scheint, nie etwas darüber geschrieben habe, kommt daher, weil ich mich nicht für fähig halte, sie zu beurtheilen, oder ihren Werth gehörig zu bestimmen. Der Hauptzweig, den Herr Andreä in diesem Werke bearbeitet hat, ist Naturgeschichte, wovon ich nur wenig verstehe, während daß er, wie ich durchgehends höre, in diesem Fache ein Kenner ist. Dies ist auch wohl die Ursache, warum sein Werk mehr angeführt und gerühmt, als gelesen wird. — Ich habe auch die mehresten Naturaliensammlungen, die sich in verschiedenen Orten der Schweiz befinden, und besonders zu Basel sehr ansehnlich sind,

gesehen; allein, da ich in diesem Zweige der Wissenschaften wenig mehr gethan, als einige Werke, welche die Anfangsgründe und etwa allgemeine Systeme enthalten, zu lesen, so habe ich diesen Artikel in meinen Briefen an Sie fast nie berührt. Ich höre durchaus, daß für dieses Fach des Herrn Andreä Werk über die Schweiz das beste ist.

Das zweite Fach, das Sie in diesen Briefen ausführlicher finden werden, als in andern Reisebeschreibungen, ist das mechanische; ein Zweig, welchen die Reisenden, die für das allgemeine Publikum schreiben, fast ganz vernachlässigen. So finden Sie bey ihm die ausführlichste Beschreibung über die Schafhausner Brücke, nebst einem Kupferstiche, der gewissermaßen einen Begriff geben kann.

[illegible]

[illegible] Im November 1785.

Vor kurzem fiel mir ein Werk in die Hände, das ich nie gesehn hatte, und das mich angenehm in meinen ehemaligen Aufenthalt, die Schweiz, zurück versezte: Observations on the present state of Denmark, Russia and Swisserland, in a Series of Letters. London 1784. in einem Octavbande. Obschon der Verfasser zwey andere Länder neben der Schweiz nennt, so nimmt doch die leztere die grössere Hälfte des ganzen Bandes ein, und entstand aus Briefen, welche der Verfasser hauptsäch-

lich im Jahre 1782 schrieb. Sie sind unterhaltend geschrieben und lesen sich angenehm, enthalten aber wenig Neues für Deutsche, die nun ausführlichere und richtigere Werke über dieses Land haben. Angenehm war mir die Anwendung verschiedener Stellen englischer Dichter auf Schweizer-Gegenstände, so wie verschiedene Anekdoten und einige authentische Briefe, die man aber auch in andern Werken findet. Hätte der Verfasser genauer untersucht und sich sorgfältig bey den Gegenständen aufgehalten, so hätte er seinen Landsleuten eine bessere Beschreibung liefern können, als irgend ein Engländer vor ihm, denn er versteht Französisch und Deutsch und scheint auch verschiedene deutsche Werke gelesen zu haben, deren er mit Lobsprüchen gedenkt. Besonders wurde ich durch seine englische Uebersetzung der Briefe überrascht, die Herr von Bonstetten, ein Berner, über das Sanerland geschrieben, und die Sie vor mehrern Jahren im deutschen Merkur gelesen haben. — Der Verfasser dieser Briefe ist Herr Randolph, Fellow des königlichen Collegiums zu Cambridge. Er reiste mit einem jungen Lord, nicht als Hofmeister, sondern als Freund und jugendlicher Begleiter.

14 Im März 1786.

Ich habe nunmehr die beiden neuen Werke über die Schweiz, die Sie mir vor kurzem geschickt haben, sorgfältig durchlesen, und will Ihnen herzlich gern meine Gedanken darüber mittheilen. — Aber daß Sie und der Verleger meiner Schweizerbriefe mir diese Werke in der Absicht zusendeten, daß ich einen Aufsatz darüber liefern sollte, den Sie am Ende meiner Schweizerbriefe wollen drucken lassen, — dies, lieber Freund, thut mir wahrhaft leid! Es ist ein unangenehmes Geschäfte, besonders für einen, der selbst seine ursprünglich freundschaftlichen, nie für den Druck bestimmten Briefe nunmehr im Publiko sieht, und in drey Bänden, wovon ein großer Theil die Arbeit unreifer Jugend enthält, dem öffentlichen Tadel Preis gegeben ist. — Sie und der Verleger verlangen von mir, ich solle anzeigen, wo ich anders gesehen oder empfunden, und über was ich anders gedacht habe, als Herr Hirschfeld oder Herr Meiners, und es ganz simpel und historisch anzeigen? Das Meinerische Werk ist das größte, und mit diesem müßte ich denn am meisten zu thun haben. Ich kann überaus viel Gutes darüber sagen; aber bedenken Sie doch, lieber S**, daß einem, der sieben Jahre in einem Lande gelebt hat, vieles ganz anders vorkommen muß, als einem

andern, der es blos einige Monate bereist hat. Dieser Unterschied muß hin und wieder offenbaren und unangenehmen Widerspruch verursachen; und dieser Widerspruch, — ich wiederhole es — muß desto widerlicher aus dem Munde dessen kommen, der sich selbst in drey Bänden blos gegeben hat, und der, wie man aus seinen Briefen genugsam sieht, nie die Absicht hatte, ein Buch über die Schweiz zu schreiben, als welches betrachtet sein Werk äußerst unvollständig ist.

Sie sagen, daß Herrn Meiners Briefe allgemein geschätzt werden: dies verdienen sie auch, und sind, in meinen Augen, bey weitem das beste Werk, das ich über die Schweiz, das heißt, die deutsche, kenne. Wie viel auffallender muß es also werden, wenn ich mich genöthigt sehe, einem Theile derselben (der Beschreibung des französischen Theiles) in unzähligen Stellen zu widersprechen. Sie, lieber S**, werden mich von Präsumption sowohl, als von falscher Bescheidenheit vollkommen frey sprechen; aber das Publikum hat mit unserer Freundschaft nichts zu thun: und für dieses ist die Apologie, die ich so eben gemacht habe. — Ich will nunmehr meine Gedanken aufrichtig und gerade so über beide Werke schreiben, wie sie meinen Augen erscheinen.

Herrn Meiners Werk über die deutsche Schweiz ist, in meinen Augen, (und ich habe versprochen

zu schreiben, wie ich die Sachen sehe) das beste, genaueste, richtigste und vollständigste Werk, das ich, in einem so kurzen Umfange, über dieses Land kenne; und es ist mir erstaunenswürdig, wie dieser Mann in der kurzen Zeit, die er hatte, und bey der Eile, zu der er oft genöthigt war, so scharf, so richtig sehen und so treffende Bemerkungen machen konnte! Ueberall sieht man nicht nur einen genauen, sorgfältigen, emsigen Beobachter, sondern auch einen Mann, der auf das vortreflichste vorbereitet war, der das beste, was man über die Schweiz hat, vorher gelesen und untersucht hatte, und der noch überdies auf der Stelle die besten Führer und Leiter fand. Ich kenne nichts von Schweizern selbst Geschriebenes, das seinem Werke beykäme, und unter den Werken der Ausländer ist es ungleich richtiger, vollständiger und brauchbarer, als das von Coxe, das bisher am meisten gebraucht wurde und das Herr Meiners weit hinter sich zurückgelassen hat.

Sein Plan ist, bis auf einen gewissen Grad, ein allgemeiner, das heißt, er geht durch einen grossen Theil der Schweiz, besucht alle Hauptörter, und giebt über diese sowohl als über die Länder, in denen sie liegen, ungefähr alles, wonach der Reisende gewöhnlich fragt, oder was seine Aufmerksamkeit am meisten anzieht. — Die Naturgeschichte ist ein Fach, das allein ein besonderes

Werk erfodert, und das überdies wenige Reisende interessirt, obschon die Schweiz in diesem Fache reichhaltiger ist, als irgend ein Land von Europa. Herr Meiners übergehet diese ganz. Ebenso übergeht er schon oft gesagte oder beschriebene Dinge, als die mehresten Kabinetter, oder zeigt sie nur kürzlich an; und wann er ja bisweilen einen längst bearbeiteten Artikel weitläufiger behandelt, so zeigt er ihn entweder von einer neuen Seite, oder giebt ihm Neuheit durch die Behandlung.

Seine besten Artikel sind, nach meinem Gefühle, Zürich und Bern, so wie Basel mir derjenige zu seyn scheint, den er am meisten vernachlässiget hat. Er ging durch diesen Ort in großer Eile, und die Nachrichten, die er darüber einzog, sind zum Theil, ob sie schon nicht ganz unrichtig genannt werden können, schwankend und unbestimmt, kurz haben nicht jene Genauigkeit, jene Präcision, jenes Durchgedachte, das ich in vielen andern seiner Artikel verehre. —

Nur hin und wieder bin ich auf Dinge gestoßen, in denen Herr Meiners sich entweder geirrt hat, oder die er, nach einem längern Aufenthalte, ganz anders angesehen haben würde. Doch sind solcher Stellen nur wenige, und die Dinge selbst sind von keiner großen Bedeutung. Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich in solche Sachen eintreten wollte, welche der Rei-

Lande fast immer schief sieht, und über die man nur nach einem langen Aufenthalte seine Begriffe berichtigen und seine Meynung bestimmen kann, die dann gewöhnlich ganz anders ausfällt, als was sie zuerst war. Was ich aber durch kleine, und am Ende unbedeutende Irrungen meyne, davon will ich ein paar Beyspiele geben. So sagt z. E. der Verfasser S. 229. „Die Wohlhabenheit „der Landleute hat nur im Emmethale städtischen „Luxus erzeugt." — In den Berner Oberländern findet sich, unter dem Landvolke, hin und wieder ein Luxus, der den im Emmethale freylich nicht erreicht, aber doch den Reisenden in nicht geringes Erstaunen setzt. Selbst in dem Haßlilande, wo Herr Meiners gewesen ist, hätte er in verschiedenen Häusern seine Meynung bestätigt finden können. — S. 281. Th. II. „Auf dem Rückwege „von Bubendorf sah ich in der Ferne die Ueber„bleibsel von dem alten Augusta Rauracorum, die „in weiter nichts, als in aufgeworfenen Hügeln „von Erde bestehen." — Vergleichen Sie damit das, was ich Ihnen über Augst gemeldet, besonders aber die Beschreibung, die ich Ihnen von der neugefundenen Wasserleitung gegeben habe. *) — S. 96. Th. II. „Im Urnerloche, das vier- bis fünfhundert Schritte von der Teufelsbrücke entfernt seyn mag rc." — Die Teufelsbrücke stößt an den Felsen, durch den das Urnerloch gehauen

*) Th. 1. S. 157. und Th. 2. S. 257.

ist, und ich glaube nicht, daß die Entfernung zehn Schritte beträgt. — An solchen Dingen liegt nun äußerst wenig, und ich führe sie blos deswegen an, zu zeigen, von was für Art die kleinen Irrungen sind, die ich meyne. Ich will noch hinzusetzen, daß ich herzlich wünsche, daß in meinen eigenen Briefen keine größern sich befinden mögen. — S. 102. Th. II. stehen die Flüsse „Ticino, Reuß, Aar, Rhone, Rhein und Donau“ beysammen. Hier muß irgend ein Irrthum vorgegangen, oder es muß ein Druckfehler seyn. Mit den fünf erstgenannten Flüssen hat es seine Richtigkeit, allein die Donau, die auf dem Schwarzwalde in Schwaben entspringt, rechnete Herr Meiners gewiß nicht hieher. Vielleicht kam dieses Wort ganz durch eine Irrung hieher, vielleicht auch nannte der Verfasser den Inn, der nicht gar weit von diesem ungeheuern Wasserbehälter entspringt, und den manche Erdbeschreiber mit den übrigen fünfen anführen. — Ob das Urselerthal am Gotthardte das höchste in der Schweiz ist, weiß ich nicht. Gewisse Ausmesser wollen gefunden haben, daß die sogenannten Möser, oder sumpfigte Gegenden im Saanerlande eben so hoch sind, als die Spitze des Riesen am Thunersee, und das Thal, in dem diese Möser sich finden, ist noch nicht das höchste im Berner Oberlande. Auch verdient das Thal der Gemmi, in welchem das Leukerbad liegt, hier an-

geführt zu werden. Verschiedene Produkte, die im Urselerthale wachsen, sucht man auf dieser Höhe vergebens. Höher aber als alle diese ist vermuthlich das ungeheure Thal, das sich auf dem Grimsel beym sogenannten Spitale anfängt, und eine starke Stunde lang sich ausstreckt, wo es alsdenn durch das Eis vergletschert ist, das sich hinter dem Schreckhorne, Wetterhorne ꝛc. hinzieht.

So viel von Herren Meiners Beschreibung der deutschen Schweiz, die, nach meinem Gefühle und meinen besten Einsichten (und das ist der einzige Maasstab, nach dem der Mensch urtheilt) in jeder Betrachtung ein vortrefliches Werk ist. Warum kann ich nicht das nämliche vom französischen Theile sagen, der mich eben so tief unter dem deutschen zu seyn dünkt, als dieser sich über alles erhebt, was ich darüber gelesen habe!

Es ist wahr, wir haben sehr wenig über das französische Bernergebiete; viele reisen schnell hindurch und — sehen nichts davon: und diejenigen, die sich lange darin verweilen, scheinen so sehr durch die Reize desselben angezogen zu werden, daß sie entweder keine Zeit haben, oder keine Lust fühlen, es zu beschreiben. Ich erinnere mich hier meiner eigenen Sünden, und habe mich nie gebessert, ob Sie, lieber S** mir schon häufig vorgeworfen haben, daß ich Ihnen von

keinem Orte meines Aufenthalts weniger gegeben hätte, als von den Ufern des Genfersees. — Es fehlte also Herrn Meiners an der Vorbereitung, die er in die deutsche Schweiz mitbrachte, und, was noch schlimmer ist, es fehlte ihm hier auch an einem treuen, aufgeklärten und gutwilligen Freunde oder Leiter, der dem Verfasser das, was ihm in der kurzen Zeit selbst zu sehen unmöglich war, mit Genauigkeit, Darstellung und Treue geben konnte, oder geben wollte.

Ich will mit der Schönheit des Landes überhaupt anfangen, und dann mit dem Artikel, der mir am meisten schief, einseitig und unrichtig vorkommt, Lausanne. — Was die natürliche Schönheit irgend eines Landes betrifft, so kann das Urtheil eines Einzigen nie darüber entscheidend seyn, weil die Art zu sehen und zu fühlen bey verschiedenen Menschen verschieden ist. Was ich also hier sagen will, ist nicht sowohl ein Widerspruch gegen Herrn Meiners als ein Beweis, wie außerordentlich verschieden die Urtheile zweyer Personen seyn können. Ich habe das französische Bern durch einen Aufenthalt von drittehalb Jahren hindurch, unausgesezt und ohne Vergleichung, für den schönsten Strich Landes gehalten, den ich je gesehen, und ich habe bis diesen Augenblick, nachdem ich manche andere schöne Länder gesehen, die nämliche Meynung. Ich kannte den

wichtigsten und schönsten Theil der Schweiz, ehe ich nach Vivis kam, und ich sahe von dort aus einen andern sehr interessanten Theil derselben, einen Theil des Berner Oberlandes, ehe Lausanne mein Wohnort wurde. Allein von dem ersten Frühlinge an, in welchem ich die Aussichten von Lausanne und Vivis nur im Allgemeinen, und ohne Detail, gesehen hatte, verschwand alles vorhergesehene, und meine Erwartung, die äußerst hoch gespannt war, wurde mehr als erfüllt. Die Landschaften, die ich in den Sommern und Herbsten von 1780 und 1781 gesehen habe, die unbeschreiblichen Mannichfaltigkeiten, die unaussprechlich milden, sanften, wollüstigen Tinten, die ein August- und September-Himmel über diese Landschaften verbreitet, das Gold der Morgen, und das Rosenroth der Abendsonne auf den Schneebergen, das Sanfte und Wilde, das Unfruchtbare und Rohe, das romantisch Nahe und das unabsehbar Weite — haben mein Herz mit Empfindungen gefüllt, welche die übrige Schweiz nicht hervorbrachte, und ein Bild in meiner Seele zurückgelassen, das, durch meine Einbildungskraft gewärmt, mir zeitlebens wohlthätig seyn wird. Mit welchem Genusse habe ich alle Gegenden um Vivis, Clarens, Moutru 2c. durchwandert! Und dennoch mußte ich nachher, als Lausanne mein Wohnort wurde, mir selbst gestehen, daß die

Gegenden um diese Stadt herum mannichfalti-
ger wären, als irgend ein anderer Strich am gan-
zen See.

Allein um die Schönheit eines Landes zu be-
urtheilen, muß man es nicht von der Landstraße
sehen; auch diese dünkt mich eben so interessant
als schön, (nämlich in Rücksicht auf die Aussich-
ten) von Villeneuve bis Genf; allein welch einen
unvollständigen Begriff hat derjenige von diesem
Lande, der es weiter nicht kennt! Wer durch das
ängstlich liegende, zwischen dem See und einer
Anhöhe eingepreßte Vivis reist, oder das elende,
trockene Clarens, mit allen Verwüstungen der
Bergströme umher, blos von der Landstraße sieht,
hat keine Ahndung von der Feenwelt, die sich,
von einer mäßigen Anhöhe über Vivis aus, unter
dem Schlosse Blonay hin, durch das sogenannte
Basset, dann am Fuße der Dent de Jaman, über
das Schloß Chatelär (Clarens, wie Herr Mei-
ners es nennt) bis nach Moutru, und, auf der
mittlern Anhöhe durch Kastanienwälder, selbst
bis Villeneuve sich zieht. Die Menge der Land-
häuser, die sich gleich über Vivis erheben, ist
außerordentlich, und fast jedes hat etwas Eigen-
thümliches entweder in der Aussicht, oder in klei-
nen Partien, die zunächst daran stoßen und die
vue bornée ausmachen. Das ganze Land zwi-
schen Vivis, Villeneuve und der Dent de Jaman

ist ein ungeheurer, aber mehrentheils sanfter Abhang verschiedener Berge, von dem man auf der Landstraße fast gar nichts sieht. — Die Landstraßen nehmen in allen Ländern, besonders aber in der Schweiz, soviel als möglich den Weg, welcher der niedrigste und folglich leichteste ist. Sie vermeiden sorgfältig romantische und mannichfaltig durchschnittene Thäler, malerische Felsen und ins unendliche abwechselnde Hügel. Hier ist es, wo man die schönsten Schlösser und Landhäuser suchen muß, deren Erbauer schöne Gegenden wählten und zugleich die Unbequemlichkeiten vermieden, denen eine zu große Nähe an der Landstraße ausgesezt ist. — Herr Meiners fühlte dieses zum Theil selbst, als er, bey seiner Rückkunft von Genf, einen Theil der Gegend zwischen Rolle und Aubonne sahe, und eine Welt von Weinbergen sich ihm eröffnete, an die er vorher wenig gedacht hatte. —

Der unangenehmste Strich der Landstraße am Genfersee ist zwischen Lausanne und Morsee, mehr aber noch zwischen Morsee und Rolle, indem zuerst ein Theil in der Tiefe eines ausgehölten Berges hingeht, und der übrige ist so tief, als die Oberfläche des Sees liegt: ein Strich Landes, der durch seine Lage zu Weinbergen untüchtig, in sich selbst unfruchtbar und folglich äußerst vernachläßigt ist. Aber dies läßt sich keineswegs

von der Landstraße zwischen Rolle und Genf sagen, wo man nicht nur unzählige Landsitze, sondern auch genugsame Beweise eines sorgfältigen Anbaues findet.

Die Schlösser des Pays de Vaud haben Herrn Meiners Beyfall nicht, er sagt, sie wären nicht so nett und so gut unterhalten, als die im deutschen Gebiete! — Ich habe nie einen gleich grossen Strich Landes gesehen, der eine so ungeheure Zahl und so viele gut in die Augen fallende enthalte. Ich will, außer unzähligen hübschen Landhäusern, nur folgende Schlösser nennen, die mir so eben einfallen und von denen man mehrere von der Landstraße sieht: da ist Coppet, Prangings, Wufflens, Colombier, Montricher, Crans, die alle von großem Umfange sind, treflich in die Augen fallen und größtentheils sehr gut unterhalten sind. Ich rede nicht von der Schönheit ihrer Architektur, denn nicht diese, sondern die Wirkung im Ganzen, kommt in der Landschaft in Betrachtung. — Es sind nun vier Jahre, daß ich dieses Land verlassen habe, und manches ist seitdem meinem Gedächtnisse entgangen. Dies thut mir leid, denn sonst würde ich diese Gelegenheit ergreifen, Ihnen eine umständliche oft versprochene Beschreibung der ganzen abhängenden Fläche zu geben, die zwischen Genf und Lausanne liegt, viele Quadratmeilen einnimmt, und vom See

ferfee und dem Jura begränzt wird. Wie viel könnte ich Ihnen von der so schlecht scheinenden Gegend zwischen Lausanne und Morsee sagen! Sie ist unendlich mannichfaltig und schön, sobald man der Venoge folgt und auf beiden Seiten ihrer Ufer ein Paar Stunden allmälig steigt. Man kommt aus einem kleinen Thale ins andere, wo romantische Felsen, kleine Wasserfälle, malerische Ufer von kleinen Flüssen, ländliche Hütten und Höfe, Kastanienwälder und andere, schöne Wiesen, Weinberge und Landhäuser ohne Ende unter einander abwechseln. Man sieht sich oft von allen Seiten eingeschlossen und glaubt sich von der ganzen Welt abgesondert, während daß ein paar Schritte höher Sie auf einen Standpunkt geführt werden, von dem Sie den ganzen See, die Dent de Jaman, die wallisischen Schneeberge, die ganze Vaud und die ganze Kette der savoyischen Berge mit dem Mont blanc übersehen können. — Hier habe ich oft Wanderungen zu vielen Stunden zu Pferde und zu Fuße gemacht, und ich rathe einem jeden Fremden, auf die nämliche Art seinen Weg selbst zu suchen; einen Weg, welchen zu machen die Eingebornen oft zu träge sind. Ich war an den Ufern der Venoge. Man kommt von dieser der Stadt Lausanne näher, durch einen Strich, in welchem die Dörfer Bottens, Renens, Mezerie und andere liegen. Einige Landhäuser

haben hier Anlagen um sich her, welche die Natur gemacht hat, und die ich in den schönsten Landsitzen in England nicht schöner gesehen habe. — Auch die Nord-östliche Seite von Lausanne ist nicht weniger interessant und mannichfaltig. Fremden, welche eilen, zeigt man gewöhnlich das sogenannte Signal oder Wachthaus, wo man freylich eine sehr weite Aussicht aber keinen Vorgrund hat; und viele besuchen dieses Signal, ohne sich träumen zu lassen, daß dicht daran ein Thal ist, mit Felsen, Grotten und einem Flusse, als malerischer und romantischer man nicht leicht eines sehen kann. — Was für neue Schönheiten eröffnen sich dem, der von Lausanne aus die Vivis-Landstraße verläßt und links die Thäler durchwandert, die sich längs dem kleinen Jura hinan ziehen. Ich glaubte oft im Cantone Uri, oder im Münsterthale zu seyn, wenn nicht eine mäßige Höhe, die ich erstieg, mir den Genfersee und das ganze Pays de Vaud gezeigt hätte.

Verzeihen Sie mir, lieber Freund, die Weitläufigkeit, mit der ich diesen Artikel behandelt habe! Vielleicht erwerbe ich mir dadurch den Dank irgend eines künftigen Reisenden, der mir nachwandelt und mich segnet; denn unschuldigere, reinere und frömmere Freuden giebt es hienieden nicht, als die im Genusse einer schönen Natur; nir-

gends redet Gott eindringender und fühlbarer zu uns.

Da ich selbst in meinen Briefen an Sie den Artikel von Lausanne vernachläßigt habe, so würde es weitläufig, ekelhaft und zugleich gehäßig seyn, wenn ich durch alle die Theile gehen wollte, in denen ich glaube, daß Herr Meiners sich entweder geirrt hat, oder falsch berichtet worden ist, oder wo ich ganz anders als er gesehen habe. Ich will also nur einige Anmerkungen überhaupt machen.

Lausanne ist mehr von Fremden besucht, als irgend ein anderer Ort in der Schweiz, und man betrachtet es als eine Stadt, die vorzüglich schicklich zur Erziehung junger Leute ist. Diese Einbildung entstund vorzüglich unter den Engländern, die für ihre Söhne einen protestantischen Ort suchten, wo man gut französisch spräche, und wo die jungen Leute die nöthigen Lehrer finden und in gute Gesellschaft eingeführt werden könnten, ohne zu frühe mit den Lastern und Ausgelassenheiten der europäischen Hauptstädte bekannt zu werden. Diese Umstände, und nicht die Sprache allein, sind die Ursache, warum stets so viele Fremde zu Lausanne sich aufhalten. Dabey sahe man zugleich auf eine schöne und gesunde Luft. Allen diesen Foderungen entsprach Lausanne besser vielleicht als irgend ein Ort in Europa. Hiezu kam noch, daß ein Herr von

Crousaz, der, wegen eines kleinen Rittergutes, unter dem Namen von Mezerie bekannt ist, ein Haus aufrichtete, dem keines seitdem in Lausanne gleich gekommen ist. Herr von Mezerie hatte den Ton und die Lebensart der großen Welt, und war dabey ein höchst angenehmer und unterhaltender Gesellschafter, der gegen die vornehmsten sowohl als ausgelassensten jungen Engländer eine gewisse Würde zu behaupten wußte. Auch hielt er zugleich die Reitschule, in der er den Ruf eines der besten Lehrer in Europa hatte. Seine Gattin war liebenswürdig und weise, und eine vortrefliche Führerin ihres Hauses, das beständig von reichen Pensionairs wimmelte, denen es außerordentlich darin gefiel, während daß sie Herrn von Mezerie reich machten. Alle diese rühmten, wenn sie zurück kamen, ihren Aufenthalt zu Lausanne, und diese Stadt kam in England in einen Ruf, der sich bis jezt gewissermaßen erhalten hat. Auch der Gedanke, daß eine Akademie oder Universität da sey, deren Professoren die jungen Leute benutzen könnten, trug dazu bey. Zugleich errichteten auch andere Familien dergleichen Häuser, in welche diejenigen Fremden gingen, denen die erste Pension entweder zu theuer war, oder die darin nicht Platz finden konnten. Zu den jungen Engländern gesellten sich auch ältere, welche die Schönheit des Landes, oder die Leichtigkeit viele Landsleute zu sehen, anzog.

Der Aufwand, den diese Engländer damals machten, die Ausschweifungen, Ausgelassenheiten und Thorheiten, die sie begingen, müssen ungeheuer gewesen seyn, denn ich habe, als ich zu Lausanne lebte, ohne Unterlaß davon erzählen hören. Auf diese Zeit paßt, was Herr Meiners sagt, daß die Obrigkeit sehr vieles übersehen habe, das sie hätte bestrafen sollen; eine Anmerkung, die nun schon seit vielen Jahren ganz falsch ist, denn die Obrigkeit ist nicht nur sorgfältiger und aufmerksamer als sonst, sondern die Engländer haben auch gänzlich ihren Ton geändert, und die mehresten leben mit einem sehr mäßigen Aufwande (für Engländer nämlich) äußerst still, anständig und ruhig. Daß dieses nicht nur zu meiner Zeit so war, sondern auch jezt so ist, weiß ich aus den Briefen meiner Lausanner Bekannten. Folglich ist es auch nicht mehr der Fall, daß der mittlere und untere Theil der Einwohner von den Fremden lebe, indem diese zwar zur Nahrung des Bürgers beytragen, aber bey weitem den geringern Theil ausmachen.

Herr von Mezerie gab seine Pension auf, und sie fiel in die Hände eines Franzosen, unter dem sie gar bald sank, so daß er sie aufgab und mit Engländern auf Reisen ging. Ein Lausanner übernahm nunmehr das Geschäfte und zugleich auch die Reitschule; beide aber sind nicht mehr, was

sie unter Herrn von Mezerie waren. Indessen erhält sich diese Pension, und sie ist im Range die erste, obschon noch vier oder fünf andere zu Lausanne sind, die, als geringere betrachtet, auch geringere Preiße fodern. In der ersten bezahlt man sechs neue Louisd'or monatlich für die Tafel; Wohnung und alles übrige wird besonders bezahlt. In einer andern ist der Kostpreiß fünf Louisd'or, in noch andern vier, und selbst für drey Louisd'or monatlich kann man unterkommen; weil man oft in dem nämlichen Hause für verschiedene Personen verschiedene Preiße macht. Ein Fremder, der zu Lausanne sich aufhalten will, muß wohl zusehen, in welche Pension er geht, denn mehrentheils hängt von diesem Umstande die Gesellschaft ab, die er während seines Aufenthaltes sehen wird: und die Gesellschaften zu Lausanne sind im Tone sehr verschieden, ob sie schon alle anständig und artig sind. Einer, der in die erste Pension geht, kann, wenn sein Betragen gut ist, ungefähr gewiß seyn, daß er die erste Gesellschaft des Ortes sehen wird; derjenige hingegen, der in eine untergeordnete Pension geht, muß Bekanntschaften und Empfehlungen haben, oder er wird nie in die erste Gesellschaft einen allgemeinen Zugang finden. Ein Vortheil, den fast alle Pensionen hier haben, ist, daß ein Fremder ohne alle weitere Bekanntschaft, mit Leichtigkeit wenigstens in die Klasse von Gesellschaft

eingeführt wird, zu welcher der Herr seines Pensionshauses gehört.

Daß diejenigen, welche Pensionen halten, von den Fremden gewinnen und zum Theil von ihnen leben, ist natürlich; daß aber die Fremden für den größern und bessern Theil der Einwohner ein Vortheil seyn sollten, ist so falsch, daß ein jeder, der Lausanne nur ein wenig kennt, genugsam weiß, wie schädlich die Fremden der Stadt im Ganzen sind. Es giebt hier und in der Nähe der Stadt vielleicht an die zweyhundert Familien, die weder Handel noch irgend ein Gewerbe treiben, und von den Fremden schlechterdings nichts gewinnen. Mit dem mittelmäßigen Vermögen, das diese Familien besitzen, lebten sie sonst sehr wohl und glücklich, ehe viele Artikel eines ausländischen Luxus in einer Stadt zum Bedürfnisse wurden, in welcher der bessere Theil keine Ressourcen hat. Ich habe mich über diesen Punkt unzähligemal mit den Einwohnern unterhalten, und die Sache ist einem jeden von selbst klar, der nur irgend etwas über diesen merkwürdigen Ort weiß. Durch die Fremden kam ein Ton und eine Lebensart hieher, die man vorher nicht kannte, und verbreitete sich bald aus den ersten Gesellschaften in die vom zweiten und dritten Range. Zwar ist der Lausanner Luxus nichts in Vergleichung mit den Hauptstädten von Europa, übersteigt aber doch alles Verhält-

niß des Vermögens der Einwohner. Ueberdies sind alle Lebensmittel durch die Fremden theuer geworden, und der Einwohner muß nunmehr nicht nur in vielen Dingen gegen den reichen Fremden bieten, wenn er sie haben will, sondern er muß auch im Ganzen alles und jedes, das zum Leben nothwendig ist, theuer bezahlen. Kurz, Lausanne ist jezt der theuerste Ort in der Schweiz, Genf ausgenommen.

Und auch dies sind noch nicht alle Unbequemlichkeiten und aller Aufwand, dem der Fremde den Eingebornen aussezt! Es ist nun einmal eine allgemeine Gewohnheit hier, den Fremden in den Gesellschaften der Einwohner zu empfangen, und, in was für eine Klasse er auch gehören mag, so findet er überall sein Unterkommen. Man giebt Thee, Gebäcke und andere Kleinigkeiten, auch wohl hin und wieder Mahlzeiten, Bälle u. d. gl. und alles dieses desto öfterer, je ansehnlicher die Familie ist. Alles dies ist keine Kleinigkeit für Leute, deren Vermögen in liegenden Gründen, in den öffentlichen Fonds oder in Pensionen besteht, und folglich immer das nämliche bleibt. Und was thut der Fremde für alles dies? Was giebt er zurück? — Mehrentheils nichts. — Wahr ist es, Lord ** giebt einmal einen Ball, der über 2000 Thaler kostet, und an welchem alle Einwohner der Stadt unter Geräusche, Gedränge und Ueber-

fluß eine Nacht hinbringen; oder ein anderer einen kleinern Ball, oder ein paar Mahlzeiten, die alle zusammen den Einwohnern am Ende wenig Vortheil bringen; aber die mehresten gehen und danken den Einwohnern für ihre Gastfreundschaft, ohne irgend etwas zurück zu geben. —

Da Lausanne einmal in der Welt einen Namen hatte, kamen, außer den Engländern, Familien vom ersten Range in Europa und selbst Fürsten dahin. Ich habe oft einen deutschen Fürsten getroffen, welcher die öffentlichen sowohl als Privat-Gesellschaften der Stadt fleißig besuchte, und dessen allgemeine Höflichkeit ihm allgemeine Achtung und Zuneigung erwarb. Die Einwohner, wenigstens diejenigen, die er am meisten besuchte, thaten was sie konnten, ihm seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Eben so war es mit einigen der größten Familien aus Frankreich, mit dem Herzoge von Gloster und vielen andern. Die Herzogin von Curland gehört nicht hieher, denn sie hatte nie einigen Einfluß auf den Ton oder die Sitten von Lausanne, sie lebte mehrentheils einsam in ihrem Hause, sahe nur einige wenige Familien, die zu ihr gingen, und lebte so unbekannt daß man ihr Daseyn kaum gewußt haben würde wenn es nicht für das Gute gewesen wäre, das sie that.

Daß der Einwohner, um solche Gäste zu empfangen, vieles in seinem Hauswesen ändert und höher stimmt, können Sie sich leicht vorstellen, sowohl als daß ihr Aufwand und die Theurung aller Dinge im Ganzen merklich vermehrt werden müssen. Von allem diesem, ich wiederhole es nochmals, haben sie keinen Vortheil, wohl aber ist der Ton in den ersten Gesellschaften von Lausanne höher dadurch gestiegen, als ich ihn irgendwo in der ganzen Schweiz gesehen habe. Die Sache ist mir nie mehr aufgefallen, als durch den Kontrast, wenn ich Bernerinnen, z. E. Landvögtinnen, mit Lausanner Damen verglichen habe, von denen die erstern einem guten, häuslichen Frauenzimmer glichen, während daß die *leztern* in jeder Betrachtung als Damen von hohem Stande erschienen. Auch wissen und fühlen sie das, und dies ist die Ursache, warum sie gewöhnlich auf alles, was aus Deutschland oder aus der deutschen Schweiz kommt, mit einer gewissen Höhe und einem Selbstgefühl von Ueberlegenheit herabsehen.

Was soll ich nun, nach alle diesem, zu Herrn Meiners Bemerkungen sagen, „daß die Lau„sanner sich bemühen, vorzüglich gut Französisch „zu reden, um Fremde in ihren Ort zu ziehen?“ Hätte Herr Meiners verschiedene Gesellschaften zu Lausanne gesehen, so würde er sogleich einen un-

geheuern Unterschied in der Sprache bemerkt haben. Nirgends redet man im Pays de Vaud besser Französisch als hier, und vielleicht besser als in den mehresten französischen Provinzialstädten. Dies halte ich für einen Satz, der höchst wahr ist, sobald ich blos von der ersten Lausanner Gesellschaft rede, das heißt, derjenigen, die man insgemein la rue de bourg nennt, obschon nicht alle, die im Ganzen zu dieser Gesellschaft gehören, in dieser Gasse wohnen. Und dies ist nun gerade der Theil der Einwohner, der durch die Fremden am meisten leidet, und schlechterdings nichts durch sie gewinnt.

Zwar habe ich, ehe ich nach Lausanne kam, allerley Geschichten gehört, auf was für mannichfaltige Art man die Fremden zu benutzen wisse; allein ich muß, nach meiner besten Ueberzeugung, sagen, daß ich weder unter der einen noch der andern Klasse jemals die Bestätigung davon gefunden habe.

Man sagt, daß die Lausanner von den Fremden im Spiele gewinnen. Dies will ich gern glauben, insofern derjenige, der immer das nämliche Spiel spielt, nothwendig es besser verstehen und, ceteris paribus, am Ende über den gewinnen muß, der an verschiedenen Orten verschiedentlich spielt, oder ein Spiel, das ihm neu ist, vielleicht erst lernt. Aber wie unbedeutend

diese Summe sey, weiß ein jeder der in den verschiedenen Gesellschaften zu Lausanne gespielt hat. Ich rede hier nicht von Spielern und Spielerinnen von Profession, denn diese kann jeder Fremde, ohne sich in der Gesellschaft zu schaden, leicht vermeiden. — Man sagt ferner, es gäbe Frauenzimmer, die im Spiele hintergehen! — Das kann seyn; denn wo giebt es ihrer nicht? Aber auch diese können leicht vermieden werden, wenn es anders solche giebt, denn solchen ist das kleine, unbeträchtliche, gesellschaftliche Spiel, welches allein das allgemeine ist, nicht hinreichend. Was aber das hohe Spiel überhaupt betrifft, so ist es zu Lausanne selbst verschieden, und ich kenne verschiedene Einwohner, die — nicht in Gesellschaften — sondern in Wirthshäusern und entlegenen Zimmern, Summen an Fremde verloren haben, die ihrem Vermögen einen empfindlichen Stoß gaben. —

Eben so habe ich sonst öfters gehört, daß die Lausanner Frauenzimmer, die, im Ganzen genommen, höchst liebenswürdig sind, junge, reiche Fremde an sich zu ziehen wüßten und sich dadurch Männer versicherten, welche zu erwarten ihnen ihr Vermögen kein Recht gab. — Die Erfahrung wird die Wahrheit oder Unwahrheit von dieser Sage am besten ausweisen. Ich kenne ungefähr ganz Lausanne, und ich weiß in zwanzig Jahren

von nicht mehr als sechs bis sieben Frauenzimmern, die sich an reiche Ausländer verheurathet, und einige von diesen Heurathen sind so beschaffen, daß die Damen vielleicht eben so gute unter ihren Landsleuten hätten treffen können.

Um wieder auf die Sprache zu kommen, so habe ich Ihnen schon vor Jahren geschrieben, daß sie unter dem größten Theile der Einwohner höchst fehlerhaft ist, so rein und vortreflich auch ein Theil derselben spricht. Ich habe oft nicht nur eine Menge Provinzialwörter, die zwar sehr energisch, aber ganz und gar nicht französisch sind, sondern auch unzählige Sprachfehler und selbst Germanismen gehört, von denen ich in der That kaum weiß, wie sie hieher kommen, da man mit der deutschen Sprache hier so wenig zu thun hat, als in irgend einem Winkel von Europa. Ich habe häufig von Leuten, die auf Ton und Eleganz Anspruch machen, folgende Ausdrücke gehört: Monter en haut; descendre en bas; prenés garde de ne pas tomber; o ma mere! ce jeune homme *veut venir* grand; les raisins ne *veulent* pas *venir* mûrs cette année &c. Das Verbum vouloir wird höchst gewöhnlich und in unzähligen Fällen für das Futurum gebraucht, so wie das Wort venir, wenn man devenir, oder einen ganz andern Ausdruck brauchen soll. — Auch die Aussprache derer, die so reden, ist nichts weniger als rein; ich

will, um Sie nicht zu ermüden, nur das e féminin anführen, als in année, allée, aimée, wo man durchgehends ehje sagt.

Daß die Sitten, im Ganzen, so rein seyen, und daß es in und um Lausanne nicht eine Menge öffentlicher Schönen gebe, ist eine Versicherung, die der Herr eines Pensionshauses einem neu angekommenen Fremden oder einem Vater geben mag; allein dies sind nicht die Herren, an die man sich wenden muß, um sich über den Ton, die Lebensart und die Sitten einer Stadt zu unterrichten. Zwar sind die Ehen zu Lausanne eben so heilig, als in vielen andern Städten, in denen ich gelebt habe, und die unverheuratheten Mädchen sind im Ganzen von einer sehr guten Aufführung: und wenn man darunter so viel versteht, als daß Lausanne nicht schlimmer ist, als andere Städte, wo Fremde und Reiche wohnen, so bin ich vollkommen damit zufrieden.

Herr Meiners war besonders unglücklich, daß er die Gassen zu Lausanne, wie er sagt, so säuisch, und im Pays de Vaud überhaupt französische Unreinlichkeit fand. Freylich sind die Gassen und Häuser nicht so rein, als zu Basel, Arau, Bern und Niedau, auch ist der Einwohner in seiner Person nicht so sorgfältig, als der Engländer, allein ich habe doch ihn und seine Städte immer unter die reinlichern gezählt, weil ich beide viel

reinlicher gefunden, als was ich in einem Theile von Deutschland, in Frankreich und in einem kleinen Theile von Italien gesehen habe. —

Durch eine gewisse Stelle giebt mir Herr Meiners Anlaß, Ihnen über den gegenwärtigen litterarischen Zustand von Lausanne einen Nachtrag zu schicken, und zu untersuchen, wie weit Lausanne ein Ort ist, der vorzüglich für die Erziehung junger Leute geschickt sey. — Die Stelle ist folgende: Th. II. Seite 159. „In der deutschen Schweiz ist keine angesehene Familie, die nicht ihre Kinder, sowohl Söhne als Töchter, auf einige Jahre ins Pays de Vaud schickte, und dazu erwählt man am liebsten Lausanne u. s. w.“ Nichts kann unrichtiger seyn, als dieses, denn Lausanne wird von den deutschen Schweizern insgemein eben so sehr vermieden, als es von Fremden gesucht wird. Das ist eine Anmerkung, die zu Lausanne öfters gemacht wird, und die ich während meines dortigen Aufenthaltes bestätigt gefunden habe, indem ich nicht glaube, daß über zehn deutsche Schweizer, beide Geschlechter zusammen genommen, auf einmal dort waren. Vivis und andere kleine Orte haben weit mehrere. Die Ursachen hievon sind mancherley. Vielen Vätern ist der hiesige Aufenthalt zu theuer, und doch mögen sie ihre Söhne oder ihre Töchter nicht gern in die niedrigsten Pensionen schicken. Für

die Töchter fürchten viele den Lausanner Ton, weil man sagt, daß die hier erzogenen Mädchen mehrentheils einen Ton zurück bringen, der höher gestimmt ist, als der in ihrer deutschen Vaterstadt. Sie haben ein ich weiß nicht was Damenmäßiges, das man in vielen deutschen Schweizerstädten nicht vertragen kann, und sie selbst befinden sich dabey, wenn sie wieder nach Hause kommen, oft nichts weniger als glücklich. Manche haben etwas Verächtliches, oder Spöttisches oder Bitteres gegen ihre deutschen Schwestern, und die jungen Männer bilden sich ein, sie seyen zu vornehm, um gute Hausmütter abzugeben. Dem sey wie ihm wolle; außer einigen wenigen Bernerinnen kann ich mich kaum besinnen, deutsche Schweizerinnen gesehen zu haben. — Was die Jünglinge betrifft, so schickt der handelnde Schweizer sie gewöhnlich nach Deutschland oder in irgend einen französischen Handelsplatz; diejenigen, die für den Kriegsstand bestimmt sind, gehen nach Colmar ꝛc. oder gerade zum Regimente; und für die, welche eine gelehrte Laufbahn machen sollen, findet man Lausanne unzulänglich. — Und das mit Recht! In Lausanne finden sich weder hinlängliche Lehrer zum Lehren, noch Jünglinge zum Lernen. Von der großen Menge junger Leute, die hier sind, thun die allermehresten gar nichts. Das äußerst gesellige Leben, die

Leichtigkeit, mit der sie regelmäßig alle Abende zu einem Thee- und Spieltisch kommen können; die häufigen öffentlichen sowohl als Privat-Bälle; die Redoute, und die sogenannten Cercles geben unaufhörlich Zerstreuung und bemächtigen sich ihrer Zeit. „Aber da bleibt doch noch der Vormittag?“ Nun, an diesem besuchen freylich die mehresten die Reitschule, den Tanzmeister, den Fechtmeister, und einen Lehrer der französischen Sprache, wenn sie nicht etwa durch ein lange dauerndes Frühstück, oder durch einen Ritt, oder irgend eine Partie aufs Land davon abgehalten werden.

Dies ist hier die allgemeine, vorzüglich von Engländern eingeführte Lebensart, und diejenigen, die viel mehr thun, als diese, sind Ausnahmen. Die Hofmeister, die mit den Engländern kommen, gehen mehrentheils ihren eigenen Weg, während daß die jungen Leute mit einer Gesellschaft von ihrem Alter leben. — Bisweilen lassen sich Einige ein paar Vorlesungen von einem Professor der hiesigen Akademie halten; aber diese Vorlesungen sind wenig besucht. Diese Akademie hat etwa sechzig Studenten, die aus Landeskindern bestehen und mehrentheils Geistliche sind. Der Professoren sind wenige, und was auch ihre Verdienste seyn mögen, über die ich hier schlechterdings nichts sagen will, weil ich sie schlechterdings nicht kenne, so ist kein einziger darunter,

der sich durch irgend etwas einen Namen erworben hätte. Herr Tissot, wie Sie wissen, gehöret nicht hieher. — Von Seiten des wissenschaftlichen Unterrichtes also ist Lausanne ganz und gar nicht für eine Erziehungsstadt kalkulirt, und außer Herrn Bridel, der ein sehr guter Lehrer des Französischen ist, und den Sie durch seine Gedichte kennen, weiß ich keinen einzigen Lehrer, der vorzüglich besucht würde. Uebrigens scheinen die Fremden wenig darnach zu fragen, und es kommt also nur darauf an, daß die Meister vortreflich sind. Diese werden nun sehr gebraucht und man hat ihrer mehrere für jedes Fach, als Tanz, Musik, Gesang, Fechten ꝛc. Es sollte mir leid thun, von irgend einem Manne, der in seinem Fache Verdienst hat, etwas Unverbindliches zu sagen, und ich glaube wirklich, daß die mehresten gut sind. Dies ist aber auch alles, was ich sagen kann, und solcher, die vorzüglich in ihrem Fache glänzen, wie Herr von Mezerie als Stallmeister war, und wie man mehrere in einem Orte erwarten sollte, der von jungen Leuten so sehr besucht wird, gab es zu meiner Zeit nicht.

Indessen gewährt doch Lausanne noch immer Vortheile als ein Erziehungsort, wenn der junge Mensch mit einem Hofmeister kommt, der entweder guten Willen oder Macht genug hat, ihn zur Arbeit anzuhalten, allemal vorausgesezt, daß es

ein junger Mensch vom Stande, oder Vermögen, und der folglich nicht für einen Gelehrten von Profession bestimmt ist. Ein solcher kann hier frühzeitig die Sitten der feinern Welt lernen und die besten Gesellschaften besuchen, ohne alle den Gefahren größerer Städte ausgesezt zu seyn, in denen man solche Gesellschaft sonst nur findet. Er sieht nicht die Größe eines Hofes, kann die Sprache bis auf einen Grad von Vollkommenheit erlernen, und ist nicht zu dem Aufwande genöthigt, den sein Stand an einem andern Orte vielleicht erfodern würde.

Ich sagte: Lausanne sey kein Ort für den Gelehrten von Profession, das heißt, was eigentliche Gelehrsamkeit betrifft. Es sollte mir leid thun, hier, aus Mangel an besserm Wissen, irgend jemanden, der etwan eigentliche Gelehrsamkeit besitzt, zu nahe zu treten; ich rede blos im Allgemeinen, und da muß ich sagen, daß ich nie in einem Orte gewesen bin, wo man weniger davon zeigte. Der bloße Name möchte in mancher Gesellschaft genug seyn, einen ehrlichen Mann lächerlich zu machen, und selbst in Gesellschaften, die blos aus Mannspersonen bestehen, scheint sich niemand sehr darum zu bekümmern. Ich war in der dortigen litterarischen Gesellschaft; allein die Gegenstände, womit wir uns beschäftigten, waren blos litterarisch oder spekulatif. Nur ein paar

mal erinnere ich mich, daß ein paar Engländer sich in das Feld der eigentlichen Gelehrsamkeit wagten, worunter Dr. Gillies sein Lieblingsfach wählte, die griechische Geschichte, über die er uns ein Werk herausgegeben hat, von dem ich sehr viel erwarte.

Die Spielsucht, die Herr Meiners in seinem Artikel über Lausanne anführt, und die nicht nur hier, sondern im ganzen Pays de Vaud gleich stark herrscht, läßt sich leicht erklären. Das Kartenspiel muß nothwendig in einem Lande Statt finden, dessen Einwohner nicht den geringsten Antheil an der Regierung haben, ja kaum in allgemeinen Gesellschaften von der Regierung zu reden, oder über sie zu urtheilen wagen; in einem Lande und in Zeiten, wo die Begebenheiten und Vorfallenheiten unmöglich reichhaltig seyn können; wo es gleichwohl so viele Leute giebt, die keine Art von bestimmter Arbeit haben und die im höchsten Grade gesellig sind. Schon die Natur vermischter und zahlreicher Gesellschaften bringt es mit sich, daß sie in den Gegenständen ihrer Gespräche eingeschränkt seyn muß, denn tausend Dinge, die in einem Zirkel von Freunden, oder in einer kleinen, ausgesuchten Gesellschaft gesagt und verhandelt werden können, sind von einer größern und vermischten völlig ausgeschlossen. Setzen Sie noch zu diesem, daß in einer solchen Gesellschaft, was auch der

Stand der Anwesenden seyn mag, ein grosser Theil Pöbel, das heisst, Leute ohne Kenntnisse, Fähigkeiten und Ressourcen seyn muss, und Sie werden mit mir über die Ursachen einig seyn, warum nicht nur hier, sondern in allen grossen und vermischten Gesellschaften von Europa gespielt wird und gespielt werden muss. Wer aber öfters spielt, nimmt die Gewohnheit an, und so sehen wir häufig Männer am Spieltische, deren Kenntnisse, Ton, Witz und Lebhaftigkeit sie zu den bessern Beschäftigungen des geselligen Lebens würdig machen.

Indessen giebt es doch zu Lausanne Gesellschaften, aus denen das Spiel verbannt ist, und deren Lebhaftigkeit, feine Kenntnisse, Litteratur, Witz und Unterhaltungs-Fähigkeiten sie zu wahrhaft Attischen machen. Ich nannte Ihnen sonst einmal die Frau von Ch.., in deren Hause man vorzüglich solche Gesellschaft findet: eine Dame, die unerschöpflich in ihren geselligen Ressourcen ist, und die ihr Haus selbst denen, die keine andere Ressource haben, als das Spiel, angenehm zu machen weiß. Und solcher Frauenzimmer, die in irgend einer witzigen und aufgeklärten Gesellschaft von Europa keine gleichgültige Rolle spielen würden, giebt es zu Lausanne mehrere. Daß solche Damen auch Männer bilden müßten, wenn sie sie nicht schon fänden, läßt sich natürlich erwarten. Schade, daß der Witz der le[illegible]ern bisweilen Dinge

angreift; die, was auch ein Mann selbst darüber denken mag, heilig gehalten werden sollten. Freydenkerey ist im Pays de Vaud schlechterdings nichts seltenes, und ich staunte nicht wenig, da ich in Meiners von dem Einflusse las, den die Geistlichen zu Lausanne auf die Gesellschaft haben sollen. Nirgends können sie weniger Einfluß auf das Ganze haben, als hier, wo man sie in gewissen Gesellschaften gar nicht findet, und wo sie in denen, welche sie besuchen, nie anders existiren und wirken, als in so fern sie angenehme, heitere und unterhaltende Gesellschafter sind. Eben so wenig ist an eine Sittenzucht zu denken, die sie mit Strenge ausüben sollen.

Ich hätte noch manches über Herrn Meiners Nachrichten zu erinnern, die den ganzen Strich Landes am Ufer des Genfersees betreffen; allein da ich nicht an allen Orten so lange und so anhaltend gewesen bin, als zu Vivis, Lausanne und Genf, will ich alles übrige übergehen, und nur noch über Genf einige Bemerkungen machen. Auch hier würde der Verfasser ganz anders vom Lande und den Gegenden um Genf geurtheilt haben, wenn seine Zeit ihm erlaubt hätte, es zu besehen, und nicht mit einigen wenigen Standpunkten sich zu befriedigen, die man dem Fremden gewöhnlich nennt, und die insgemein nicht sowohl durch ihre vorzügliche Schönheit sich empfehlen, als durch

ihre Nähe, und die Geschwindigkeit und Leichtigkeit, mit der man zu ihnen kommen kann. Daß Herr Meiners wirklich in diesem Falle war, ist aus einer Stelle klar, die sich im zweiten Theile S. 205. befindet. „— Der Saleve bedeckt den „größten Theil des Mont blanc und der übrigen „savoyschen Schneeberge, von welchen man die „Spitzen nur wahrnimmt. Die leztern scheinen „daher nicht viel größer, als der unfruchtbare „Berg, der vor ihnen steht, und sie machen also „lange nicht den Eindruck, den man von den nächsten Schneebergen auf den Bernischen Promenaden empfängt." — Wie wenig muß der von den Gegenden von Genf gesehen haben, der so etwas schreiben konnte! Freylich giebt es Plätze bey Genf, wo man sich stellen kann, daß der nahe Saleve den fernen Mont blanc fast ganz verdeckt; allein an hundert andern sieht man die ganze, freye, mit ewigem Schnee verpanzerte Brust dieses Gebirges, das für mich die größte und erhabenste Erscheinung in der Natur ist. Ohne weit zu gehen, darf man nur irgend eine Anhöhe über Secheron, dicht an der Stadt erreichen, wo man überall den ganzen Mont blanc in seiner ganzen Größe, zwischen dem Saleve, dem Mole und dem Voiron sieht, weil man eine ungeheure Oeffnung vor sich hat, in der sich kein beträchtlicher Berg erhebt. — An den Ufern der Arve hat mancher Reisende Ge-

genden entdeckt, deren romantisch Nahes sowohl als die herrliche weite Aussicht ihn in Entzücken sezten. — Wenn man von dem Hügel Cologny weiter nach Savoyen zugeht, kommt man in eine von Anhöhen durchschnittene Ebene, die sich gegen den Mont blanc hinaufstreckt, viele Quadratmeilen enthält, mit einer Menge Landhäuser angefüllt ist, und die Bewunderung aller derer erregt hat, mit denen ich je darüber gesprochen habe. — Auch das Dorf Fernay, das wenigstens im Jahre 1781 noch nicht verfallen war, sondern ein reizendes Bild — nicht einer im Treibhause erzeugten Frucht — sondern des Wohlstandes und weiser Einrichtungen darstellte, hat Gegenden und Aussichten, sowohl als Seligny und Genthod, wo Herr Bonnet wohnt, die durchgängig bewundert worden, und über die ich mit denen, die sie gesehen, immer nur Eine Stimme gehabt habe.

Was die Genfer Staats-Angelegenheiten betrifft, so ist dies ein Artikel, über den zwey Personen ganz entgegengesezte Meynungen haben können, und zwar so, daß ein jeder an der Richtigkeit der seinigen keinen Augenblick zweifelt. Unsere Urtheile erhalten, ohne daß wir es uns träumen lassen, ihre Richtung von denjenigen, mit denen wir umgehen, und so ist es möglich, daß meine Bekannten auf mein Urtheil Einfluß gehabt haben, so wie Herr Meiners seine Richtung von den Re-

präsentanten bekam. Ich bin während der Genfer Unruhen zu vier verschiedenen Zeiten in dieser Stadt gewesen, und habe mich oft am nämlichen Tage mit Personen beider Parteyen über ihre Händel unterhalten. Doch gestehe ich, daß ich mehr Negatifs als Repräsentanten gesehen habe. Ich schrieb Ihnen einmal, lieber Freund, wie mir die Sache nach langem Forschen und langem Untersuchen vorkam. Herr Meiners hingegen scheint noch jezt zu glauben, daß die Repräsentanten wirklich die Sache der unterdrückten Freyheit verfochten, und daß unter ihnen der würdigere Theil der Bürger zu finden sey. Ich habe nichts hierzu zu sagen, da ich seitdem in einem Lande gewohnt habe, wo alles sich in Politik mischt, wo fast jedermann eine Partey ergreift, und wo ich Tausende kenne, die gegenseitig für die gute Sache ihrer Partey streiten. — Ich will also nur einige besondere Stellen aus Meiners Werke berühren. Vom Herrn von Seaussure sagt der Verfasser Th. II. S. 200. „Ueberhaupt wundert man sich darüber, daß ein Schüler von Bonnet, der vormals repräsentantische Gesinnungen hegte, sich nicht nur plözlich zur Gegenpartey geschlagen ꝛc." Ich gestehe, daß mir diese Stelle nicht genugsam deutlich ist; soviel ich aber daraus nehmen kann, scheint mir der Verfasser zu glauben, daß Herr Bonnet repräsentantisch gesinnt ist, oder war. Kaum aber kann ich glauben, daß dieß

gemeynt seyn, denn es kann doch dem Herrn Meiners unmöglich unbekannt seyn, daß Karl Bonnet, der Philosoph, der Naturforscher, der Edle, der Gute, ein Negatif ist und von jeher war. Die Unruhen, welche die Volksparten, diese sogenannten Verfechter der unterdrückten Freyheit zu allen Zeiten erregten, bewogen diesen friedlich gesinnten und Gerechtigkeit liebenden Mann, schon vor vielen Jahren, seine Stelle im großen Rathe zu verlassen und sich auf sein Landgut zu Genthod, eine starke Stunde von der Stadt, zurück zu ziehen, wo er im Stillen Gutes that, in einer philosophischen Ruhe seine Lieblingsstudien verfolgte, und in einem Zirkel von Freunden und Bekannten eines Lebens genoß, das durch sein schwaches Gesicht und schlechtes Gehör mancher Freuden beraubt ist. Während der ganzen Zeit der lezten Unruhen hat er keinen thätigen Antheil an öffentlichen Geschäften genommen, ob er sie schon, als die Angelegenheiten seines Vaterlandes, nie aus den Augen verlor, sondern ihnen durchaus in der Stille, aber sorgfältig und emsig folgte. Ich habe verschiedenemale mit ihm über die Genfer Kriege gesprochen, und durch ihn, durch die Richtigkeit seiner Gedanken, die Schärfe seiner Gründe und die Klarheit seines Ausdruckes habe ich mehr Einsicht in diese verwickelten Händel erhalten, als zehn andere Männer, oder eine Menge Brochüren, die ich bey meinem ersten

Aufenthalte zu Genf bey Dutzenden las, mir geben konnten. Was aber am meisten seine Gesinnungen über die öffentlichen Geschäfte zeigt, ist, daß er seine Stelle im großen Rathe wieder annahm, sobald die Ruhe im Jahre 1782 wieder hergestellt war. In einem Briefe, den er mir kurz nachher schrieb, sagt er: „Ich bin zu den öffentlichen Geschäften zurück„gekehrt, habe den großen Rath wieder besucht, „und denke an den Geschäften Antheil zu nehmen, „so lange meine Gesundheit und meine Kräfte es er„lauben.“ —

S. 190. „Fast ein paar Dutzend der angese„hensten Männer hat man verwiesen.“ — Sind hier die angesehensten Männer von Genf, oder die angesehensten Repräsentanten gemeynt? — Wenn das erstere der Fall ist, so ist die Stadt Genf in der That zu bedauern. Allein der Verfasser konnte dieses unmöglich meynen, weil es ihm schwer fallen sollte, unter den vertriebenen Repräsentanten — ich will nicht sagen ein paar Dutzend, sondern ein halbes Dutzend der angesehensten Männer von Genf zu finden.

Ein so unschuldiger Zeitvertreib, als ein Schauspielhaus, fehlte der Stadt Genf schon längst, und war der Wunsch manches wackern und redlichen Mannes, der seine Vaterstadt kannte, und ihr Wohl wünschte, ohne sich träumen zu lassen, daß er je dadurch den Titel eines Schülers des

Machiavell oder den Vorwurf verdienen würde, daß er die Sitten der Bürger verderben und ihre Tugenden schwächen wolle, um eine gute Regierungsform zu befestigen! — Freylich ist das eine Sprache, die ich bisweilen von den Repräsentanten gehört habe; aber ich antwortete ihnen, daß es ihnen samt und sonders an unschuldigem Zeitvertreibe und Belustigung fehle, und daß sie, wenn sie diese hätten, nicht alle ihre Abende in ihren Zirkeln zubringen, ihre Köpfe mit Politik erhitzen und Chimären von Sklaverey und Unterdrückung sehen würden, an welche der bessere Theil der Einwohner nie dachte. Ein Schauspielhaus würde für Genf auch noch andere Vortheile haben. Zeither spielte man in einem französischen Dorfe, und viele tugendhafte Söhne der Freyheit besuchten es zum großen Nachtheil ihrer Geschäfte; denn anstatt daß sie in der Stadt erst des Abends dahin gehen werden, mußten sie zeither kurz nach der Mahlzeit gehen, um vor Thorschluß wieder zurück zu seyn. Sie verloren also nicht nur den größten Theil des Nachmittags und die Zeit, welche der Weg erfoderte, sondern sie mußten auch noch, bey einfallendem Regen, für Kutschen bezahlen, oder andern Ungemächlichkeiten oder Unordnungen ausgesezt seyn. — Schon vor vielen Jahren erbaute man ein Schauspielhaus in der Stadt, allein die Wuth des Pöbels riß es nieder, und auch jezt kann ich mir

vorstellen, daß sie dagegen schreyen würden, weil es eine alte Meynung ist.

Und hier endlich will ich die Bemerkungen über die französische Schweiz enden, zu denen mir Hrn. Meiners Werk Anlaß gegeben hat. Betrachten Sie sie nicht sowohl als Widerspruch oder Widerlegung, sondern vielmehr als einen Nachtrag zu meinen eigenen Briefen, die über dieses Land äußerst unvollständig sind! Ich überlasse Ihnen ganz, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen, sie drucken zu lassen, oder sie zu unterdrücken. Sollten sie, im erstern Falle, jemals dem Herrn Professor Meiners zu Gesichte kommen, so bin ich gewiß, daß er durch meine Freymüthigkeit sich nicht beleidigt finden wird. Meine Briefe über die Schweiz, in denen das zu Jugendliche und Unreife den vielleicht bessern Theil überwiegt, werden bald in Vergessenheit sinken, vielleicht noch eher, ehe der erste Druck sich vergriffen hat. Die seinigen hingegen werden, so wie sie es verdienen, wiederholte Auflagen erleben, und alsdann kann es ihm nicht gleichgültig seyn, auf Dinge aufmerksam gemacht zu werden, die seine nähere Untersuchung fodern, um entweder meinen Irrthum auszufinden, oder durch Abänderung seinem Werke größere Vollkommenheit zu geben. Auch dies bitte ich ihn zu bemerken, daß meine Anmerkungen blos einen Artikel seiner Schweizer-

briefe betreffen, der vom ganzen Werke kaum den sechsten Theil ausmacht; und daß ich die übrigen fünf Theile eben so sehr bewundere, als ich gegen den sechsten Einwendungen gemacht habe. Nehmen Sie, lieber S. diesen sechsten Theil heraus, und ich halte dieses Werk für die beste, genaueste und vollständigste Beschreibung von irgend einem Lande, die ich je gelesen habe.

Von Herrn Hirschfelds Briefen habe ich, wie Sie wissen, nur erst ein einziges Heft erhalten, das ich mit vielem Vergnügen gelesen habe. Der Verfasser ist allgemeiner, als Herr Meiners, das heißt weniger individuel, und folglich weniger treffend. Zwar enthalten die Artikel von Basel und Solothurn viel Detail, aber sie sind doch mehr im Style eines allgemeinen Gemäldes, als das Meinerische Werk. Beide Verfasser haben einen verschiednen Gang, beide werden sich erhalten und neben einander bestehen, und beide habe ich mit Vergnügen gelesen. Das allgemeine Gemälde, das Herr Hirschfeld von der Schweiz im Ganzen giebt, halte ich für sehr wahr und in so fern treffend, in wie fern man sieht, daß er nach individueller Natur gemalt hat.

Fast schäme ich mich, Ihnen zu sagen, daß auch in diesem Werke einige Unrichtigkeiten mir aufgefallen sind. Ich sage, ich schäme mich, weil ich Ihnen nie über ein Werk, die Schweiz betref-

fend, geschrieben habe, ohne diese Anmerkung zu machen. Ich rede hier nicht von einer verschiedenen Art zu sehen und zu fühlen, sondern von wirklichen Unrichtigkeiten. Allein diese haben ihren Grund in der menschlichen Natur, und sind besonders in Werken dieser Art unvermeidlich. Der Reisende ist ihnen mehr unterworfen, als der, welcher im Lande lebt, obschon auch der letztere nie ganz davon frey ist. Und während daß ich oft die Unrichtigkeiten anderer Ihnen angezeigt habe, findet sich vielleicht jemand, der die meinigen bemerkt, deren sich gewiß eine große Menge in einer Reihe von Briefen finden muß, mit denen Sie nun drey Bände gefüllt haben. —

Ich bin sehr begierig auf die Fortsetzung des Hirschfeldischen Werkes, in welchem ich vorzüglich eine lebhafte Darstellung der Gegenstände, und eine gewisse Neuheit und Frische, die ihnen der Verfasser zu geben weiß, finde und schätze. Sein erster Theil enthält größtentheils Dinge, über die ich entweder sehr oft gelesen, oder die ich oft gesehn, und über die ich oft Bemerkungen gemacht habe: und doch wurde ich so angezogen, mein Interesse so erregt, daß ich etwas Neues zu lesen glaubte und mit Begierde fortfuhr, mit einem Führer zu reisen, der so gut zu wählen, so angenehm Aufmerksamkeit zu erregen, und die Sachen so anschaulich vorzulegen versteht.

Bericht

des Herausgebers über folgende den Grafen Cagliostro betreffende Briefe.

Ich hatte folgende Briefe aus ihrer Stelle genommen und schon ganz zurückgelegt, da sie einen Mann betrafen, der die Schweiz nichts anging und der überdieß nicht mehr in dem Grade, wie vorher, die Neugierde des Publikums zu reizen schien, da es durch die Menge von vorgeblichen oder wahren, geglaubten oder bezweifelten, vertheidigten oder widerlegten Wunderdingen schon hinlänglich befriedigt worden, und endlich der einander widersprechenden Nachrichten satt war. Allein die leztern Begebenheiten dieses Mannes, und das Aufsehen, das er aufs neue genacht hat, haben meine Meynung geändert, besonders da ich sehe und lese, daß so manche gedruckte Nachrichten über diesen Mann als Thatsachen, auf die es doch eigentlich bey einem Urtheile über ihn ankommt, ausgegeben oder geglaubt werden, die von den Nachrichten meines Freundes sehr verschieden sind. — Cagliostro ist in der That eine zu merkwürdige Erscheinung, als daß man nicht begierig eine Nachricht von jemanden anhören sollte, der ihn gekannt,

häufig gesehen und eine Zeitlang in dem nämlichen Hause mit ihm gewohnt hat, und der mithin im Stande war, uns einige Thatsachen von ihm zu geben.

Dieserhalb entschloß ich mich, nicht nur die ganze Reihe dieser Briefe dem Publikum mitzutheilen, sondern auch das, was mir der Verfasser vor kurzem über die Sache schrieb, diesen Briefen anzuhängen.

Ich enthalte mich übrigens alles Urtheils über das, was von Cagliostros erster Erscheinung an bis zu dem gegenwärtigen Augenblicke entweder für oder wider ihn, mit mehr oder weniger oder gar keinen Gründen und Beweisen gesagt, geschrieben und behauptet worden ist, und so sage ich auch weiter nichts zu dem Inhalte folgender Briefe, als daß man sie für das ansehe, wofür sie der Verfasser selbst angesehen wissen will, nämlich als Briefe, die nicht seine Urtheile, sondern Thatsachen enthalten, wovon er ein Augenzeuge war.

Basel den 18. December 1781.

Sie müssen wohl auch in Deutschland von einem Grafen von Cagliostro gehört haben, der seit einiger Zeit zu Strasburg ein sonderbares Aufsehn macht. Sein Name ist in allen Zeitungen, aber die Geschichten und Anekdoten, die man von ihm erzählt, sind eben so widersprechend, als abentheuerlich und ausgelassen. Ich wünschte sehr nach einer genauern Nachricht von ihm, als ich erfuhr, daß unser *** nicht nur ihn kenne, sondern auch sehr oft sich in Gesellschaft mit ihm finde. An diesen schrieb ich, und hier haben Sie aus seinem Briefe das, was den Grafen angeht. —

— — „Dieser Mann ist, wie Melchisedek, für „alle übrige Menschen, ohne Vater, ohne Mutter, „ohne Geschlecht. Genug, er fand sich hier (zu „Strasburg) ein, blieb einige Zeit unbekannt, that „darauf verschiedene Kuren, und jezt hilft er allen „Kranken, nimmt keinen Heller Geld von Niemanden, keine Geschenke von Niemanden; giebt Armen viel, hält ein gutes, anständiges Haus, bezahlt ohne Aufschub, und verrichtet Kuren, die „außerordentlich sind. Er spricht beynahe alle „Sprachen, und hat die ganze Welt durchreist. „Arme, Bettler und die Ersten der Stadt suchen „Hülfe bey ihm, und er nimmt sie ohne Unterschied „an. Da er keinen Wechsler hat, und viele Louis-

„d'or durch seine Hände gehen, so ist er auf der ei-
„nen Seite der Neugierde und der Verläumdung
„und auf der andern der Zunft von Aerzten ausge-
„sezt. Da fehlts nicht an Cabalen, Geschicht-
„gen und Mährchen. Indessen lebt er schon seit
„vielen Monaten, von hundert Elenden, die er ge-
„rettet hat, gesegnet.

„Ohne sein Zuthun hat er den Kardinal (Prin-
„zen von Rohan, Bischof von Strasburg) ganz
„bezaubert. Er ist mit ihm in Paris gewesen, und
„hat dort den Zulauf von Tausenden gehabt. Aus
„Briefen von sichern Männern hab' ich gelesen,
„daß er einige 100,000 Livres hätte gewinnen kön-
„nen, wenn er es wie Tr. und T. hätte machen wol-
„len. Viele Vornehme von Paris sind ihm hieher
„nach Strasburg gefolgt. Seitdem lebt er auf
„dem Schlosse des Kardinals zu Zabern (Saverne)
„und kommt dreymal wöchentlich in die Stadt.
„Man sagt, daß der Kardinal täglich mit ihm ar-
„beite und sich im Chymischen übe. Dies ist alles
„buchstäblich wahr und richtig."

Alles dies, mein lieber S**, ist sonderbar ge-
nug! Ich enthalte mich aller Anmerkungen über
diesen Brief; denn auf der einen Seite bin ich äus-
serst geneigt, das Ganze zu verlachen und alle der-
gleichen Wundermänner in das Reich der Schimä-
ren und — um nichts Schlimmeres zu sagen — in
die Chronik menschlicher Thorheiten und menschli-

cher Schwachheiten zu setzen; auf der andern Seite hingegen kennen Sie und ich unsern *** zu sehr als einen weisen, scharfsichtigen und denkenden Zweifler, der mit der richtigsten Vernunft eine höchst genaue Menschenkenntniß, die Erfahrung so vieler in der Welt verlebten Jahre und Haß und Unglauben gegen alles Wunderbare vereiniget — als daß so eine Nachricht von ihm uns nicht aufmerksam machen sollte. Lassen Sie uns also unser Urtheil zurückhalten, bis die Zeit uns mehr Data giebt.

Basel den 20. Febr. 1783.

Schon vor fünf Monaten schrieb ich Ihnen, daß der Graf von Cagliostro zu Basel gewesen und von Tausenden berathen worden sey. Ich war damals in der Eile, und seitdem bin ich in meinen Briefen an Sie nicht wieder auf ihn gekommen. — Ich habe seitdem noch eine Menge Thatsachen von ihm gesammelt, die zum Theil sehr nach Wunder schmecken, und gegen die sich doch schlechterdings nichts einwenden läßt, wenn wir nicht alle historische Zeugnisse verwerfen und alles, worauf der größte Theil der alten und neuen Geschichte gegründet ist, umwerfen wollen. Und in der That habe ich in gewissen Dingen mehr Bestätigung, als der größere Theil der allgemeinen Geschichte je haben kann.

Schon im Sommer des vergangenen Jahres, kurz nach meiner Rückkunft aus der französischen Schweiz, habe ich selbst mit verschiedenen Personen gesprochen, die nach Strasburg reisten, ihn beriethen und Hülfe fanden. Andere verlachten ihre Leichtgläubigkeit, gingen bald hernach selbst, und legen nun von seinen großen Fähigkeiten eben so warme Zeugnisse ab, als sie vorher warm in ihren Zweifeln waren. — Merken Sie wohl, lieber Freund, daß ich nicht mehr von Hörensagen rede, sondern daß ich diese verschiedenen Personen selbst zu wiederholten malen gesprochen und mannichfaltig ausgefragt habe. Am meisten Aufmerksamkeit aber haben in dieser Stadt einige Personen erregt, deren Krankheiten von der schrecklichsten Art waren, die sich von allen Aerzten aufgegeben sahen, und die nun erklären, daß sie auf einen hohen Grad wieder hergestellt sind.

Vor etwa fünf Monaten kam er hieher und hielt sich einige Zeit in dem Hause eines angesehenen Kaufmanns, eines Herrn Sarassin, auf. Ich ging nun selbst zu ihm, und habe ihn da oft in einem großen Saale von vielen Hunderten umringt gesehen, unter denen sich die niedrigsten Menschen der Stadt und der Gegend umher, unter vielen der Ersten und Angesehensten befanden. Unter andern wurde er da von einem hiesigen angesehenen Arzte

besucht, der mit verschiedenen seiner Kranken*) zu ihm kam, und ihn berathete. — Der Graf ging von einem zum andern umher, nahm die Leute, wie sie standen, nach der Reihe, ohne auf Stand oder auf ein besseres Kleid zu achten. Der einzige Unterschied, den ich ihn habe machen sehen, war für diejenigen, die ihm etwa von Herrn Saraßin, seinem Wirthe, oder von sonst jemandem, der genau mit ihm bekannt war, besonders empfohlen wurden.

Was auch der Mann seyn mag, so kann ich mich nicht enthalten, seiner Menschlichkeit meine ganze Achtung und Bewunderung zu schenken. Was kann einen Mann von einem ansehnlichen und unabhängigen Vermögen bewegen, täglich so viele Stunden seines Lebens aufzugeben, in der Hitze eines geschlossenen Aufenthaltes sich unter so vielen Menschen herum zu drängen, die oft nicht alle Platz hatten und den Vorsaal füllten; was kann ihn bewegen, sich dem ekelhaftesten scheußlichsten Anblicke von Krankheiten und Gebrechen auszusetzen, deren Namen und Beschreibung mit Abscheu füllt? Was kann ihn bewegen, dem grös-

*) Der Verfasser, der mir eine umständliche Nachricht geben wollte, schrieb mir verschiedene Namen, die ich unterdrücke, um nicht, vielleicht höchst unschuldiger Weise, irgend Jemanden Anstoß zu geben. Der Herausg.

fern Theile dieser Leidenden Arzneyen auf eigene Kosten zu geben, und unter viele noch überdies reichlich auszutheilen? — Alles dies habe ich — nicht sagen gehört — sondern gesehen, zu wiederholtenmalen gesehen! und dies ist der Punkt, bey dem ich vorzüglich stehen bleibe, ohne mich auf irgend etwas anders einzulassen. — Ich gestehe, daß, wenn dies nicht Menschlichkeit ist, ich nicht mehr weiß, was ich von der menschlichen Natur sagen soll.

Basel den 8. März 1783.

Das Vertrauen zum Grafen von Cagliostro wird so allgemein, daß, seitdem er wieder hier ist, täglich über zweyhundert Personen bey ihm gewesen sind, Leute von allen Ständen, und von denen ich mit funfzig oder mehrern bekannt bin. Er weist Niemanden zurück, hört alle mit vieler Geduld an, und fodert die Armen gewöhnlich zuerst auf, weil sie, wie er sagt, ihre Zeit nöthiger haben, als die Wohlgekleideten. Man raubt ihm auf diese Art täglich fünf bis sechs Stunden seiner Zeit; ich habe oft neben ihm gestanden, und kann nicht sagen, daß er Unmuth oder Unwillen habe blicken lassen. Und gleichwohl kam er hieher, eine Lustreise zu machen, und eine Basler Familie zu besuchen, die ihm vorzügliche Verbindlichkeiten zu dan-

ken hat, und in deren Hause er seit einem halben Jahre zu wiederholtenmalen gewesen ist. Er ist nun hier fast so allgemein gekannt, als zu Strasburg, und verschiedene Leute von hier, deren Krankheiten langwieriger sind, halten sich regelmäßig zu Strasburg auf; einige wohnen mit ihm im nämlichen Hause.

Auch war er diesen Winter einige Zeit zu Paris, wohin er zu einem der dortigen Großen, welchen die Pariser Aerzte aufgegeben hatten, berufen wurde. Dieser Herr machte nachher, aus Dankbarkeit, dem Grafen einen Besuch zu Strasburg, und dieser machte mit ihm eine Lustreise hieher, wo sie beide vor einiger Zeit ein paar Tage zubrachten.

Daß er von niemanden das geringste nimmt, noch je genommen hat, gebe ich Ihnen *als eine* Thatsache, die schlechterdings außer allen Zweifel gesezt ist: und selbst unter denen, die seine Feinde sind, ist keiner, was sie auch sonst von ihm sagen mögen, der ihn von dieser Seite verdächtig zu machen suchte. Man ist so sehr an dies gewöhnt, und nimmt es so durchaus für ausgemacht an, daß es niemanden einfällt, ihm irgend ein Geschenk, es mag eine Gestalt haben, welche es wolle, anzubieten. Zu Strasburg hat er ein großes Haus, und seine Kranken speisen häufig bey ihm, ohne daß er Mahlzeiten von ihnen annimmt.

Strasburg den 7. May 1783.

Herr D. von Lausanne kam vor kurzem nach Basel, und da er niemanden im Hause fand, als mich, blieben wir ein paar Tage zusammen und machten denn eine Reise hieher. Ich bin nun schon seit acht Tagen hier, und da ich mich mit dem Grafen von Cagliostro im nämlichen Hause aufhalte, habe ich täglich Gelegenheit, ihn zu wiederholtenmalen zu sehen. Von hier aus will ich Ihnen nun die Fragen beantworten, zu denen mein Brief vom vergangenen März Ihnen Anlaß gegeben hat.

Es wundert mich gar nicht, daß man bey Ihnen solche Abentheuer und Wundergeschichten von ihm weiß, denn zu solchen muß ein jeder Anlaß geben, der auf eine so sonderbare Art lebt, wie er, und dessen Gespräche bisweilen so mystisch klingen. Daß man wenig von ihm hält, und ihn im Ganzen als einen Mann verurtheilt, welcher das Geschicke hat, Tausende von Menschen zu hintergehen, auf eine Art, die vielleicht früher oder später an den Tag kommen wird — wundert mich eben so wenig: denn dies ist das allgemeine Urtheil, das man in der Ferne über einen Mann fällen muß, der sein Vaterland, seinen Stand, seine Religion und die Mittel seines Unterhalts verbirgt. — Ich gestehe Ihnen offenherzig, daß ich auf keine Weise mich getraue, ein Urtheil über ihn zu fällen,

und daß der Mann noch diesen Augenblick ein vollkommenes Räthsel für mich ist. Ich kann mich unmöglich entschließen, einen Mann darum zu verurtheilen, weil er mir unerklärbar ist, und weil er durchaus anders handelt, als alle andere Menschen. Ich weiß wohl, daß wir das Ansehen eines aufgeklärten Mannes haben, wenn wir alles, was wunderbar aussieht, mit einem Machtworte verwerfen, oder mit einem weisen Lächeln und Kopfschütteln zu Boden werfen. Meine demüthige Meynung ist aber demungeachtet, daß es höchst unphilosophisch ist, eine Geschichte geradezu zu verwerfen, ohne die Data hinlänglich geprüft zu haben. Lassen Sie mich also zusammen nehmen, was ich von diesem sogenannten Grafen von Cagliostro weiß, mit entschiedener Gewißheit weiß, und dann sehen, was sich etwa daraus schließen läßt.

Er kam im Jahre 1780 nach Strasburg, nahm eine gute Wohnung, und lebte da, wie ein Mann von Stande und Vermögen, mit Bedienten, Kutsche, Pferden rc. Er erhielt in kurzer Zeit einen ungeheuern Zulauf von Kranken aller Art, deren er viele vollkommen herstellte, wie ihre Zeugnisse es ausweisen. Er wurde in der Zwischenzeit zu Paris und Basel bekannt; wie viel Zeugnisse ich zu Basel für ihn eingesammelt habe, habe ich Ihnen zu wiederholtenmalen geschrieben. — Die Zahl seiner

Kranken zu Strasburg hat nunmehr abgenommen, theils, weil der erste Reiz der Neuheit vorbey ist, theils, weil er nicht alle herstellen konnte, theils, weil er in der lezten Zeit, ungeduldig über die vielen Mißhandlungen, Prüfungen und indiskrete Neugierde, der er ausgesezt war, selbst angefangen hat, viele abzuweisen. — Es sind nun viertehalb Jahre, daß er fast unausgesezt hier gewohnt, und folglich dem Publikum Gelegenheit gegeben hat, seinen Lebenswandel zu untersuchen. Noch immer ist sein Haus auf einen glänzenden Fuß eingerichtet, noch immer bezahlt er alles mit baarem Gelde, noch immer verschenkt er eine Menge Arzneyen und vertheilt Geld unter die Armen; noch immer ist der Mensch noch nicht aufgetreten, der gesagt hat: „Graf Cagliostro hat Geld von „mir genommen, oder ich weiß jemanden, von „dem er welches genommen hat;“ und noch immer ist der Mann oder der Banquier unbekannt, aus dessen Händen er sein Geld erhält.

Er ist unzähligen Kabalen und Verläumdungen ausgesezt gewesen, und der Hof hat ihn in Schutz genommen. Es ist hier gar wohl bekannt, daß das Ministerium verschiedenemal an den hiesigen Prätor, welcher die vornehmste obrigkeitliche Person des Königs in Civilsachen ist, geschrieben, und den Grafen von Cagliostro empfohlen hat. Ich will hier nur den Brief des Grafen von Ve-

genauer anführen, der vor etwa sechs Wochen hieher kam. Dieser Minister sagt unter andern: „der „gemeine Ruf ist so sehr für ihn, daß die Menschlichkeit erfodert, er solle da in Strasburg Ruhe „und Achtung finden. Dadurch, daß er ein Fremder ist, und durch das viele Gute, das er gethan „haben soll, hat er einen doppelten Anspruch auf „meine Achtung, und ich empfehle ihn Ihnen (dem „Prätor) sowohl, als dem Magistrate, über den „Sie präsidiren. Er verlangt weiter nichts, als „Friede und Sicherheit. Diese sind ihm schon „durch die Gesetze der Hospitalität gesichert" rc. rc.

Sein sittlicher Charakter ist, so weit er sich in Handlungen äußert, (und weiter kann ihn niemand beurtheilen) untadelhaft. Er ist äußerst regelmäßig in seinem täglichen Leben, ist kein Spieler, wenig dem Vergnügen ergeben, und äußerst mäßig im Essen und Trinken. Er ehrt und schätzt Tugend und zeigt Abscheu vor dem Laster. Zwar weiß niemand, zu welcher Religion er sich bekennt; aber er äussert nie den geringsten Mangel an Achtung für irgend eine Religion, so wie er durchaus Ehrfurcht für Gesetze und Ordnung bekennt.

Dies ist der Mann, nicht nur wie er mir beschrieben worden ist, von Leuten, die viele Monate lang unter dem nämlichen Dache mit ihm gelebt haben, sondern wie ich ihn selbst gesehen und gefunden habe. — Ich kann ihn unmöglich verun-

stellen. Er scheint gut, und dafür will ich ihn halten, so lange, bis ich das Gegentheil sehe. Seine Sonderbarkeiten, sein geheimnißvolles Wesen und sein ganzes Privatleben gehen das Publikum nichts an, so lange keiner von denen, die seit Jahren mit ihm umgegangen und ihn gebraucht haben, über ihn klagt. Man nennt ihn einen Quacksalber: — gleichwohl haben die, welche seine Arzneyen oder seine Verordnungen gebraucht, noch nicht über ihn geklagt. — „Scham,“ sagt man, „hält diese zurück.“ — Ist es wahrscheinlich, daß diese Scham so allgemein und so anhaltend seyn sollte, daß ein Quacksalber Jahre lang Schaden thun und sich doch im nämlichen Orte erhalten sollte? — Bin ich leichtgläubig, bin ich einer der Hintergangenen? — Wie das? Ich urtheile nicht, ich gebe blos Thatsachen, die Hunderten bekannt sind, während daß ich, in Rücksicht auf Entscheidung, meine gänzliche Unwissenheit gestehe.

Ich habe sonst von verschiedenen Leuten die Frage aufwerfen hören, „ob er nicht vielleicht mit seinen Apothekern gemeine Sache mache?— Dies ist durch die Erfahrung schon längst vollkommen widerlegt. Er hatte sonst blos einen Apotheker zu Strasburg; seitdem er aber häufig nach Basel gekommen ist, hat er auch einem dortigen Apotheker verschiedene Recepte gegeben, und beide genöthiget, ihre Arzneyen für einen so niedrigen

Preiß zu geben, daß sie selbst wenig dabey anders gewinnen können, als durch die Menge, die sie absetzen. Die Arzneyen, die diese bereiten, sind vorzüglich verschiedene Arten von Pillen und von Getränken, welche letztern mehrentheils aus Kräutern bestehen und aus einer großen Menge Artikeln zusammen gesezt sind; von beiden hat er die Recepte auch einigen Familien gegeben. Die Zubereitung der stärkern Tropfen aber, deren er verschiedene Arten hat, theilt er keinem Apotheker mit; er macht diese selbst, und giebt sie seinen Kranken, oft in großen Quantitäten, ohne Geld dafür anzunehmen, der Stand des Kranken mag auch seyn welcher er will.

Nun auf die Wundergeschichten, die, um die Sache mit Einem Worte zu sagen, alle erdichtet sind! — Er hat das Ansehen eines Mannes von sechsunddreyßig bis achtunddreyßig Jahren, und weder er noch irgend jemand von seinen genauern Bekannten hat je gesagt, daß er älter sey. — Das Geschichtgen von einem seiner Bedienten, welcher vorgab, er könne das Alter seines Herrn nicht sagen; alles was er wisse, sey, daß er dreyhundert Jahre in seinem Dienste wäre ꝛc. habe ich sonst auch gehört. — Eben so wenig habe ich auch bemerkt, daß er oder seine genauern Bekannten vorgäben, daß er übernatürliche Macht oder Kräfte besitze. Doch muß ich hier gestehen, daß

er durch die Dunkelheit, in die er alles, was ihn angeht, hüllt, und durch das geheimnißvolle Wesen, das er oft annimmt, zu solchen Mährchen selbst Anlaß gegeben haben mag. Vielleicht hat auch seine Neigung zum Scherz und Rache an indiskreter Neugierde ihn verleitet, gewisse Leute, die ihn ausspähen wollten, in solchen Einfällen zu bestätigen.

Dies muß ich freylich sagen, daß er gewohnt ist, als ein Wesen betrachtet zu werden, das den übrigen Menschen überlegen ist, und das alle andere zu übersehen und mehr als sie zu wissen behauptet. Dies vermuthlich giebt ihm den entscheidenden Ton, den er fast in allen Dingen annimmt, der öfters ins Unhöfliche fällt, und manchmal, im Falle man ihm widerspricht, beleidigend wird. Er geht alsdann wohl so weit, daß er, ohne Rücksicht auf Stand, den Leuten nicht nur beleidigende Dinge, sondern wirkliche Ungezogenheiten sagt. Er ist fast durchaus dogmatisch, und wenn er etwas entscheidend sagt, erwartet er, daß es als eine Entscheidung gelten soll, als von einem Manne kommend, der allein fähig ist, die Sache durchaus zu wissen. Dies findet vorzüglich statt, wenn das Gespräch auf solche Artikel kommt, als z. B. die Geheimnisse der Alten, die verborgenen Kenntnisse der orientalischen Völker, die Pyramiden, Hieroglyphen, Chal-

däer ꝛc. Ueber diese Dinge spricht er auf solche Art, daß er freylich in denen, die ihren Kopf von Grillen voll haben, drollige Gedanken erregen muß. Auch spricht er bisweilen umständlich über Dinge, über die andere Leute ihre Unwissenheit gestehen, und wenn er dann dogmatisch entschieden hat, und einer ihn fragt: wie er das wissen könne? lächelt er, oder dreht sich herum, ohne eine bestimmte Antwort zu geben, kurz, beträgt sich auf eine solche Art, daß er denen, die einen guten Glauben haben, vollkommen Raum läßt, ihre Einbildungskraft zu üben. — Diese Verfahrungsart ist besonders auch Herrn D... aufgefallen, der, wie Sie wissen, nicht unter die Gläubigen gehört, überhaupt gegen Cagliostro eingenommen war, und nun mit mir erklärt, daß der Mann ein unauflösbares Räthsel ist. Da wir beide ihn täglich zu wiederholten malen sehen, reden wir ohne Unterlaß von ihm, und bewundern seine Güte, seine Freygebigkeit, seine Menschlichkeit, während daß wir seine Sonderbarkeiten bedauern.

Cagliostro spricht eine Menge Sprachen, aber so fremd, und zum Theil so schlecht, daß man mit Gewißheit behauptet, daß er in keinem Lande der europäischen Sprachen zu Hause ist. Lateinisch und Italiänisch spricht er noch am besten; doch habe ich dieses blos vom Hörensagen, so wie das

daß ihn die Italiäner, seiner Sprache nach, nicht für ihren Landsmann erkennen. —

Aus dem, was ich von seinen Sprachen gesagt habe, und aus einigen seiner Gebräuche, schließt man am meisten mit Wahrscheinlichkeit, daß er ein Eingeborner von Asien sey. Da er sich nie über diesen Artikel erklärt, und es ihm nicht darauf ankommt, neugierige Forscher bald in den, bald in jenen Irrthum zu leiten, ohne jedoch selbst etwas Positives zu sagen, so bin ich hierin völlig im Dunkel.

Sie wissen, daß er verheurathet ist! Seine Gattin ist eine Römerin und bekennt sich dafür. Sie ist, dem Ansehen nach, nicht ganz dreyßig Jahr, scheint ein gutherziges Frauenzimmer zu seyn, und vollkommen wohl mit ihm zu leben. Der Graf sieht mit Vergnügen, daß man ihr Achtung und Aufmerksamkeit erzeigt, und scheint sie zu lieben, ob ich schon glaube, daß sie nicht gar viel mehr von ihm weiß, als andere Leute. — Hier ist Verläumdung und kleinstädtische Sitte abermals thätig gewesen; man sagt, sie wären nicht vermählt. Eine solche Sage nun kommt mir im höchsten Grade beides boshaft und abgeschmackt vor. Ich weiß nicht, ob sie vermählt sind, und Niemand weiß es und Niemand kann es wissen. Die Sache geht mich und Niemanden

an, und ist, dünkt mich, höchst gleichgültig; warum sollte ich aber, da die Sache unbekannt ist, nicht lieber annehmen, daß sie vermählt sind, als daß sie es nicht sind, da er sie als seine Gattin behandelt und ehrt? —

Cagliostro's vertrauter Umgang mit dem Kardinale, Prinzen von Rohan hat, wie ich höre, (denn ich rede hier blos von allgemeiner Sage) eher zu- als abgenommen. Wenn der Kardinal zu [illegible]rn sich aufhält, ist Cagliostro häufig bey ihm, und sie machen, sagt man, chymische Versuche. Daß andere das Wort chymisch in alchymisch verwandeln, läßt sich leicht erwarten: und da hört man denn vom Steine der Weisen, übernatürlichen Kräften und von Macht und Gewalt über Geister und Todte. Auch hier ist fast immer jemand aus des Kardinals Hause beym Cagliostro; z. B. während meines jetzigen Aufenthalts, ein Baron von Planta und des Kardinals Sekretär Herr Ramond de Carbonnieres.

Gegenwärtig wohnen hier mit dem Grafen im nämlichen Hause verschiedene Familien von Basel, einige Neuenburger, etliche Genfer und ein paar Deutsche von Adel. Cagliostro besucht diese häufig in den Morgenstunden, geht gelegentlich an die verschiedenen Tafeln, die einige dieser Familien gemeinschaftlich halten, oder trinkt Thee mit ih-

nen, und giebt selbst eine kleine Partie. Des Abends findet man gewöhnlich eine zahlreiche Gesellschaft in seinem Saale, weil die, welche seinetwegen hier sind, es sich mehrentheils zur Pflicht machen, ihm oder der Gräfin auf diese Art gewissermaßen einen Hof zu entrichten. Ich habe da zwanzig und mehrere Personen beysammen gesehen.

Sie erwarten nun wohl auch etwas von seiner Person. — Cagliostro ist klein, stark und dick, doch ist er wohl gewachsen und seine Glieder von gutem Verhältnisse; seine Augen haben etwas Gläsernes und sind äußerst scharf und eindringend. Mit diesen Augen sieht er den Leuten gewöhnlich steif ins Gesicht, und wenn sie geredet haben, heftet er sie öfters noch eine kleine Weile, ehe er antwortet. — Er kleidet sich wie ein Mann von Stande, sorgfältig, äußerst reinlich, aber ohne Pracht. Auch sein Ansehen ist das eines Mannes von Stande; aber seine Arten, seine Ausdrücke und sein ganzer Ton haben nicht das, was, in Europa wenigstens, der Ton der guten Gesellschaft genannt wird. Er hält sich keinesweges an die allgemeine Höflichkeit gebunden, die, in guter Gesellschaft allen Ständen eine gewisse Gleichheit giebt, und er erlaubt sich oft gegen Andere Ausdrücke und Arten, die Niemand wagt, gegen ihn wieder zu gebrauchen.

Sein Gedächtniß ist ungeheuer! Ich weiß eine Menge Beyspiele, daß er viele Leute, die er unter einem grossen Gedränge zum erstenmale gesehen hatte, den nächsten Tag nicht nur wieder kannte, sondern auch genau wußte, was eines jeden Krankheit sey, und was er einem jeden verordnet hatte.

Daß er alle Krankheiten zu heilen vorgäbe, habe ich nie gehört; wohl aber weiß ich Fälle, daß er gewissen Armen eine Summe Geldes gab und sagte: „Dies ist alles, was ich für Euch thun „kann.“ Er kehrte sich hernach gegen einen Bekannten und sagte: „Ich bin kein Gott, kann „nicht über die Natur gebieten, noch ihren Gang „aufhalten, wenn sie entweder gewaltsam oder „natürlicher Weise zu ihrer Auflösung gereift ist.“

Im Februar 1786.

„Was man mir von der Schweiz aus vom „Grafen von Cagliostro schreibt?“ — Das, lieber Freund, können Sie ungefähr sich selbst beantworten; ein Mann, der das Unglück hat, von der Obrigkeit ergriffen zu werden, muß nothwendig Unrecht haben, und die mehresten, die vorher im hohen Tone von ihm sprachen, geben ihn sogleich auf, und betrachten ihn am Ende seiner Komödie. — „Ich hab' ihm nie getraut, ob ich

„ihn schon selbst gebraucht habe.“ — „Ich
„habe ihn zu allen Zeiten für einen Betrüger
„gehalten und immer erwartet, daß es zuletzt
„ein solches Ende mit ihm nehmen werde.“ —
Nichts ist natürlicher und dem Menschen ähnlicher,
als alles das. Auch höre ich, daß viele Perso-
nen in der Schweiz, die sich für ganz hergestellt
erklärten, ihre Krankheiten wieder fühlen, seitdem
Cagliostro in der Bastille sitzt, und daß er nun
fast allgemein für einen Betrüger erklärt wird.

Wie viel von alle diesem wahr oder falsch
ist, weiß ich nicht; aber ich gestehe, daß mir die
Augen über den Charakter eines Mannes darum
nicht aufgehen können, weil er in der Bastille sitzt.
Ich schrieb Ihnen zu allen Zeiten, daß mir der
Mann ein Räthsel war, ich schrieb Ihnen umständ-
lich, was ich von ihm gesehen; es waren That-
sachen, und diese müssen Thatsachen bleiben, Ca-
gliostro mag auch seyn was er will. Ist er ein
Betrüger, ein Bösewicht — so werde ich darum
nicht einen Augenblick schlechter von meinem Ver-
stande denken, weil ich ihn um deswillen, was
ich von ihm sagte, nicht verurtheilt habe. — Was
seine Fähigkeiten als Arzt betrifft, so kann ein je-
der, der ihn berathen hat, blos nach eigenem
Gefühle urtheilen, und da erkläre ich Ihnen, lie-
ber S**, mit Dank und Freude, daß ich seit drey

Jahren eine ungleich bessere Gesundheit geniesse, als ich die drey lezten vorhergehenden hatte.

Ich kann bey dieser Gelegenheit einen Artikel nicht übergehen, mit dem Herr Meiners seine Schweizerbriefe, die Sie mir so eben geschickt haben, schliesst. Mich dünkt, es ist unphilosophisch, einen Mann zu beurtheilen, den man nicht kennt. Herr Meiners kann vielleicht, durch die Folge, seine Beurtheilung bestätigt sehen, und doch halte ich sie für äußerst ungerecht. Er selbst hat Cagliostro nie gesehen, und erhielt Nachrichten von ihm, deren einige unmöglich von Leuten kommen konnten, die je selbst mit Cagliostro umgingen. — „Er giebt vor, daß er Gotteslåugner riechen könne, und daß er durch ihre Ausdünstungen in epileptische Zuckungen versezt werde, in welche heilige Krankheit er, wie ein ächter Jongleur, fallen kann, wann er will.“ — „Seine ganze Heilungskraft ist nur allein, oder doch hauptsächlich auf Nervenkrankheiten eingeschränkt, bey denen durch die Diät, durch einige heroische Arzneyen, am meisten aber durch den starken Glauben an die Wundergaben und die magisch feyerlichen Zurüstungen des Arztes unglaublich viel ausgerichtet werden kann.“ — Diese zwey Artikel habe ich mit nicht geringem Erstaunen gelesen, weil sie mir wirklich etwas ganz

Neues sind. Ich habe den Mann so oft gesehen, habe Hunderte seiner Kranken gekannt, unter denen Nervenkranke, sowohl als andere waren, habe unzähligemale von ihm gesprochen, aber so etwas habe ich nie, weder von ihm selbst, noch von irgend jemanden, ja nicht einmal von denen seiner Feinde, die ihn kannten, gehört. Es ist bekannt genug, daß seine Apotheker zu Strasburg und Basel die Recepte seiner mehresten Arzneyen haben, und daß ihre Zusammensetzung auch vielen andern Leuten bekannt ist. Freylich hab' ich das Theater, in dem Cagliostro wirkte, fast schon vor drey Jahren verlassen, und seitdem wenig von ihm gehört; aber das erkläre ich, daß dem Herrn Meiners Dinge berichtet worden sind, von denen ich, als ich noch dort lebte, nie das geringste gehört habe, und wovon die lezten vier Seiten seines Buches voll sind.

Den 16. März 1786.

Endlich ist mir das Memorial des Grafen von Cagliostro, von dem wir seit einiger Zeit so viel in den Zeitungen gehört, zu Händen gekommen, und ich habe es so eben in einer englischen Uebersetzung gelesen. Nach dem, was ich davon gehört hatte, erwartete ich einige Aufschlüsse über den Mann sowohl, als über seine Geschichte darin

zu finden; allein ich sehe, daß beides so dunkel und so verwickelt ist als jemals. Indessen finden Sie doch soviel darin, daß er selbst und öffentlich allen den wundervollen Mährchen widerspricht, denen ich in meinen Briefen an Sie zu allen Zeiten widersprochen habe, und die man häufig, als von ihm selbst kommend, in die Welt gebracht hat. Er giebt also nicht vor, daß er Gotteslängner riechen könne; er ist nicht Jahrhunderte alt, sondern so alt, als er ungefähr scheint, achtunddreyßig Jahre; er ist nicht der wandernde Jude, nicht der Antichrist, sondern ein Mann, welcher sagt, er wisse selbst nicht, wer seine Aeltern gewesen seyn. — Auch finde ich hier zum erstenmale, daß er seine Banquiers, wenigstens zwey, angiebt. Herr Serrassin, den er als einen derselben nennt, ist der nämliche, in dessen Hause zu Basel Cagliostro sich gewöhnlich aufhielt, ein angesehener Mann in seinem Wohnorte, wo er fast beständig gelebt hat und allgemein gekannt ist.

Auch erklärt Cagliostro öffentlich, und soviel ich weiß zum erstenmale, daß er weder ein Jude noch ein Mahomedaner ist, und erbietet sich es zu beweisen, so wie auch das, daß seine Gattin ihm wirklich angetraut ist.

Noch einmal: Dieses Memorial ist so sonderbar, als der Mann selbst! Vieles darin läßt

sich schlechterdings nicht erklären und folglich nicht beurtheilen. Ist Cagliostro in der gegenwärtigen Sache unschuldig, so werden die, welche ihm Dank schuldig sind, sich freuen; ist er schuldig, so wird es immer unbegreiflich seyn, daß ein Mann regelmäßig ansehnliche Summen an andere verwandte, reiche Almosen an Arme gab, und mit ungerechtem Gute sich bezahlte, während daß es bekannt ist, daß er auf eine rechtmäßige Art sich leicht ein ungeheures Vermögen hätte erwerben können.

Ich habe nicht den geringsten Einwand dagegen, daß Sie diesen Brief, so wie alle, die ich Ihnen über Cagliostro geschrieben habe, an meine Schweizerbriefe andrucken lassen, da sie nicht sowohl meine Urtheile als Thatsachen enthalten, von denen ich ein Augenzeuge war.

Ende
des dritten und lezten Theils.

Inhalt des dritten Theils.

Im Jahre 1780.

schaft — (Allgemeine Topographie der Alpen und allgemeiner Begriff von den Reisen über dieselben) — Hütte oder Zollhaus auf der Gemmi — Taubensee in einer Felsengegend — Schneckengang. — Die Beschreibungen von der Gemmi und ihrem Paß sind falsch und übertrieben.

Bivis den 18. Jul. S. 35. Rückreise durch Wallis: Leuk — Eine der schönsten Aussichten durch Wallis hinab. — Flecken Siders, artig (Familie von Curt) — Vortreflicher Wein bey Siders — Dorf St. Leonhard — Wallisische Nachläßigkeit — Sitten, Hauptort der Republik — (Verändertes Bette der Rhone) Schloß Moreria, Sitz des Bischofs u. Versammlungsort der Abgeordneten der 7 Zehnden — Langweiliger Weg von Sitten bis Martinach — Martinach; (von da aus die Hauptstraße über den großen und kleinen Bernhardt und in die savoyischen Eisgebirge) — Nachricht von den Cretins — Unreinlichkeit, Nachläßigkeit und Faulheit der Walliser — Wallis ist eins der fruchtbarsten und schönsten Länder — Vortrefliche Forellen, Wildpret ꝛc. — Das Land hat wenig Einwohner — (sie gehen in fremde Kriegsdienste) — Sonderbare Regierungsverfassung dieses Landes — (Einige Titel und Anreden) — Religion, katholisch — Sprache — Wasserfall Pissevache zwischen Martinach und St. Moriz — Verwüstungen, welche die Bergströme und Flüsse anrichten — St. Moriz und seine sonderbare Lage — Steinerne Brücke — Bex, Bevieux, Aelen (Bernergebiet) — Marmorbruch.

spricht von Politik — Procession der Repräsentanten.

Genf den 14. Decemb. S. 104. Karl Bonnet.

—— den 20. Decemb. S. 107. Spatziergänge des Verfassers in den schönen Genfergegenden und Aussichten — Mont blanc — die Schneeberge um den Mont blanc werden jezt von den Reisenden am meisten besucht.

Im Jahr 1781.

Lausanne den 25. Febr. S. 112. Genuß der Vorzeit, Empfindungen über alte Freundschaft, über das Leere in der Gesellschaft ꝛc.

—— den 21. März S. 115. Societé litteraire zu Lausanne.

* * *

Eingeschalteter Brief.

Monat November 1779. S. 117. Ueber Franz Schütz.

Lausanne, den 24. April. S. 118. Ueber denselben.

—— den 18. May. S. 119. Desselben Tod.

Genf den 28. May. S. 121. Die Gegend Secheron bey Genf — Schützens Denkmal zu Sacconay.

Schloß R. bey Lausanne den 22. Jul. S. 158. Kirche zwischen drey Dörfern — Bridel, ein Prediger.

—— den 17. Aug. S. 159. Schloß Vuiflens, das älteste im Lande — Es giebt in dieser Gegend keine verfallene oder zerstörte Schlösser.

Lausanne den 10. Decemb. S. 161. Staatsverfassung von Lausanne — Feyerlicher Aufzug bey Gelegenheit des Eids, welchen der neue Berner Landvogt der Stadt schwören muß.

Im Jahr 1782.

Lausanne den 10 May S. 165. Ueber Mittheilung und Zurückhaltung seiner Empfindungen gegen andre — Im Pays de Vaud macht man aus dem Umgang und geselligen Leben eine Art von Studium, um des Lebens froher zu genießen.

—— den 17. May S. 171. Der Verfasser nimmt allmälig von den Gegenden des Genfersees Abschied.

Neuenburg den 31. May S. 173. Abreise von Lausanne über Orbe — (unvollendeter Kanal) — Iferten (Yverdon) niedlich und artig; die Gegend feucht und von einer Menge Flüsse und Kanäle durchschnitten — de Felice — Castrum Ebrodun und römische Würfel — Neuenburger Gebiet ist unfruchtbar und rauh, aber reich an Künstlern.

Im Jahr 1783.

haupt bereisen — Weitläufiger über diesen Artikel in Beziehung auf die Schweiz. — Die mehresten Urtheile über den Schweizer-Menschen sind einseitig, eingeschränkt und oft widersprechend — Ursachen davon.

Basel den 12. Febr. S. 212. Ueber den National-Charakter der Schweizer im Ganzen und in den einzelnen Cantonen. National-Charakter: 1) Vaterlandsliebe — 2) Nationalstolz — Ursachen davon — Parvenus, unter welchen die Einwohner des Pays de Vaud die zahlreichsten sind, die sich scharfsinniger, feiner rc. zu seyn dünken, als die übrigen.

—— den 14. Febr. S. 224. Fortsetzung: 3) das Auswandern in fremde Länder (aus der Wadt insbesondere und der ganzen Schweiz überhaupt) — Ursachen und Wirkungen davon. — 4) Industrie.

—— den 18. Febr. S. 240. Fortsetzung: Unterscheidungszüge und Eigenthümlichkeiten der einzelnen und verschiedenen Cantone.

Wifflisburg den 3. April S. 247. Topographie des Berges J[illegible]a: Er macht ein Ganzes aus, und steht wie frey und in einer Ebene — Seine einzelnen Theile werden beschrieben — Hinter Biel scheint die Hauptmasse desselben zu seyn, von wo aus er sich in zwey große und lange Arme zieht — Er hat an den mehresten Orten eine gewisse Gleichförmigkeit — von der Schweizerseite betrachtet ist seine Forme plump und besteht aus

grossen, ungeformten Massen — in den innern Theilen ist er romantisch und reich an Welden — die Aussenseite und die niedern Gegenden sind für den Weinbau geschickt — die Schafmatte, eine der merkwürdigsten Höhen dieses Gebirges — Allgemeine Bemerkung über die verschiedenen Formen der verschiedenen Berge in der gesamten Schweiz.

* * *

Briefe, welche Urtheile über Bücher, welche die Schweiz betreffen, enthalten.

Im August 1781, S. 277. Voyage dans la Suisse occidentale.

Im Januar 1783. S. 288. Andreä Briefe über die Schweiz.

** Im November 1785 S. 281. Observations on the present state of Denmark, Russia and Swisserland in a series of Letters, London 1784.

** Im März 1786. S. 283. Meiners Briefe über die Schweiz: Der Theil, der von der deutschen Schweiz handelt, ist das beste, was über dieses Land geschrieben worden ist. — Der Theil über die französische Schweiz ist weit unter jenem. — Bemerkungen über die französische Schweiz, vorzüglich über Lausanne, zu denen Herrn Meiners Briefe Anlaß geben: Ueber die Schönheiten der Gegenden am Genfersee, die der Verfasser allen von ihm gesehenen vorzieht. — Lausanne ist mehr von Fremden besucht, für ein anderer Ort in der Schweiz, und wird als eine für die Erziehung junger Leute schickliche Stadt gehalten — Des Herrn von Mezerie und anderer Pensions Institute — Die Fremden sind für den größern und bessern Theil der Einwohner mehr schädlich als nützlich — Daß die Lausanner die Fremden auf mannichfaltige Art zu benutzen und zu bevortheilen wüßten, ist ein ungegründeter Vorwurf — Die Sprache ist unter dem größten Theil der Einwohner höchst fehlerhaft — Die deutschen Schweizer schicken ihre Söhne und Töchter, weniger nach Lausanne, als in an-

* * *

Briefe über den Grafen von Cagliostro.

** Im Februar 1786. S. 346. Ueber andere und Herrn Meiners Urtheil über den Grafen von Cagliostro.

** Im März 1786. S. 349. Etwas über das Memorial des Grafen von Cagliostro.

In der Verlagshandlung sind außer vielen andern zu haben:

Anton Walls Bagatellen, erstes Bändchen. Zweite verbesserte und mit zwey Titelkupfern gezierte Auflage. 8v. 16 gl.

— — — derselben zweites Bändchen. 8v. 16 gl.

— — — Miß Sara Salisbury, vier Theile. 8v. 1 Thl. 8 gl.

— — — Aemilie, ein komischer Roman nach Fielding. 3 Theile 8v. 1 Thl.

Archenholtz, J. W. von, England und Italien 3 Theile. 8. 2 Thl. 12 gl.

—— Die Engländer in Indien. Nach Orme. Erster Band. Mit einer Landkarte von Indostan. 1 Thl. 4 gl.

(Der 2te und 3te Band sind unter der Presse.)

Argensville, Leben der Maler: aus dem Franz. übersezt von D. J. J. Volkmann. 4 Bände. gr. 8 4 Thl.

Vom Könige Artus und dem bildschönen Ritter Wieduwilt; ein Ammenmährchen. 8v. 16 gl.

Baltimore, F. Reise nach dem Orient, aus dem Engl. übersezt. gr. 8. 6 gl.

Banniers, Ant. Erläuterung der Götterlehre und Fabeln aus der Geschichte: übersezt und berichtigt von J. A. Schlegel und J. M. Schröckh. 5 Bände. gr. 8. 11 Thl.

Eduard Blondheims geheimes Tagebuch. 8v. 12 gl.

Briefe von und an Lord Rivers, nebst einer Schilderung von dem jetzigen Zustande der deutschen Litteratur. 8v. 20 gl.

Briefe über die Schulpforte; nebst einigen vorläufigen Betrachtungen über die Schulerziehung überhaupt. 8. In Commission. 16 gl.

Erdbeschreibung, Versuch einer historischen für die Jugend. 2 Bände. 8. 2 Thl.

Gallisch, D. Fr. Andr. Netschen Rosenfarb. Zwey Theile. 8v. 1 Thl. 4 gl.

— — Ein Dutzend leichte Erzählungen, in Versen. 8v. 8 gl.

Georgi's, Joh. Gottl. Rußland. Beschreibung aller Nationen dieses weitläuftigen Reichs, ihre Lebensart, Religion, Gebräuche, Kleidungen, Wohnungen und übrigen Merkwürdigkeiten. 2 Bände. Mit zwey ausgemalten Kupfertafeln, welche 39 Kleidungstrachten darstellen, und acht eingedruckten Kupfern gr. 4. 8 Thl.

Abbildung aller Nationen des Russischen Reichs, unter Aufsicht der kaiserl. Akademie der Künste zu St. Petersburg gezeichnet, in Kupfer gebracht und ausgemalt. 95 Folio Blätter. 18 Thl.

Dieselben in schwarzen Abdrücken. 8 Thl.

Harte, Walter, Leben Gustav Adolph des Großen; aus dem Engl. übersezt und mit berichtigenden Erörterungen begleitet vom Herrn Hofrath Böhme. Mit militärischen Plans und Landcharten. gr. 4. 6 Thl.

Hiller, J. A., Ueber Metastasio und seine Werke, nebst einigen ins Deutsche übersezten Stücken desselben. gr. 8. auf Schrp. mit Metastasio's Bildnisse. 1 Thl. 8 gl.

Auf Druckpapp. 1 Thl.

Jüngers, J. F. Hulderich Wurmsamen von Wurmfeld, erster und zweiter Theil. 8v. 1 Thl 20 gl.

(Der 3te und lezte Theil ist unter der Presse.)

— — Der kleine Cäsar, ein komisch-satyrischer Roman. Mit Kupfern von Chodowiecky. 8. 1 Thl. 8 gl.

— — Camille, oder Briefe zweyer Mädchen aus unserm Zeitalter. Vier Bände. compl. 8v. 3 Thl. 12 gl.

Kretschmanns, Karl Fr. sämtliche Werke. 3 Bände. 8. 3 Thl.

Lesbare Sachen beym Verdauungsgeschäfte und am Putztische. Zwanzig Begebenheiten. 8. 1 Thl.

Lyrische Gedichte. 8. auf holl. Schrbp. 6 gl.

Meißners, A. G. Geschichte Englands, nach Hume. 2 Theile. 8. 1 Thl. 12 gl.

Meißners, A. G. Skizzen, erste bis achte Sammlung. Zweite, gänzlich umgearbeitete, um ein Drittheil vermehrte und mit Kupfern gezierte Ausgabe. 8. 4 Thl.

(Zur ersten Ausgabe, worin die Geschichte der Bianka Capello mit enthalten war, ist auch noch einzeln die fünfte Sammlung à 1 Thl. 4 gl. die sechste à 16 gl. und die siebente und achte à 16 gl. zu haben.)

— — — Bianka Capello. Zweite gänzlich umgearbeitete und mit Kupfern gezierte Ausgabe. 8. 1 Thl. 16 gl.

Der Decameron des Boccaz; aus dem Italienischen nach der einzigen unkastrirten Original-Ausgabe neu übersezt. Mit Kupfern. Vier Bände. compl. 8. 4 Thl. 8 gl.

Rabeners, G. W. Satiren. Vier Theile. compl. gr. 8. 2 Thl.

— — — sämtliche Schriften. 6 Theile. compl. 8. 2 Thl. 16 gl.

auf Schreibp. 3 Thl. 12 gl.

Die besten Werke der Frau Marie Riccoboni, bestehend in Romanen, Erzählungen und Briefen; aus dem Franz. frey übersezt von Anton Wall. Vier Bände. compl. 8. 4 Thl.

Saint-Lamberts Orientalische Fabeln, nebst drey Erzählungen; übersezt von C. F. Weiße. gr. 12. 12 gl.

— — — Jahreszeiten; übersezt von Ebendems. gr. 12. 16 gl.

Sammlung kleiner Romane und Erzählungen der Ausländer. Zwey Bände. 8. 1 Thl. 8 gl.
Schlegels, J. A. Fabeln und Erzählungen. 8. 12 gl.
Schmids, D. Chr. Heinr. Biographie der Dichter, Kleist, Cronegk, Brawe, Chaulieu, Plautus, Racine, Thomson, Shakspeare, Spenser, Prior, Pyra, Uz, Pindar, Hagedorn, Rost, Gay, und Lichtwehr. 2 Bände. gr. 8 2 Thl.
Schmidts, Klamer Eberhard Karl, Fabeln und Erzählungen, nebst einem Anhange von Idyllen. 8. 6 gl.
Die Stutzperücke, eine deutsche Geschichte. 8. 20 gl.
Das Gespenst, ein Gegenstück zur Stutzperücke, von demselben Verfasser. 8. 8 gl.
Frühlingsblumen, von dems. Verf. 8. 12 gl.
Theagenes und Charikléa; aus dem Griechischen des Heliodor übersezt von J. N. Meinhard. Zwey Theile. compl. 8. 1 Thl. 6 gl.
Wezels, J. K. Herrmann und Ulrike, ein komischer Roman in vier Bänden. Mit Kupfern. 8. 4 Thl.
— — Peter Marks und die wilde Betty; zwey Ehestandsgeschichten. Mit zehn Kupfern von Chodowiecky. 8. 2 Thl. 16 gl.
Dieselben ohne Kupfer auf Druckp. 16 gl.
— — Kakerlak, oder Geschichte eines Rosenkreuzers. Auf Schreibp. mit lateinischen Lettern. 8. 20 gl.
auf Druckp. mit deutscher Schrift. 8. 12 gl.
— — Robinson Krusoe. 2 Theile. 12. 1 Thl. 4 gl.
— — Prinz Edmund, eine komische Erzählung in Versen. 8. 5 gl.

